Das

Geschichtenbuch des Wanderers.

Neue Erzählungen

aus Dorf und Birg, aus Wald und Welt

von

P. K. Rosegger.

Erster Band.

Siebente Auflage.

Volks-Ausgabe.

Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1898.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Verhandlung

zwischen Autor und Verleger.

Der Verleger: Zeit ist Geld. Also zur Sache: Ich wünsche ein neues Buch von Ihnen.

Der Autor: Sie sind ein kühner Mann. Haben Sie doch schon fast anderthalb Dutzend Bände von mir!

V. Machen Sie die genannte Zahl voll.

A. Ich würde an Ihrer Stelle die Verlagswerke nicht zählen, sondern wägen.

V. Das überlasse ich dem Maculaturkäufer. Doch einstweilen ist man gewohnt, unter dem Christbaum einen neuen Band vom Waldpoeten zu finden.

A. Man vergißt über die Waldbücher den Wald.

V. Wir brauchen keinen Wald. Wenn alles Holz verthan ist, brennen wir Bücher.

A. Wissen Sie, warum den Faust der Teufel geholt hat? Weil er den Bücherdruck erfunden. — Soll ich denn so viel schreiben, daß man mich auf meinen Schriften verbrennen kann?

V. Machen Sie sich nichts draus. Der Karthager Clitomachus schrieb über vierhundert Bücher, Chrysippus an siebenhundert, Didymus gar viertausend. Keiner ward verbrannt.

A. Weil sie keiner drucken ließ.

V. Luther ließ 1136 Schriften und Broschüren drucken.

A. Die Tinte eines solchen Mannes ist, wie der Koran sagt, werthvoll gleich dem Blute des Märtyrers. Wenn wir Anderen dem Beispiele folgen wollten, müßte unsere Erdoberfläche in kurzer Zeit eine Bibliothek werden.

V. Sie übertreiben. Ein moderner Schriftsteller schreibt sein ganzes Leben lang nicht mehr, als was ein Esel ihm nachzuschleppen vermag.

A. Aber bedenken Sie, daß kein Esel groß genug ist, seinen Weg mit dem eines deutschen Poeten zu theilen. — Und deß bin ich überzeugt, wenn aller Spreu von der Weltliteratur aller Zeiten ausgeschieden wäre, so trüge sie ein Esel leicht auf seinem Rücken, und zwar auf einmal.

V. Sie wären frivol genug, sich über den Untergang der Alexandrinischen Bibliothek zu freuen.

A. Bedauern können den Verlust fremder Gedanken nur Die, welche keine eigenen haben. Hingegen vergleiche ich Schriftstehler, welche aus fremden Büchern eigene schreiben, mit jener Katze, die ein Pfund Butter fraß und doch nur dreiviertel Pfund wog.

V. Herr, Ihre Bemerkungen mögen am Ende auch kein eigenes Fett sein.

A. Vielleicht spare ich mir selbes auf das Werk, welches ja eigentlich noch gar nicht existirt.

V. Sie schreiben doch jeden Tag!

A. Briefe.

V. Wohl doch nicht lauter —

A. Nein, nicht lauter Besänftigungsbriefe an die Gläubiger, sondern auch Artigkeitsschreiben an gute Leute, die in Zuschriften meine Bücher loben und um Frei-Exemplare bitten; tiefsinnige Sprüche für Autographensammler, Gedichte für Anthologien und Wohlthätigkeits-Albums. Ferner Antworten auf briefliche Anfragen wißbegieriger Leser, in welchem Bergwinkel der „Waldschulmeister" spielt, wann und wo sich die Geschichte des „Gottsucher" zugetragen habe, wo man die „Dorfsünden" zu kaufen und den „Heimgarten" zu schenken kriege? — So vergeht der Vormittag.

V. Und Nachmittags?

A. Macht man sich über die historischen Dramen hoffnungsvoller Gymnasiasten, über die lyrischen Gedichte feinbesaiteter Ladenschwengel, über die Novellen und Romane höher gebildeter Töchter u. s. w., die mit dem Ersuchen geschickt worden sind, darüber ein „wenn auch noch so strenges Urtheil" zu fällen und sie einer Zeitungsredaction oder einem Verleger zu recommandiren. So vergeht der Tag.

V. Um Gotteswillen, wann dichten Sie denn Ihre Novellen und Skizzen, denen man in den Blättern begegnet?

A. Beim An- und Auskleiden, auf der Eisenbahn, wenn ich Besuch habe oder öffentlichen Vorlesungen über Kunst und

Literatur beiwohne, bei welchen man ungestört seinen eigenen Gedanken nachhängen kann.

V. Und von diesen bei solchen Gelegenheiten entstandenen Dorfgeschichten, Waldnovellen, Volksschilderungen und dergleichen wollen wir wieder eine neue Sammlung flott machen.

A. Denken Sie an die Kritiker! Diese haben lange geschwiegen. Aber immer wieder Bauern und nichts als Bauern! Geben Sie Acht, den Herren reißt endlich die Geduld!

V. So schreiben Sie einmal aus der Gesellschaft, aus der großen Welt.

A. Wollen Sie mich zu Grunde richten? Wissen Sie nicht, daß man mir meine Dorfgeschichten nur verzeiht, weil es keine Stadtgeschichten sind? Wissen Sie nicht, daß die Recensenten unruhig werden, so oft man einen Bauernburschen nur assentirt, oder ein hoffärtiges Dienstmädel aus einer Dorfgeschichte weg in die Stadt läuft — weil sie fürchten, daß der Autor diesen Leutchen nun geistig nicht mehr zu folgen vermöchte!

V. Seit wann denken denn Sie an die Recensenten, anstatt an das, was in Ihnen keimt und reift und gedichtet sein will? Hat die Gesellschaft, die Welt, in der Sie nun doch schon seit zwanzig Jahren leben, Sie denn niemals angeregt? Vermag denn das Culturleben und seine Alles mit sich fortreißende Gewalt, sein Tausenderlei von Gestalten, Ideen, Bestrebungen, Verirrungen Sie nicht zu begeistern, zu interessiren, aufzuregen, Ihre dichterische Kraft herauszufordern?

A. Gewiß.

V. Also warum schreiben Sie nicht Weltgeschichten wie Sie Waldgeschichten schreiben?

A. Ich schreibe sie ja. Ich bin viel in der Welt gewandert, nicht allein von Thal zu Berg und von Land zur See, ich bin geistig — auf den Beinen des ewigen Juden — durch die Geschichte geschritten von Epoche zu Epoche, bin gewandert durch die Schichten der Gesellschaft vom Bauer bis zum Fürsten und wieder zurück bis zum Zigeuner. Ich habe nicht allein in der Werkstatt angehalten und in der Stube des Bürgers, sondern auch beim Lehrer und Gelehrten, beim Künstler und Soldaten, beim Geistlichen und Aristokraten. Ich habe erfahren, gelernt und gelesen, wie Andere. Manches hat mich gefördert, Vieles hat mir mißfallen. Daß mein freies Auge in Dorf und Wald klarer und richtiger sieht, als durch die Stadtbrille, ist natürlich. Die Bauernaugen werden in einer künstlichen Perspective leicht irre. Aber die Freude und das Herzleid und den Spott und den Zorn über das, was ich auf meinen Wanderungen gesehen, konnte ich so wenig bei mir behalten, als die Eindrücke des Landlebens in meiner Heimat. Ich rächte mich an der Welt, indem ich nach den schlimmsten Mustern ihrer Literatur geschrieben. Die Leser würden davor entsetzt sein, wie ich selbst es bin.

V. Wo sind diese Manuscripte?

A. In meinem Kasten, mit sieben Schlössern verschlossen.

V. Und der Schlüssel?

A. In's Wasser geworfen.

V. Ich habe einen Krebs gekauft, der den Schlüssel in der Scheere trug. Also können wir die Sachen drucken.

A. Sind Sie denn ein Freund von Krebsen, Herr Verleger?

V. Nur von denen aus dem Thierreich.

A. Und sind Sie sicher, daß Ihnen meine Schriften aus dem Weltleben nicht zurückgehen werden?

V. Geben Sie mir zwei Bände, damit sie in der Fremde nicht so leicht Heimweh bekommen.

A. Sie beunruhigen mich. Ich habe Sie bisher für einen klugen Mann gehalten.

V. Sehr schmeichelhaft. Ein kluger Mann macht zuweilen ein Experiment. Waldgeschichten und Weltgeschichten.

A. Mesalliance.

V. Aber pikant!

A. Werther und Verehrter, ich will Ihnen was sagen. Das Pikante, das lassen wir, darum allein sind auch die Weltgeschichten nicht geschrieben worden. Sie kamen ebenso tief, als die Dorfbilder; es mag mancher Tropfen Galle daran sein, aber sicherlich auch ein wenig Herzblut. Das Herzblut den Menschen, die Galle den Spitzbuben und Thoren. Es liegt Absicht in den Sachen, ich gestehe es. — In Gottesnamen, reihen wir sie ein. — Jagen Dich die Recensenten heim, so laufest flink, versteckest Dich hinter einem Baum und lugest munter herfür.

V. So gefallen Sie mir. Die Dorfgeschichten wollen wir voranstellen, damit der derbe Bauer das zimperliche Weltkind decke.

A. Etwas Bauernblut wollen wir auch in's zarte Weltkind transfusiren, falls es nicht todt geboren ist. Nur möchte ich wissen, wie Sie diese beiden Wesen mit ihren vielartigen Erzählungen, Schilderungen, Schnaken und Schrullen, Spott und Ernst unter Einen Hut bringen wollen.

V. So wie sie Gott unter Einen Hut gebracht hatte, als er den Himmel spannte über Wald und Stadt.

A. Mann, Sie verlegen Bücher und sind poetisch! Aber bedenken Sie, der blaue Himmel ist leichter zu spannen über Wald und Stadt, als ein passender Titel zu finden für ein so ein zwiespaltiges Buch.

V. Sie haben gesagt, daß diese erzählenden Schriften aus Wanderungen herrühren. Daher nennen wir dieses neue Werk „Das Geschichtenbuch des Wanderers".

A. Das erste Blatt gehört Ihnen. Der Inhalt möge der Lesewelt mein literarisches Wesen vervollständigen. Sollten Sie von meinen Schriften einmal eine neue Ausgabe drucken wollen, so hätten Sie aus dieser Sammlung den „Liebesbrief", „Die Geschichte einer Nähterin" in die Waldheimat zu thun, den „Uhrhändler", den „Ameisler", „Herrn Florin" in die Aelpler, den „Staudenhiesel", den „Naturfreund" in die Sonderlinge, den „Korbflechter von Abelsberg", den „Gerichtstag von Abelsberg", „Wie der Abelsberger Gesang-Verein preisgekrönt worden ist" und „Auf der Wacht" in die Abelsberger-Chronik (Feierabende). Die kleinen Skizzen sieben sich durch.

V. Und alles Andere gehört wohl in's Buch der Novellen?

A. Lassen wir das Wort „Novellen". Die Herren Kritiker machen ohnehin ein schiefes Gesicht wegen unseres Buches der Novellen, sie haben was gelernt und ist ihnen der Unterschied zwischen verschiedenen Erzählungsarten wohl geläufig. Ich bin weder ein Novellen- noch ein Romanschreiber, ich bin ein Wildling und muß auch so gut sein.

V. Gewissen Herren gegenüber würden Sie auch dann nicht aufkommen, wenn Sie Ihre Stoffe aus dem Bauernleben in die denkbar künstlerischeste Form kleideten.

A. Sie meinen die literarischen Bauernfresser. Sie führen mich da auf die Wahlstatt, mein Freund. — Hinaus mit dem Bauern aus der schönen Literatur! Hören Sie den Schlachtruf?

V. Ein thörichtes Geschrei.

A. Warum? Die Sache giebt sich sehr hübsch, man kann Mätzchen machen dabei. „Der Realismus in der Literatur wird nachgerade unerträglich! Besonders das Dorfgeschichtenunwesen! Was fängt der echte Dichter mit dem Bauern an? Dieser bietet viel zu wenig psychologische Probleme dar, er hat keine Berührungspunkte mit der Welt. Höchstens ist der Bauer in der Poesie als komisches Element zu gebrauchen, etwa für Posse und Schwank." — Schön. Somit sind gleichzeitig große sociale, volkswirthschaftliche Fragen gelöst. Der Bauer ist nicht ernst zu nehmen. Er läuft in der Welt nur so nebenher und schlägt seine Purzelbäume.

V. Nun, was sagen Sie dazu?

A. Daß uns die Socialisten, Naturforscher, Psychologen, Ethnographen, Literarhistoriker u. s. w. hinter's Licht geführt haben. Da wurde gefaselt, daß die ganze Sippe der Bauer ernähren müsse, und größtentheils auch beschützen. Nach Darwin sollen die Menschen sogar vom Bauern abstammen. Aesthetiker behaupteten, die Poesie kenne weder politische Grenzen noch Standesunterschiede, ihr Reich sei in allen Menschenherzen. Ethnographen und Psychologen wollen gefunden haben, daß der Landmann in Bezug auf die Kraft seines Sinnenlebens, in Bezug auf den Schwung seiner Weltanschauung, in Bezug auf die Gewalt seiner Phantasie mit dem Städter sich messen könne. Die Literarhistoriker haben die ältesten und unsterblichsten Denkmäler der Poesie angeblich dort entdeckt, wo das Volk in der Werkstatt wohnt und in der Hütte: Das Volksmärchen, das Volkslied. Wie schwer hierin selbst große Poeten irren können, beweist, daß Goethe seine lieblichste, Schiller seine herrlichste Dichtung bei den Bauern spielen ließ. — Nun wissen wir es besser, der Banquier auf der Börse, der Lieutenant am Billard oder an der Credenz der Cassierin, der gelehrte Stubenhocker, die fürstliche Ehebrecherin, der gräfliche Intriguant, das sind poesiefähige Leute. Aber Andreas Hofer ist es nicht. Die frischen Burschen und Dirnen, die sich vor lauter Lebensfreude kein Ende wissen; der Bauer mit den eisenstarren Rechtsbegriffen ist nicht poesiefähig. Der äußerlich wilde, innerlich gemüthstiefe Waldmensch, welcher mit sich allein den Kampf zu ringen hat, der draußen die Welt bewegt; der als Soldat in der Fremde vor Heimweh ver-

gehende Alpenjunge; die bis in ihr hohes Alter zum Vortheile Anderer ununterbrochen arbeitende und geplagte, aber innerlich zufriedene und humorvolle Magd ist nicht poesiefähig. Der arme Dorfpfarrer, der bescheidene Schulmeister, die der Menschheit höchste Güter für ihre Gemeinde hüten und austheilen, haben mit Poesie nichts zu schaffen. Die ländliche Liebe ist nicht poetisch, „weil ihr Horizont zu klein ist". Des Landvolkes Vereinigung mit der Natur, sein stilles Walten in derselben, sein Leben und Beben unter ihren Gewalten ist nichts; sein Glauben, Zweifeln und Wiederaufrichten in der Religion, der rasende Aufschrei des Verzweifelnden in Waldesnacht ist nichts, „weil die psychologischen Probleme fehlen". Die Dorfgeschichte und was wir Alles in diesen Sack stecken, hat also nur einigen ethnographischen, vielleicht blos zoologischen Werth.

B. Und die unzähligen hervorragenden Männer, die aus dem Bauernstande hervorgewachsen und in der Weltgeschichte glänzend verzeichnet sind?

A. Ignoriren wir.

B. Und keine Berührungspunkte zwischen Bauer und Welt, so daß der Dorfgeschichtenschreiber den bäuerlichen Horizont künstlich erweitern müsse?

A. Behaupten wir.

B. Und von den modernen Erscheinungen und Bindemitteln, als der allgemeinen Wehrpflicht, der bäuerlichen Neigung zur Stadt, zum Studiren, von den zahllosen Autodidakten, dem Eisenbahnwesen, der Touristik, den Sommerfrischen —

A. Haben wir noch nichts gehört. — Wir sitzen noch auf dem alten Schimmel, den die Literaturprofessoren geritten zur Zeit, als der Ritter und die Köhlerin, die Räubermühle, die Zauberliese u. s. w. die Dorfgeschichte bevölkerten. Wir wissen nichts davon, daß dem modernen Erzähler für den Salonroman wie für die Dorfgeschichte der gleiche Grundsatz gilt, daß nicht das Häufen packender Thatsachen, effectvoller Ereignisse die Hauptsache sei, sondern die Darstellung der psychologischen Zustände, deren Entwicklung aus innerer Nothwendigkeit, das organische Heranwachsen der Geschehnisse, des Segens, der Schuld und des Unheils aus der Artung der handelnden Personen. — Und indem wir also die moderne Dorfnovelle nach jener Schablone abthun wollen, die einst für die Räuber- und Zufallsgeschichten geschnitten worden ist —

V. Seid ihr vergleichbar jenem Märchenmann, der — aus hundertjährigem Schlafe plötzlich auffahrend — nach seinem Zopfe greift und nun mit Verwunderung inne werden muß, daß ihm mittlerweile alle Haare ausgegangen sind.

A. Nur hat solcher Märchenmann den Vortheil, daß man ihn nicht beim Schopf nehmen kann. —

Ein Leser: Ich glaube, Herr Autor, Sie thäten besser, für den zweiten Band Ihres Buches eine Lanze zu brechen, als in dieser hämischen Manier für die Dorfgeschichte, deren Existenzberechtigung kein Vernünftiger bestreitet. Ich kenne die Sachen aus dem „Heimgarten" und wäre begierig, wie Sie Ihren „Modernen Hellespont" oder Ihr „Tagebuch einer Ehefrau" vertheidigen wollen?

Autor: Je nach dem Angriff. Ich verwahre mich nur dagegen, daß ich derlei etwa für höhere Töchter schriebe — es wären denn ganz hohe. Weiters rechtfertige ich mich nicht und raisonnire nicht. Demüthig übergiebt der Autor das Werk seinem Schicksal —

V. Und seinem Verleger —

A. Der nicht selten des Buches Schicksal ist. Mein Freund, ich überreiche Ihnen „Das Geschichtenbuch des Wanderers".

Erster Band:

Geschichten und Bilder

aus Alpen, Wald und Dorf.

Die Sennerin und ihre Freunde.

Beim Dotterhasch in der Stube schien's, als wäre etwas nicht ganz in der Richtigkeit. Die Bäuerin hockte hinter dem großen Ehebette und flennte, der Bauer saß als ein vom Mittagessen Zurückgebliebener am Tische, nebelte ein ganzes Firmament Tabakrauch vor sich hin und stierte in dasselbe hinein.

Daneben auf der Wandbank, schlank hingestreckt, lag der älteste, einundzwanzigjährige Sohn.

Der Kerl konnte todt sein, so regungslos lag er da, er war aber nur faul. Er hielt Sonntagsruhe und that die Augen zu. Es war ein Prachtbursche, wie er so dalag, und schöne Leute sind seltsam berückend, wenn sie schlafen. Was Wunder, daß die Mutter bitterlich weinte! Denn, wenn wieder Sonntag ist heute in acht Tagen, und wenn wieder abgegessen ist und die Leute ihre Rast halten, wird der Egyd nicht mehr daliegen.

„Der wird derschossen,“ knurrte der Alte in sein Gewölke hinein, weil manche Leute Trost darin finden, ihr Mißgeschick und Unglück noch größer aufzubauschen, als es in der That ist.

Nun war es eine Weile still, als wäre der Schuß schon gefallen und verhallt.

Daß ich's erzähle, es war nämlich an diesem Sonntag ein schlimmes Decret in's Haus gekommen.

„Ich wollt' ihm gern die etlichen Tag', die wir ihn noch haben, gut geschehen lassen," sagte der Alte halb vor sich hinaus und halb in sich hinein, „kunnt Eins nur wissen, was er am liebsten möcht'."

Jetzt räusperte sich der Egyd und bog ein Knie in die Höhe.

„Bist munter, Gidel?" fragte der Vater. „Muß ja hart liegen sein auf der Bank. Wollt' mir's an Deiner Stell' doch kamod machen und mich in's Bett aufheben."

Da sprang der Junge auf, daß die Bank erschrak; was sollt' er liegen!

„Daß ich Dir sag', Gidel, die paar Tage hast Feiertag."

„Früh gehst in die Meff'," schlug die Mutter vor.

„Ei freilich, als wenn ein' Leich' im Haus wär'," spottete der Bursche.

„Herrgott's Schutz wirst wohl vonnöthen haben, mein Kind," so die Mutter und verdeckte ihr weinendes Gesicht mit der Schürze.

„Bleibst daheim, wenn Du willst," sagte der Vater, „thust, was Dich gefreut, laßt Dir kochen, was Dir schmeckt, gehst auch ein wenig bei den Nachbarn um, unterhaltst Dich mit Deinen Brüdern, sind ohnehin hart verzagt, Deinetwegen. Wird sie auch treffen, sag' ich, dauert nicht mehr lang. Brauchst Geld dieweilen?"

„Nichtsthun steht mir nicht an," sagte der Egyd und rieb sich den Schlaf aus den Augen. „Im Dorf umgehen und Mitleid betteln oder mich prahlen, daß ich Soldat bin

und in den Krieg muß, das mag ich auch nicht. Ich geh' auf die Alm."

„Was willst denn auf der Alm?" fragte der Vater.

„Hat nicht die Marthel herabsagen lassen, 's wär' die Hochwiesen schon zeitig? In drei Tagen werden wir passabel fertig mit dem Mähen, ich und die Marthel."

„— Du und die Marthel," sagte der Bauer nach mit etwas zweideutigem Tone. Und dann: „Hast recht, geh' hinauf."

Die Mutter klagte, daß sie ihn nicht einmal diese letzten Tage mehr haben sollt'. Der alte Dotterhasch meinte, die Hochwiesen sei zeitig, da müsse die Mutter zurückstehen. Und schmunzelte bei sich. Der Junge soll auch seine Freud' haben auf der Welt. Wer weiß, was ihm ohnehin bevorsteht. Die Landstraße draußen soll Tag für Tag voll sein mit vorbeimarschirender Infanterie und Reitervolk. Es soll kein Spaß sein, sagen die Leut', wir werden noch was hören.

„Morgen ist Montag, gehst hinauf. Am Mittwoch kannst fertig sein, am Pfingsttag (Donnerstag), als am Jakobitag, bist wieder da und heißt's nachher fort — in Gottesnamen."

's ist aber toll, daß ich ihm's erlaubt hab', denkt der Bauer noch bei sich. Wollt' man's ihm nicht erlauben, dem Kaiserlichen, wär's auch toll.

Am Montag Früh nahm der Egyd die Sense über die Achsel, den Wetzkumpf an die Lenden und stieg der Alm zu.

Wie er munter war! Nicht, als ob es ihm der heitere Sommermorgen angethan hätte, der mit seiner frischen, leuchtenden und klingenden Herrlichkeit Berg und Thal umspielte. Junge Naturmenschen haben kein Auge für das Sonnengold auf den Felsen und kein's für das Glitzern der Wasser im Wiesenthale, sie haben keine bewußten Gefühle für den Schrei des Adlers in hohen Lüften, für den hellen Minnesang der

Vögel auf den Kronen der Bäume, für den süßen Hauch, der aus den brechenden Knospen der Matten aufsteigt, noch viel weniger Gedanken über die Schönheit der Welt, sie sind zu tief eingesponnen in ihr eigenes leidenschaftliches Selbst.

Egyd dachte einstweilen an nichts, als wie er zu Berge käme. Das war bei seiner Kraft und Gelenkigkeit freilich ein Leichtes, solche Leute halten es mit den Hasen: aufwärts lieber als abwärts. Auch vor Zeiten sind die wehrpflichtigen Burschen in's Hochgebirge geeilt, aber nicht um zu mähen und zu heuen, sondern um sich zu flüchten und zu verkriechen. Das Soldatenleben war auch darnach gewesen, heute ist es ein Stolz und Vortheil — nur die Hochwiese will der Egyd früher noch abgrasen daheim. Wer hätte es dem leblustigen Knaben ansehen mögen, daß er so für die Arbeit ist!

Nun ging's doch nicht so leicht. Das Thal mit seinen Büheln und Waldbergen hatte er wohl schon hinter sich geworfen. Jetzt reckte ihm über den bläulich-grünen Hängen her schon der Mandelstein seine weißen Spitzen zu. Der junge Mähder ging am schäumenden Karbach entlang, der in Kreuz und Krumm durch eine baumlose Steinmulde niederraste. Zornig warf der Bach den weißen Gischt empor, wo ihn eine kahle Kieferwurzel neckte, ein grauer Felsblock hinderte. Da oben waren über dem klüftigen Bett drei glatte Waldbäume nebeneinander gelegen, die hatte er mit sich gerissen und zertrümmert und gespalten. So stand der junge Mann aus dem Dotterhaschhofe da und konnte nicht hinüber, wo er hinüber sollte. Die breiten Steine, auf denen der Steg gelegen, waren noch hüben und drüben zu sehen, als warteten sie auf einen Luftspringer, wie einer mit der hier nöthigen Schwungkraft wohl kaum herbeikommen dürfte. So war dem Egyd der jenseitige Berg mit der Alm auf dem Rücken abgesperrt wie eine Festung.

Wofür ist man aber Soldat? Er ging am Wasser entlang, wobei er mit seiner Sense freilich oft an dem dürren Gezirme hängen blieb, das sich lieber hätte mähen lassen, als hier in Sturm, Schnee und Sonnenglut zu verwittern. Nun endete plötzlich die Karschlucht, das Wasser stürzte in einem weißen Doppelbande hoch von einer senkrechten Felswand nieder. Sonst war dieses Wasser so klein und zahm, daß es an der braunen Wand in leichten Schleiern und Rieseln und Brunnen von Vorsprung zu Vorsprung plätschernd niederstieg. Jetzt aber, das Wildwasser wurde oben aus steiler Rinne scharf hinausgeschleudert und schoß in einem kühnen Bogen krachend hernieder.

Selbst die Elemente werden überwindbar, sobald sie über's Ziel schießen. Egyd ging, am Felsen gedrückt, unter dem Wasserfalle durch. Da war's zwar arg wild im grausen Gestein und über den schwarzen Tümpeln und im zischenden Donner, aber außer daß er höllisch naß wurde, geschah ihm nichts und er war drüben. Er schaute etwas verwundert zurück. Das Ding war unheimlicher gewesen als er's vermeint. Nun, jetzt soll Wasser rinnen, so viel da will. Er sucht ein sonniges Angerlein und entkleidet sich, denn für eine Trockenstange ist er sich zu gut. Ein großer grauer Vogel, der in den Lüften schwimmt, läßt sein scharfes Auge mit Bewunderung haften an der Gestalt, die zwischen den Felsen wandelt. Wie der Mensch schön ist! Wie er schön ist, wenn er keine Schale und keine Waffe trägt!

Und der schalke Bursche dachte, die Ehre würde der Hochwiese auch noch niemals zu Theil geworden sein, daß sich Einer frisch badet und in der Sonne bräunt, ehe er ihr das Gras abschneidet.

Endlich zur späten Mittagszeit war er trocken — auch hinter den Ohren — und war oben auf der freien, weiten

Alm. Der Mensch ist größer als er aussieht. Wieso fühlte er sich sonst im Thale beengt und frei auf den Höhen? Er dehnt sich aus, läßt sein Auge fliegen und seinen Juchschrei; je leichter die Luft ist, die er trägt, desto leichter das Blut und die Sorge. Egyd kennt überhaupt keine Sorge, als die, ob die Marthel wohl daheim sein wird in der Almhütte und ob sie allein sein wird? Der Hütten sind nicht viele in diesem Gebirge, umso gesuchter sind die wenigen. Die freien, grünen Matten lagen hin über sanften, schwellenden Kuppen und über den Wiegen der Thalungen. Dort und da ein wuchernder Bestand von Knieholz und Donnerrosensträuchen, dort und da ein weißes Felswändlein, dort und da eine Gruppe von schweraſtigen Schirmbäumen und dort und da ein Schärchen rothbrauner oder bunter Punkte, die sich sachte bewegten, wie nasse Käferlein auf grünem Buchenblatte. Das waren die auf den Almen weidenden Rinderheerden.

In einer sanft gegen die Tiefe gleitenden Mulde — Egyd stand davor — lag nun die Hochwiese. Es war richtig, was die Marthel verlauten lassen, das Gras stand hoch zum Versinken. Es war aber ein reiner Blumengarten, weit hinleuchtend in eitel Weiß, Gelb und Blau. Da standen auf hohen Stämmlein die weißkronigen Schlüsselblumen mit ihren goldgelben Nestlein in der Mitte, da leuchteten die Strahlenrosen der Arnica, der vielzweigige Hahnenfuß mit seinen wachsigschimmernden Scheiblein, die hochwiegenden Glöcklein und Kelche der blauen Feldblume, die violetten, thurmartig aufragenden Blüthentrauben der Kukuksblume mit den schwarzgefleckten Blättern. Da waren die mattrothen Blüthenbüschel des Klees, die Dotterblume, der Löwenzahn, da hob der langstengelige Kümmel seine weißen Schleierblüthen empor, da wiegten die Rispengräser ihre grauen Aehren, an denen die

kleinen Blüthenflöcklein zitterten. Und hinter diesem bunten Gewebe der saftiggrüne Grund mit dem Unendlicherlei von Halmen und Blättern. Ein weicher Dufthauch ging über die Wiese her, um arglos den Egyd mit der Sense zu grüßen.

Keine dieser Pflanzen wiegt eine reife Frucht, jede ist noch in ihrer frühen Jugend; aber im Blühen gemäht ist das Gras am besten, so weiß es der Dotterhasch, und so meint es sein Sohn. In diesem sonnigen Blumengehäge flattern wie zuckende Flämmlein die hellfarbigen Schmetterlinge, säuseln die Waldhummeln und Bienen — auch solche suchen den Honig nicht in der Frucht, sondern in der Blüthe.

Egyd geht mit seiner Sense der Wiese entlang und an ihr vorbei. Dort oben in der Falte des Berges, zwischen zwei breiten grünen Kuppen hingeschmiegt, steht die Hütte mit ihrem weißen Schindeldache. Sie liegt so, daß man von ihr aus lange nicht mehr hinabsehen kann in die tiefe Gegend, wo der Dotterhaschhof steht, dem sie zugehört. Sie schaut hinaus in's ferne, luftblaue Gelände, wo die Welt und das Firmament zusammenfließen und wohin die Almerin gar nicht mehr denkt, weil es dort schon unergründlich ist und sie nichts mehr angeht. — Egyd schritt durch eine hügelige, steinige Halde, wo über jungen Nachwuchs halbverdorrtes Rosen- und Knieholzgesträuche spießig stand, denn das war die Windrinne, durch welche von den Scharten des Schneegebirges und den näheren Niederungen her die scharfen Stürme gesaust kamen und wo sie sich auch brachen, so daß die Hochwiese dahinter und die Hütte geschützt waren. Heute strich über diese kleine Wildniß nur ein leises, frisches Lüftchen, daß sich kaum die Steinnelken regten. Und mitten im Gestein und dem dürren Zirmgerippe stand die Marthel.

Egyd erschrak — so schön — so schön war sie geworden.

Die Marthel war ein armes Kind, sagten die Leute, sie selber wußte nichts davon. Sie war ein Waisenkind bei Lebzeiten ihrer Eltern. Ihre Mutter ging jetzt in anderen Gegenden um, sammelte Ameiseneier und Beeren und Kräuter und heilsame Wurzeln, die sie draußen im Flecken verkaufte und nicht ungerne eine lebendige Draufgabe machte. Sie genoß als schönes, zuthunliches Weib einen Ruf und als ihr Kind — die Marthel — heranwachsend Gefahr lief, in die Fußstapfen der Mutter zu treten und auch wilde Früchte zu sammeln, die von Waldhüters wegen und anderswie verboten waren — fragte der Pfarrer in seiner Gemeinde herum, wer sich mit dem Dirndl einen Himmelslohn verdienen und es in Haus und Zucht nehmen wolle? Da war es nun der Dotterhasch gewesen, der, da er die Arbeitsamkeit und den Fleiß des Mädchens schon loben gehört hatte, es zu seiner Heerde auf die Alm nahm, weil er die Meinung hegte, solch ein junges Blut könne bei dem lieben Vieh weniger Schaden nehmen, als bei lieben Leuten.

Egyd hatte sie nur auf einen Blick gesehen, als sie im Frühjahre in den Hof gekommen war und, neben einem bekränzten Kälblein hergehend, mit dem es im Gespräche begriffen, in Begleitung eines alten Knechtes die Heerde bergwärts getrieben hatte. Er fand es sofort wahr: es wäre die höchste Zeit gewesen, sie der Mutter zu entführen. Als der alte Knecht von der Alm zurückgekehrt war, wußte er zu berichten:

Die Marthel sei ein großes Kind. Zum Vieh stelle sie sich zwar wie eine erfahrene Magd, wie sie es im Hofe, wo sie mit ihrer Mutter früher gewohnt, auch nicht anders gesehen habe; allein wenn sie ihren Feierabend habe, da drehe sie sich aus alten Lappen ein Wickelkind und schaukle es auf

den Armen und kose es und schwatze mit ihm und singe ihm Wiegenliedlein vor, bis sie selber dabei einschlafe.

„Ei ja, sie wird auch die Rechte, nur daß sie noch nicht zeitig ist," war die Ansicht der Leute.

So paßt sie schon auf die Alm — mochte der Bauer denken — Solche, an denen viel zu verderben, stellt man ohnehin nicht gerne hinauf. — Aber was ist's mit dem Himmelslohn, mein lieber Dotterhasch? — Na, den wird er sich gelegentlich schon holen.

Einstweilen schickt er seinen Sohn. Und der steht da vor dem Mägdlein und erschrickt — so schön ist sie.

Was sie da mache im dürren Struppwerk?

Sie mache nichts, war die Antwort, sondern sie breche etwas. Und brach die fahlen Aeste für sich zum Herdholz.

Wie sie dastand, sich neigte, sich streckte und dem Körper allerlei Richtungen gab im Zulangen, Brechen und Aufheben — da mußte sie es wahrlich selber nicht wissen, wie weit sie nach oben und unten schon aus ihrem Gewandlein hinausgewachsen war. Beschreiben kann man so ein feines Ding nicht recht. Für den ersten Blick ist die Marthel wie andere junge Mädchen: frisch, hübsch, schnippisch, hat Haare, Auge und Mund wie Jede, die was Rechtes vorstellt; aber wer sie nur mit scharfem Auge anschaut, der schaut sich eine Schönheit und Süßigkeit aus ihr heraus, daß ihm die Sinne vergehen. So meint der Egyd.

„Sennerin," sagte er munter, „jetzt bin ich da mit der Sense."

„Das kann der Tod auch sagen," war ihre lustige Bemerkung, dann hüpfte sie mit ihrer Armlast über die Steine hin und der Bursche mußte dazuthun, daß er ihr folgen konnte bis zur Hütte.

So war das erste Begegnen. Dann bekam der junge Dotterhasch etwas zu essen und dann beredeten sie ernsthafterweise, wie sie miteinander nun sollten die Hochwiese mähen. Unten ist die Mahdzeit schon vorbei, aber auf der Alm, da kommt Alles später.

„Freilich, auf der Alm, da kommt es später," gab sie bei.

„Schön Wetter wird auch bleiben zum Heuen."

„Darfst gerad' einmal beim Fenster hinausschauen."

Draußen fielen große Tropfen. Es stand eine braune Wolke gerade über der Alm, aber sehr hoch oben. Und jetzt war sie auch schon wieder vergangen und nur einige Fränslein davon schwebten noch im blauen Himmel. Als ob die Tropfen Balsam gewesen wären, so frisch und duftend war jetzt die Luft. Und die zwei Leute gingen mähen.

* * *

Ob er ihr die Sense wetzen solle?

Schönen Dank, er möge schauen, daß er selber bei der Schneid bleibe. Sie habe schon ihren eigenen Kumpf. Und hatte den hölzernen Wasserbehälter mit dem Wetzstein wirklich an einem Riemlein seitlings hängen und baumeln. Als nach einer Anzahl Hieben durch's Gras die Sense allemal wieder stumpf war, machte sie flink von dem Schärfzeug Gebrauch.

Schon nach den ersten Streichen stieg der süße Grasgeruch auf, und erst als sie nach stundenlangem Mähen eine Schichte zusammentrugen, um darauf zu rasten und das Jausenbrot zu genießen, war des Duftens kein Ende. Marthel gab dem Burschen in der Arbeit nichts nach, sie war ihm stets hart hinter der Ferse und einmal, als er vor ihr nicht weiter wollte, mähte sie um ihn herum und war voran. Er dachte: auch gut, so habe ich ein Vorbild — und bemerkte seine Schande nicht. Sie hatte alles Ueberflüssige längst von

sich geworfen; die Niederschuhe hatten sich beim schleppenden Schritte des Mähens selber losgestreift, barfuß war's ihr auch bequemer. Als die Sonne mäßiger geworden war, warf sie auch ihren gelben Strohhut in die Luft, daß er tanzte und durch die Löcher, die wintersüber die Maus in ihn genagt, der blaue Himmel blickte. Und wer wird ein Halstuch tragen, bei einer Arbeit, die so heiß macht!

Was sie am Nacken hinter der linken Schulter für ein Braunes hätte?

Er solle lieber auf's Grüne sehen, als auf's Braune, meinte sie und es wäre jetzt die Zeit zum Mähen.

Er sah aber doch auf's Braune, er lenkte sich ab, aber sein Auge ging immer wieder darauf zurück. Anfangs hatte er es für ein welkes Kleeblättchen gehalten, das da am Nacken klebte, aber es war kein Kleeblatt, es klebte auch nicht, es war ein Mal in der Haut, „womit sich der Teufel die schönsten Dirndln merkt," wie der Volksmund sagt.

Wie sie jetzt wieder einmal zum Rande der Wiese gekommen waren und umkehrten, faßte er ihren sonnengebräunten Arm an; dagegen war nichts einzuwenden. Dann fragte er, ob sie glaube, daß er blos gekommen sei, um das Gras zu mähen? Das könne ein Anderer vollbringen so gut als er, oder besser, denn zur knechtlichen Arbeit sei er — redlich gesagt — dieser Tage nicht aufgelegt. Es hätte ihm aber geträumt, die junge Sennerin auf der Alm sei so wunderschön geworden und da sei er heraufgekommen, um zu sehen, ob man den Träumen denn in gar keinem Punkte glauben dürfte. Aber richtig, die Träume, wenn man das letztemal in seinem Bett schlafe, die seien immer wahr.

„Ja, Du wirst das letztemal in Deinem Bette geschlafen haben!" warf sie zweifelnd ein.

„Wird schier so sein, Dirndl, die nächsten zwei Nächte schlafe ich bei Dir auf der Alm, und am Jakobitag nimmt mein jung Bauernleben ein End'. Wirst es nicht wissen, daß ich schon seit vorigem Winter Soldat bin."

Sie schwieg, denn sie wußte es recht gut. Hatte sie doch damals darüber mit ihrem Einseitigen gesprochen, wie es denn sein muß auf der Welt, daß just bei den schönsten Knaben der Kaiser die Vorhand hat! Worauf der Einseitige geantwortet: Die Knaben müßten exerciren und fechten lernen, damit sie später im Ehekrieg ihren Mann stellen könnten.

„Und jetzt, Dirndl," sagte der Bursche mit betrübter Geberde, „jetzt muß ich fort. 's ist Kriegszeit, wie Du schon gehört haben wirst. Aber Du, Marthel, sollst meine weiße Brust noch sehen, ehe sie darauf schießen."

Das Dirndl möchte ich kennen, das Abwehr hätte auf solche Red'. Um den Hals wollte sie ihm fallen und weinen, denn das war ihr jetzt klar: diesen Menschen hatte sie lieb über alle Maßen. Indeß, sie rückt sich selber zurück, und foppen, denkt sie, foppen thu' ich dich doch.

Am selbigen Nachmittag war ein Anderer über die Alm gegangen, ein alter, hagerer, schiefer Mann in halb priesterlicher, halb bettelhafter verschossener und verschlissener Gewandung; er trug auf und auf zusammengeknüpften Lodentalar von grünlicher Farbe mit großen Messingknöpfen, und er ging barhaupt, so daß sein flachsfalbes Haar von weitem zu sehen war, als habe er ein weißes Häublein auf, wie ein Herrschaftskoch. Sein Lebenstagwerk hielt er noch nicht für abgethan, er ging um und bettelte und sagte überall, wo er eintrat, er sei unsers Herrgotts Kammerdiener und komme Nachschau zu halten, ob die Leute barmherzig wären. Er wußte allerlei Sprüche und Fabeln herzusagen, und die ihn

beschenkten, die konnten bei seinen Schwänken lachen, und die ihm nichts hatten, als ein vages „Helf' Gott", denen begann er so trübselige Geschichten zu erzählen, daß, so unwillig sie ihm anfangs auch zuhören mochten, sie allmählich doch davon bestrickt wurden und schließlich in's Aergern oder gar in's Weinen kamen. Besonders den Weibern that er's an. Und als sie erst weinten, gaben sie ihm mehr, als Jene, die lachten. Hätte der Mann seine Phantasiereime aufschreiben können und wäre das Zeug in die Welt hinausgekommen, man würde weiß was Wesens daraus gemacht haben. Erlogen war Alles, was er sagte, und wahr war Alles, es kam nur darauf an, ob man's mit dem Leibe vernahm, oder mit der Seele. Solche Leute sind gerade recht zum Betteln. Weil er arg schief gewachsen war, theils schon von seiner Mutter her, theils von seiner Arbeit — die rechte Achsel stand um eine Faustesbreite höher als die linke, und der linke Fuß schien um so viel kürzer als der rechte — so hieß man ihn allerwärts, wo die zierliche Gestalt sich blicken ließ, den Einseitigen. Dieser Einseitige hatte sich von jeher aus der kleinen Marthel ein Recht gemacht. Als der Priester einst das Neugeborne gefragt hatte, wem es widersage und was es von der Kirche begehre, hatte der Einseitige, der es auf den Armen hielt, an dessen statt geantwortet: dem Teufel! und das ewige Leben! So mußte er der Marthel nun diese Dinge zu wahren streben. Er war's gewesen, der den Pfarrer um Vermittlung anging, daß dieses arme Kind doch einen Platz bekommen sollte, der weniger gefährlich sei als jener bei der eigenen Mutter, bei deren Wurzeln und Kräutern und Waldbeeren doch leichtlich auch einmal was Giftiges darunter sein könnte.

Ob die Alm des Dotterhasch ein solcher war? Ein solch passender Platz für's Dirndl?

Heute, als der Einseitige über die Höhen aus und ein ging, um „vor der Himmelsthür Wache zu halten“, hörte er ein- um's anderemal von der Hochwiese her das Schrillen, als ob man Sensen schärfe, dann wieder die weibliche und eine männliche Stimme und Gelächter. Und als er nun auf dem Grashaufen gar zwei Leutchen ziemlich nahe beisammen sitzen sah, dachte er an's ewige Leben, kletterte über den Steinwall und schlüffelte durch das hohe Gras zu ihnen hin.

Die Marthel wand ihren Arm von der Hand des Burschen los, der Egyd aber bemerkte dem herannahenden Bettelmann mürrisch, es würde dahier nichts geschenkt!

„Wer sagt denn das?“ fragte der Alte zwinkernd und preßte mit der Unterlippe die Oberlippe bis zur Nase hinauf, weil drinnen keine Zähne mehr vorhanden waren, „ich schenke überall, wo ich hinkomme, ich schenke auch Euch was. Was wollt Ihr denn haben?“

„Einen Hut voll Ducaten,“ rief der Bursche.

„Mein junger Freund,“ sagte der Einseitige und legte seine Hand dem Egyd auf die Achsel, „das Stoßseufzerlein magst thun, wenn Dir der grüne Jäger was anbietet auf dem Kreuzweg in der Neujahrsnacht. Vor unsers Herrgotts Kammerdiener kannst Dich schon höher versteigen.“

Sie redeten noch hin und her, halb im Spaß und halb im Ernst.

Man mußte Liebe und Zutrauen gewinnen zum Alten, er war gar so absonderlich treuherzig in seinem Gehaben und Reden. Endlich gestand die Marthel, sie wüßte schon, was sie wolle, wenn sie wünschen dürfe . . .

„Weißt Du was, Dirn,“ sagte er, „jetzt ruckt an und thut noch eine Stunde Gras mähen. Macht die Sonn' ihre Augen zu, nachher reden wir weiter.“

Sie faßten die Sensen. Der Einseitige blieb da und streute mit seinem langen Stabe die Futterwellen auseinander, daß es trocknen und dörren konnte. Dabei flog seine Kutte hin und her, daß es possirlich war.

* * *

Es hat sich an jenem Nachmittage weiter nichts ereignet, und so können wir erst dort wieder anknüpfen, wo die Marthel auf dem Einfuß unter der Kuh saß und die Milch aus dem Euter zog. Im Stalle war's dunkel, die Sonne hatte schon die Augen zugemacht.

Dem Egyd war es nicht gelungen, den lästigen Alten zu entfernen. Das Aeußerste, ihm zu sagen: Dies Dach ist mein Dach, fahr' hin! wollte er doch nicht, und so hieb er jetzt, da er auf dem Dängelstock saß, um mit dem Hammer die Schneide der Sense zu glätten, schärfer auf den zarten Stahl ein, als es gut gewesen.

Der Einseitige saß im Stall und redete leise mit der Melkerin. Sie habe einen besonderen Wunsch, das sei recht, er brauche es auch nicht zu wissen, was für einen, sie möge ihn nur bei sich behalten. Er rathe ihr was Gutes, und wenn sie klug sei und Muth habe, so werde ihr Wunsch erfüllt werden. — Er weiß gar nicht, was sie will, und verspricht die Erfüllung! „Du kannst alsdann mehr als Birnen sieden!" sagte sie.

„Freilich, ich kann sie auch essen," versetzte der Alte und wackelte auf seinem Zuber, auf dem er saß, sachte hin und her. „Aber lach' nicht, Dirndl. Die Geschichte ist ernsthaft, wie das jüngste Gericht. Muth mußt haben, und den hast, sonst bliebest nicht mutterseelenallein auf dieser Alm heroben."

„Was kann mir denn geschehen?" fragte sie und gestand leise, während das Brünnlein unter der Kuh aufhörte zu

rauschen: „Ich trag' ja einen Tobiassegen in die Pfaid eingenäht am Leib!"

„Ei, nachher freilich kann Dir nichts geschehen," rief der Alte überlaut. Dann redete er ein wenig noch so herum und rückte endlich mit seinem Geheimniß vor.

„Den Mandelstein wirst wohl kennen, der da oben hinter der Alm steht und die zwei Hörner hat wie eine Bischofsmütze, und wo in den Nächten, da der Mond scheint, immer ein schwarzes Mandel (Männlein) hin und her hupft von einer Felsspitze auf die andere."

„Sei still, es ist ein Grausen," wehrte das Mädchen ab, indem es wieder molk. „Den Schatz brauch' ich nicht, der in den dortigen Höhlen vergraben liegen soll. Wirst es wohl wissen, daß vor etlich Jahren ein Hirtenknab' in die Höhlen gestiegen ist, um den Schatz zu heben, und nicht mehr zum Vorschein gekommen."

„Freilich weiß ich's," sagte der Einseitige, „und ich weiß auch, daß von heut' in zwei Tagen die junge Marthel-Dirn' in die Höhlen hinabsteigen wird zum verwunschenen Geist, der's machen kann, daß ihr Wunsch in Erfüllung geht."

„Weil ich den Tobiassegen bei mir hab', meinst?"

„Der Tobiassegen, mein Kind, der wird Dir in der Höhlen am Mandelstein nicht viel nutzen. Da gehört was Anderes bei. Laß ihn dängeln, den da draußen vor der Hütten, und hör' mir zu, ich will Dir's gut."

Das weiße Brünnlein war nämlich versiegt, die Kuh strampfte mit dem Hinterfuß und fächelte mit dem Schweif gegen die Marthel hin: Was hilft das Anziehen, wenn nichts mehr drinnen ist! — Jetzt sollte die nächste d'ran kommen, aber das Mädchen vergaß d'rauf und hörte dem Alten zu. Der wußte eine verwunderliche Mär'.

„Tief drinnen in der Höhlen am Mandelstein, wo der versteinerte Wasserfall ist und ein hoher Saal, steht eine Bank aus Marmelstein. Und da geht alle Jahr in der heiligen Jakobinacht eine arme Seele mit einer brennenden Ampel über den Erdboden in die Höhlen und setzt sich auf den Marmelstein und thut rasten. Und wenn die Nacht aus ist, wischt sie sich den kalten Schweiß vom Angesicht, macht einen traurigen Seufzer und muß wieder in das Fegfeuer zurück, wo sie verlassen und vergessen ist. Wenn aber einmal in der Jakobinacht eine Jungfrau in die Höhlen thät hinabsteigen und zu der armen rastenden Seele sagen: „Gott grüß' Dich, arme Seel'!" so wäre sie erlöst. Aus Freud' und Dank wollt' sie der Jungfrau eine weiße Rosenknospe in die Hand geben. Und im Morgenlicht, wenn sie aus der Höhlen tritt, blüht die Knospe auf, und der allergrößte Wunsch, den die Jungfrau auf dem Herzen hat, geht zur selben Stund' in Erfüllung, durch die Fürbitte der armen Seel' beim himmlischen Vater."

„Du machst Einen auch hell zum Narren mit Deiner Fabelei," sagte das Mädchen, „ich soll ja meine Kühe melken."

„Deine Kühe wirst melken, aber was ich da rede, das ist keine Fabelei. 's ist schon probirt worden, mein Kind, aber 's ist schlecht ausgefallen. Nicht Jeder, die am Frohnleichnamstage einen grünen Kranz auf dem Kopfe trägt, möchte ich's rathen. So ist vor zehn Jahren ein altes Weiblein, das keinen Mann gekannt und ihre Jungfrauschaft dem Heiland Jesu aufgeopfert hat, in die Höhlen getreten und nicht mehr gesehen worden. Von ihrem rothen Gewand ein paar halbverbrannte Fetzen sind gefunden worden auf den Wänden des Mandelstein. Darnach kannst Dir denken, was geschehen ist. Viel länger ist's her, hat's ein fünfzehnjähriges

Dirndl versucht. 's hat's Einer zur Höhlen begleitet und dort warten wollen; wenn sie zurückkommt mit dem Gold und Silber, das sie gewünscht, will er sie in seine Arme nehmen und einen lustigen Tanz mit ihr machen auf grünem Wasen. Gut. Sie kommt nach einer Stunde zurück, aber anstatt der Rosenknospe hat sie einen dürren Zirmast in der Hand, wie sie auch da draußen wachsen, und sie selber ist nicht mehr zu erkennen vor lauter Runzeln im gelben Gesicht, schier kein Haar mehr auf dem Kopf und keinen Zahn im Maul. Eine alte Vettel, vor welcher der Knab' davon gelaufen ist, weil sie ihm noch schreckbarer vorgekommen, als das schwarze Mandel, das beim Mondschein oben auf den Felsspitzen hin und her springt. Ja, Marthel, das sind Sachen!" Die Marthel hatte es gehört und schwieg. So viel sah sie beim Abendstrahl, der durch ein Fensterlein fiel, es schwamm in der Milch ein Halm um. Und während sie diesen Halm herausfischte, sagte sie leise wie im Traum: „Wenn's d'rauf ankäm', ich wollt's probiren."

„Was wolltest Du probiren?" fragte der Einseitige, und wie er im Dunkel den alten Kopf so vorneigte, schien er noch viel einseitiger als sonst. Der Höcker an der rechten Achsel war nachgerade höher als der weißhaarige Kopf. Aber der Kopf war gescheiter.

„Probiren will ich's!" sagte das Mädchen und setzte den Milchzuber entschlossen auf den Streuboden, „ich geh' die Seel' erlösen."

„Es sind wohl allerlei Schrecken in der Höhlen," sagte der Alte. „Ich verschweig' Dir's nicht, es giebt Würmer, auf die Du treten wirst, und Drachen, die Dich anschnauben werden, und Gethier, das in den finsteren Lüften umflattert. Vorzeit ist in der Höhlen ein großer Wasserfall gewesen, der

ist versteinert worden wegen solcher Schrecken. Dir wird nichts geschehen, wenn Du's bist! Ich kann Dir's heilig versprechen."

Der Andere draußen hatte aufgehört zu dängeln, so mußte leiser gesprochen werden.

„In der Jakobinacht muß es sein?" wollte sie sich vergewissern.

„Haargenau in derselbigen. Oder es mag auch die Nacht von einem andern Aposteltag sein. Solche giebt's zwölf im Jahr."

„Nein, nein, ich bleib' schon beim Jakobus."

„Ist auch der Beste," gab der Alte bei. „Wenn im Niedergang vom Tag der letzte Streifen vergangen und auf dem Mandelstein kein Glühen mehr ist, dann gehst Du hin. Eine Laterne nimmst mit und einen guten Vorsatz. Auch beten kannst was, wenn Dir zum Beten um's Herz ist."

Es ist förmlich verabredet worden, die Marthel wird von nun in zwei Tagen in der Jakobinacht die arme Seele erlösen, auf daß der Wunsch, der ihr so heiß anliegt, wahr werde.

„Bereuen wirst es nicht, liebe Dirn!" sagte noch der Alte, dann fand er nichts mehr zu schaffen in diesen Wänden, aß mit Mühe einen Schnitten Brot mit aufgestrichenem Topfen (Käsestoff), mit dem sie ihn bewirthet. „Vergelt's Gott," sagte er hernach, „ich kann's nicht," und er ging in der Nacht davon, ging hinaus zu seinem Hause, um „vor den himmlischen Thüren" zu schlafen.

Für das Nachtmahl ließ die Almerin dem Gaste die Wahl; der Egyd entschied sich für einen großen Eierkuchen, bei dem ihm die Marthel Gesellschaft leisten mußte. „Unser Drei sind wir zu Tisch gegangen und unser Zwei stehen wir

auf", diesen Bauernspaß brachte der Bursche vor, als der Kuchen verzehrt war.

Sie hielt es nicht für nöthig, daß die Unterhaltung fortgeführt werde, sondern wies dem Egyd draußen über dem Kuhstall ein Lager an, versorgte rasch noch das Kleinvieh und verschloß sich in die Hütte. Sie schlief nicht so bald ein, sondern reckte das Köpflein durch das Fenster hinaus in die stille, laue Nacht und schaute den Sternen zu, wovon einer und der andere wandernd wurde und über den Himmel flog. Es war, als hörte sie vom Kar herauf das Brausen des Wasserfalls. Was das für grauenhafte Schrecken sein müssen, daß so ein Wasserfall davon versteinert werden kann! Was doch eine reine Jungfrau sein muß, daß sie stärker ist als der Wasserfall! Unter derlei Gedanken, die kamen und schwanden, lag ihr einer fest und unwandelbar im Sinn. Als sie ihn heute gefragt, ob's ihm nicht leid thäte, daß er die zarten Blumen so hinschneide mit der Sense, hatte er geantwortet: Sie riechen erst süß, wenn sie liegen. Und wie er dabei d'reingeschaut hat, schelmisch, und gezwinkert hat! Er hat allerlei so Reden gethan, die ein Dummes nicht versteht.

An die Thüre klopfte es jetzt, erst leise, dann heftiger.

Wer es wäre?

Auf dem Heu sei kein Schlafen. Das Dach sei schadhaft, es falle der Thau herein.

„Wenn das ist, Egyd, so schlaffst in der Hütten."

Sie öffnete die Thür, und als er hereinging, ging sie hinaus, schloß hinter sich zu, und er, der voreh hinausgesperrt gewesen, war jetzt hineingesperrt. Sie schlief auf dem Heu, und der Thau, der dort fiel, kam aus ihren Augen, denn sie sah den lieben Knaben auf weitem Felde hingestreckt, das

Blei in der blutenden Brust. — Das Gernhaben, daß es so weh thut! . . .

*

* *

Am andern Morgen waren sie wieder auf der Wiese. Während der Arbeit ließ sich nicht viel sprechen, aber wenn sie hin und her gingen und rasteten, oder während sie schärften, wußten sie allerlei miteinander zu bereden, Lustiges und Ernsthaftes, und hatten keinen Hinterhalt, als wären sie schon jahrelang miteinander gut bekannt.

„Wir verstehen uns halt, Dirndl," sagte da der Egyd einmal.

„Das wird auch just kein Wunder sein, wenn zwei deutsche Leut' zusammenkommen." So d'rauf sie.

Das gestern gefallene Gras war heute schon Heu, es knisterte, wenn der Egyd aus Uebermuth zu allerlängs hineinfiel und die kleinen Heuschrecken hüpften über seine Beine her.

Das Mädchen mahnte zur Arbeit, es würde das Wetter nicht anhalten, thäte schon „wasserziehen". Es standen allerlei Wolken am Himmel, solche mit weißen scharfgeschnittenen Rändern, und solche, die eine harte bläuliche Farbe hatten, so daß man sie schier für blaues Firmament halten konnte, wenn sie nicht theils die Sonne verdeckt und gelbliche Ränder gehabt hätten, wie Stahl, den man halb glühend aus der Esse zieht. Dieses Gewölke hatte Lücken und aus diesen Lücken gingen hie und da, breiter und schmäler, die schimmernden Bänder der Sonnenstrahlen herab, mehr schleierartig verhüllend, als beleuchtend. Das sah die Marthel, und meinte, es thäte wasserziehen. Die Sonne zieht's hinauf, der Regen regnet's herab. „Desweg' Bübel, flink wieder dran!"

„Angeschmiert ist er nicht, wer Dich zur Hauswirthin nimmt," sagte hierauf der Egyd und richtete sich etwas faul

mit Hilfe des Rechenstabes auf, „fleißig bist. Wenn Du nur auch gutherzig wolltest sein."

Sie wußte darauf nichts zu sagen, sondern schob emsig das Heu zusammen in Haufen. Sie wird immer dummer, denkt sie bei sich selber, sonst hat sie die Burschen keck abgetrumpft, wenn sie was dergleichen gesagt haben, jetzt verschlagt's ihr die Red'. Was das noch für ein End' nehmen wird!

Als sie mit dem Rechen das Gras aus einem Sträuchlein kraute, welches um einen modernden Baumstock hervorwuchs, flatterte plötzlich etwas vor ihr auf, daß sie einen Schrei that. Ein Heherneſt, auf dem ein buntgefleckter struppiger Vogel saß und mit seinen Flügeln so rasend schwirrte, daß man nicht sehen konnte, ob er unter sich nur das Ei hatte oder schon ein Junges.

Der Egyd wollte mit einem langen Halm das ängstige Thier noch necken, da that selbes seinen plumpen Schnabel auf und krächzte.

„Wie es zeert (schreit), das Vieh!" sagte der Bursche.

„Ich denk'," verwies ihm das Mädchen, „Du möchtest schon auch zeeren, wenn sie Dir Dein —". Sie hielt inne. Es kommt doch schon gar Alles ungereimt heraus, was sie heute sagt. Das Nest ließen sie in Ruh', aber ein gesprenkeltes Federchen, das dem Vogel davon geflogen, steckte der Knab' auf sein braunes Hütlein.

Als der Egyd im Grünen ein Kleestämmchen fand, das vier Blätter hatte, nahm er Anlaß zu sagen, er werde heute noch ein großes Glück haben, der Vierblättrige deute d'rauf hin.

Was er sich für ein Glück wünsche? wollte sie wissen.

„Das will ich dir gerne sagen," versetzte er, und stellte sich ganz demüthig und ernsthaft vor sie hin: „Meine liebe

Marthel, hör' mir zu: Meinen Durst, den kann kein Wasser löschen. Ich will meinen Mund fest an Deinen Nacken drücken, wo Du das Braune hast."

Es war, als ob's sein mußte, daß jetzt über dem Mandelstein ein dumpfer Donnerschlag erscholl.

„So!" sprach das Mädchen, „das laßt Dir der himmlische Vater sagen für dein tollwitzig Reden."

Nun, wenn der himmlische Vater spricht, da muß der Dotterhasch-Sohn freilich still sein, so viel er zu sagen hätte. Und er war still und blieb still den ganzen übrigen Tag. Das drohende Gewitter murrte noch eine Weile; es ging weiter d'rinnen in den Alpen nieder und es ging draußen auf dem Lande nieder, über unsere Gegend kam kein Tropfen Regen. Endlich heiterte es sich wieder aus und die Pflanzen bogen sich welker als früher dem Boden zu. Noch der Abend war so warm, daß sich die Marthel mehrmals mit der Schürze die Tropfen vom Gesicht wischen mußte. Sie fürchtete die Nacht. Es war auch zu schwül, und bei sich flehte sie, wenn nur diese Hundstage vorbei wären! Es war ihr in ihrem ganzen Leben noch nicht so drückend und ängstlich gewesen . . . .   .

Nachdem am Abende die Kühe gemolken und die Hühner versorgt waren, die Sensen gedängelt, das Nachtmahl gegessen und als die Marthel den Stab des Butterkübels auf- und niederstieß und im Ganzen Alles wieder zu werden schien, wie in der vorhergehenden Nacht, da machte der Egyd einen Vorschlag, der dem Dirndl sehr gefiel. Wenn die Tage so heiß sind, sollte man eigentlich in der kühlen Nacht nicht schlafen. Gescheite Leute mähen mit der Sichel — mit der Mondsichel, die dazu leuchten soll. Mähen wir den Rest der Hochwiese bei der Nacht nieder!

Da hörte sich in derselbigen Nacht das Zirpen der Grillen, das Rauschen der durch's Gras fahrenden Sensen; es hörte sich das Schrillen, wenn sie den Wetzstein handhabten und man sah das Glitzern der Sensen im niedergehenden Monde. Die Mähder kamen in die Niederung, wo das Futter üppig stand und hoch, daß es den beiden bis an die Lenden ging. Die großen Blätter des Huflattich und der Germen, die wuchtigen Fächer der Farnkräuter umwogten sie wie ein Meer, und tief am Boden rieselte wohl ein Wässerlein. Einmal, als sie ganz nahe beisammenstanden und der Egyd die Hand an ihren Leib legte, weil ihm sein Wetzstein zu Boden gefallen war und er nun den ihren entlehnen wollte, da schwankte der Boden. Er wankte und schwankte unter ihren Füßen, daß sie erschrocken auseinanderfuhren.

„Wenn uns der Erdboden verschlingt!" flüsterte das Mädchen voller Angst.

„Nachher mag der alte Dotterhasch selbst heuen," rief der Bursche lustig. Sie waren auf ein Zittermoor gerathen, das bei den Tritten der Mähder nachgab, um sich gleich daneben aufzubauchen, als wäre unter der zähen Rasenhaut ein hohler Raum mit Luft angeblasen.

Und kurze Zeit hernach schien es wirklich, als sei das Eine in den Grund gesunken. Die Marthel war plötzlich nicht mehr zu sehen. Der war das nächtliche Mähen auf einmal so unheimlich vorgekommen, daß sie in ihre Hütte floh. Allein war's kein Spaß, so nahm der Bursche die beiden Sensen über die Achsel und suchte den Heuboden auf.

Am nächsten Morgen — es war der letzte Tag auf der Alm, ja der letzte in der Heimat — faßte der Egyd einen festen Vorsatz. Aber jetzt war es ihm gar nicht mehr und in keinem Sinne um die Hochwiese zu thun. Es hatte

ihn tiefer gepackt und es kam ihm schier unmöglich vor, von der Marthel fortzugehen. Es hatte ihm ein Leichtes geschienen, in's lustige Soldatenleben hineinzuspringen, den Kummer der Eltern hatte er gar nicht begriffen. Jetzt hatte er den seinen.

Das Futter mag gemäht sein, gedörrt, aber nicht eingeführt. Da wird ein Anderer heraufkommen und mit ihr an den Ziehkarren gespannt das Heu in den Stadl bringen. Sie werden es unter Dach thun und ihr Wesen treiben dabei. 's ist doch sauer, das Soldatsein, das Fortmüssen. Oder sollte er dableiben? Das Dirndl haben und in's Schneegebirge flüchten, wenn sie ihn suchen?

Was half das Sinnen! Es konnte doch nicht sein. Aber was sein kann, das soll geschehen, bevor er Abschied nimmt.

Heute fiel das letzte Stückchen Gras auf der Hochwiese. Und als es um war und die Marthel ihren Rückenkorb füllte, wie sie ja niemals leer zur Hütte zurückging, da hatte sie vom feuchten Grase so schwer aufgelastet, daß sie mit der Last nicht auf die Beine konnte. Nun kauerte sie auf dem Rasen, um die Achseln die Tragbänder geschlungen, das Haupt weit vorgebeugt, mit Fuß und Hand sich anstemmend. So sah es der Egyd. Er eilte flink herbei, aber anstatt ihr aufzuhelfen, beugte er mit seiner Hand ihr Haupt noch weiter nach vorwärts und preßte einen schreckbar heftigen Kuß auf das braune Mal des Nackens.

„Aus ist's!" schrie sie auf und war im Augenblick aus den Bändern. Sie stand aufrecht, als wäre sie nie gesessen, zuckte, als ob sie sich auf ihn stürzen wollte, that es aber nicht, sondern ging langsam bei Seite und weinte.

Der hochgeschichtete Korb war umgekippt und der Egyd stand rathlos daneben. Der Korb war leicht wieder aufrecht, aber wie das Mädchen beschwichtigen? Willst Soldat sein und

kannst kein Weib flennen sehen! Ja, das ist auch ein Unterschied, der bis an die Zähne bewaffnete Feind und ein hilfloses Weib. Der größte Held wird Letzterem unterliegen.

Zagend schlich der Egyd zum schluchzenden Mädchen und bat treuherzig, sie solle wieder gut sein, es wäre nicht schlecht gemeint gewesen.

Sie sagte eine Weile nichts, sondern weinte so heftig, daß ihre leichten Busenwellen wie in einem Orkane wogten, und daß der Bursche glaubte, das Herz müßte ihr auseinanderspringen. Er wußte es eben nicht, daß der Kuß wohl der leichteste und der geringste Anlaß gewesen war zu ihrem Weinen. Ihr Glück, daß er sie lieb hatte, ihre Freude, daß er da war, ihr Schmerz, daß er fort mußte, ihre Erwartung, daß ihr das Vorhaben im Mandelstein gelingen werde, ihre Angst, daß der Liebste ihrer vergessen könne und wohl auch der wonnige Schreck, wie er sie plötzlich so mächtig überfallen und geküßt hatte: das Alles tobte jetzt im Weinen aus. Selbstverständlich ließ sie ihn glauben, es sei Alles nur, weil er sie beleidigt habe und ihr Weinen gewann für sie gerade dadurch eine unendliche Süßigkeit, daß sie wußte, ihm sei ihretwegen wehe.

Er bat noch einmal: „Sei gut, ich habe Dich nicht kränken wollen!" und legte seine Hand ganz leicht auf ihre Achsel. Sie ließ sie darauf liegen und sagte endlich mit stockender Stimme: „Du weißt halt nicht, was Du hättest anstellen können, und daß es uns allzweien zum Unglück sein kann!"

Er konnte es freilich nicht verstehen, wie das gemeint war. Wenn ein Kuß allemal ein Unglück wäre, was gäbe es da für Unglück auf der weiten Welt, geschweige von Feuer, Wasser, Krieg und Pestilenz! — Alle fassen es zum Glück nicht so auf und die Marthel ist eben noch ein Kind.

So hat er sich am selben Nachmittage, als die Arbeit geschlichtet war, aufgemacht. Den Kumpf an der Seite, die blinkende Sense über der Achsel, so stand er vor ihr, gab ihr ruhig die Hand und sagte: „Also Marthel, wenn ich nicht mehr heimkomme, so denk: Er soll im Frieden schlafen, wo er schläft. 's ist ein guter Bursch' gewesen."

Jetzt sprang sie ihm an die Brust, preßte ihre Arme fest um seinen Nacken und rief: „Ja, Du kommst wieder heim! Du kommst gesund wieder heim! Wirst es schon sehen, Du lieber Bub! Du herzlieber Bub! Und jetzt geh', geh' eilends fort!" Sie stieß ihn von sich, daß die Sense in der Luft zuckte und einen Blitz warf, hin auf die schattige Hüttenwand.

Sie floh über die Matte hin, wo die Heerde graste. Er schaute ihr gar verwundert nach, und dann stieg er zu Thale.

* * *

Während Egyd unter verschiedenartigen Gefühlen hinabging, um unten wenigstens die letzten Stunden seines Daheimseins noch einigermaßen angenehm zu verbringen, hatte die arme Marthel in ihrer Hütte unbeschreibliche Qualen zu erdulden. Sie hockte im dämmernden Winkel hinter dem Herde; ihre Hände hätten von einem halbeingedorrten Laibe sollen Brot in die Abendsuppe schneiden, aber sie vergaßen immer d'rauf, ruhten im Schoß, weil vom Kopfe keine Anleitung kam. Endlich schob das Dirndl den Topf gar von sich: Sie ißt heute lieber gar nichts, sie hat keinen Hunger.

Wie das Wetter draußen ist? Es thut „nachtlitzen" (wetterleuchten). Sie soll heute noch zum Mandelstein hinaufgehen. Wenn nur das nicht wäre gewest, daß er seinen Bart so gottlos an ihrem Nacken hätt' angerieben! Es kann ja

nichts Schlechtes sein, aber ihr ist die Sach' durch den ganzen Leib gegangen, daß es ihr den Athem verschlagen, als ob ihr Einer hätt' glutheiße Funken in's Herz geworfen, gerade so ist's gewesen. Sie weiß nichts Lustigeres mehr auf der Welt, aber wenn's etliche Augenblicke länger gedauert, so hätte sie sterben müssen. Ob sie's nun aber wohl wagen darf, mit der Höhlen im Mandelstein?

Sie fährt sich mit beiden Händen rasch über das Gesicht und springt auf. Sie wird's wagen. Fahren lassen kann sie ihn nicht mehr, diesen lieben Buben. Und weil gar kein anderes Mittel sein kann, daß sie zusammenkommen, als der einzige Rath vom Göden (Pathen), so setzt sie darauf all ihr Vertrauen. Lügen thut er nicht, und daß im Mandelstein ein Schatz ist und daß man dort eine Seele erlösen kann, und daß man darauf einen Wunsch frei hat, das hat sie schon oft gehört.

Sie steht vor der Almhütte und schaut hinaus in's weite Land, wo es immer so blau ist. Nachtig steht's, und gar nicht zu denken, wie weit. Und jetzt soll sie doch dorthin denken und ihren Sinn hinausschicken, daß er in's Blaue versinkt. Sie weiß nur das, es ist die Gegend, nach welcher die Soldaten marschiren.

Sie hält noch Umschau im Stall, ob beim Vieh Alles in Richtigkeit ist, sie schiebt mit dem Eisenschlüssel, der statt des Bartes eine lange bewegliche Zunge hat, den Holzriegel innen vor die Hüttenthür und denkt dabei: Wie wird's sein, wenn ich den Riegel zurückschieb'? Wie wird's sein?

Und dann geht sie eilig über die mäßig ansteigenden Matten empor. Durch die Scharte, zwischen den scharfen Zacken des Hochstoll und den fast senkrechten Abfällen der Finsterhalde, schimmert noch der letzte Streifen des Abend-

rothes. Auf dem Federgrase geht sich's so weich und still, wie auf unredlichen Wegen.

Dort und da hockt ein schwarzer Körper; sie weiß, daß es die Schöpfe des Zirmstrauches sind. Dort sieht sie etwas, als ob ein Körper, so lang wie ein liegend ausgestreckter Mensch, mit einem weißen Tuche zugedeckt wäre; sie weiß, es ist einer der weißen Steine, die auf dieser Hochmatte herumliegen. Nein, vor diesen Erscheinungen bangt ihr nicht; dafür hat sie für alle Fälle in ihrer Pfaid den Tobiassegen. Wenn sie den verschachert hätte! Einen halben Winter lang ist sie in die Schule gegangen, da hat ihn ihr der Lehrer abschwatzen wollen. Damals hat sie ihn nur nicht gegeben, weil er ein Angedenken von der Großahne war; heute, da sie das geweihte Blättlein auf der einsamen Alm beschützen muß vor Unholden, weiß sie besser, was es werth ist.

Hoch vor ihr steht eine schwarze gewaltige Masse, die ihre zwei Spitzen, eine scharfe und eine stumpfe, fast bis zum Halbmond aufreckt, der still am blassen Himmel ruht. Das ist der Mandelstein. Sie schaut genau, ob sie dort oben Keinen hin und wider hüpfen sieht. Das nicht. Hinten jedoch bleckt manchmal ein rother Schein hervor, aber auch nicht das leiseste Murren ist hörbar. Es ist Alles in der Ruh' und denkt die Marthel daran, es würden sie auf diesem ihrem Wege gewiß ganze Rotten armer Seelen verfolgen. Jede drängt sich vor die andere, jede streckt flehend ihre Hände aus: Mich erlöse! Mich erlöse! Es sind von ihren Bekannten und Blutsfreunden auch schon etliche gestorben, es kommen ihr Alle vor, die sie auf der Bank liegen gesehen, kalt und eingefallen in den Gesichtern, die wachsfarbigen Hände über der Brust. Wenn sie alle erlösen könnt', die im Leide sind, wie gern, wie gern! Daß sie noch einen weiteren irdischen Wunsch daran knüpft,

das kommt ihr jetzt auf einmal sündhaft vor. Aber Gott weiß es, auch auf Erden giebt es Seelen, die erlöst sein wollen. Und wenn sich's heute um ihre eigene handelt, die sie ja ausspielt, die heilige Jungfrau im Himmel möge ihr Schutz und Schirm sein!

Nach länger als einer Stunde Wanderns, da ihr Haupt schon naß geworden vor Aufregung, und ihre Füße von dem Thau des Grases, stand sie endlich in einer der Falten des Mandelsteines. Rechts und links hatte sie Felsen, auf deren höchsten Tafeln und Zinnen der blasse Mondschein lag. Vor ihr, aus hohen Spalten und Schründen ging eine breite Schuttriese nieder; in derselben, über das lose Geröllе, das bei jedem Schritte rieselnd nachgab, mußte sie hinauf. Sie wußte sich aber mit ihrem Bergstocke gut zu helfen und so war sie bald hinter dem scharfen Steinvorsprung, von dem sie wußte, daß er das Wahrzeichen zum Eingang in die Höhle war. Sie sah vor sich unter breiten überhängenden Wänden auch thatsächlich die schwarze Scheibe der Höhlung. Hier zündete sie das Lichtlein in der mitgebrachten Laterne an, schaute noch einmal hinaus zu den finsteren Wänden des Mandelsteins, an dem sie hing, und zu den weiten blaß überschienenen Almen, die wie ein weites Thal unter ihr lagen. Dann hob sie ihren Gedanken zum allmächtigen Gott und betrat die Höhle.

Unter ihren Füßen hatte sie den festen, fast glatten Boden des Felsens, an beiden Seiten starrten die rauhen Wände, an denen schwarze Wasserstreifen niedergingen. Eine kalte Luft strömte ihr entgegen, wie aus der Klostergruft zu Niedersing, in die sie mit Anderen bei einer Wallfahrt einmal hinabgeschaut hatte. Was nur Jenen widerfahren sein mochte, die einst in diese Höhle hineingegangen und nicht mehr zurück-

gekehrt sind? Für reine Jungfrauen hätte es keine Gefahr, sagt der Einseitige. Aber ein andermal hatte derselbe gesagt: Die Reinen liegen alle noch in den Windeln. Es mag schon etwas Wahres daran sein, denkt sich die Marthel, und weil ihr doch wieder in den Sinn kam, mit Willen und Absicht sei sie bis zur Stunde nichts Anderes, denn als was sie Gott erschaffen, so bewahrte sie ihren Muth und schritt rüstig vorwärts. Ihre Tritte wiederhallten so laut, daß es zu hören war, als gingen neben und hinter und vor ihr im selben Schritte allerlei nächtliche Wanderer. Sachte abwärts höhlte es sich und die Wände rückten enger zusammen, und hie und da standen oder hingen Gebilde, so weiß und glatt wie Marmelstein, wie sie sich durch das Herniedertropfen des kalkhältigen Wassers geformt hatten.

Das Lichtlein zuckte und zitterte und wies mit seiner Lanze immer nach rückwärts, als meine es, umkehren wäre hier das Beste. Ein kleines Unthier kam plötzlich durch die dumpfe Luft geflattert, prallte an die Laterne, schwirbelte an der Gestalt des Mädchens zu Boden und huschte wieder davon. Die Marthel blieb standhaft und erwartete nun im Namen Gottes das Gewürme, auf das es treten sollte, und die Drachen, die es anschnauben würden. Aber es kam nichts, als losgebrochenes Gestein, auf das es treten, und nasse Klammen, durch die es sich zwängen mußte. Ihr Gewand war schon feucht von den niederfallenden Tropfen, und manchmal ging ein flüchtig Schauern durch ihr Wesen. Sie dachte aber nichts mehr Anderes, als: jetzt bist so weit, jetzt vorwärts, und geht's aus wie's will. Schlechtes hast nichts angestellt.

Da war's, als wüchse mit einemmal ihr Fuß fest an den felsigen Boden. Der unterirdische Gang hatte eine Biegung

und auf der Wand lag ein rother Schein, der nicht von der Laterne kam. Da sah sie auch schon das Aemplein und die glühenden Formen der Gegenstände, die es zunächst beschien. Ein Theil dieser Formen wurde lebendig, es war eine Hand, ein Arm, ein Mantel, ein tiefgeneigtes Menschenhaupt. Die Gestalt war nur in diesen ihren oberen Theilen sichtbar und wie aus der Finsterniß des Bodens hervorgewachsen.

Das Mädchen beherzte sich, that noch einige Schritte gegen die Erscheinung, dann blieb es stehen und rief laut, daß es selbst vor seiner Stimme erschrak: „Gott grüße Dich, arme Seele!"

„Grüß' Dich Gott, meine brave Marthel," sagte die Gestalt, erhob sich und wandelte mit ihrer Ampel dem Mädchen entgegen. Und welche Verwandlung ging nun vor mit der armen Seele — es wurde daraus der einseitige Körper und das gute, schalkhafte Gesicht des alten Pathen.

„Grüß' Dich Gott!" sagte er noch einmal und nahm sie an der Hand, „ich hab's nicht verhofft, daß Du kommen würdest. Ich habe gefürchtet, daß Du nicht kommst, Marthel, ich habe es sehr gefürchtet. Es freut mich, wie ein ganzer Korb voll himmlischer Freuden, daß Du gekommen bist. Es freut mich über alle Maßen."

Nun standen sie eine Weile stumm nebeneinander; dann schritt der Alte tiefer in die Höhle, sie glaubte, er führe sie der armen Seele zu und folgte ihm. Bald aber blieb er wieder stehen, leuchtete ihr mit der rußigen Ampel in's Gesicht und sagte: „Du bist es, Marthel, es ist nun ganz gewiß, Du bist es. O schau! Was sich meine alte Seel' abgekümmert hat um Dich, daß Du sicherlich auch nicht weit möchtest vom Stamm fallen, daß Du so viel Gelegenheit hast zum Leicht-sinnig- und Schlechtwerden und schier keine zum Bravbleiben,

und daß Du in's zeitliche und ewige Verderben rennst, dieweilen Du mir taufshalber bist auf's Gewissen gebunden, dieweilen Du mir so grausam erbarmest und ich mich an Dich angewachsen hab', daß ich vermeine, wenn ich einstmals Dich nicht finde im Himmel, dann dürft' mir auch das Andere alles miteinander gestohlen werden. Jetzt bin ich im Zutrauen und im Frieden; Du hast gewußt, wer das sein muß, der sich da herein darf wagen und bist gekommen. Gott danke Dir's, Du hast meine arme Seel' erlöst! . . ."

So ging sein Redestrom und seine Freude. Das Mädchen schien aber nicht erbaut über diese Wendung. Seine Seel'! Das wäre ein schlechter Spaß, und wo ist denn die Knospe, die im Sonnenlicht aufblüht und mein Begehr? . . .

„Dein Begehr'? Dazu, was Du meinst, wird noch Zeit sein," fuhr der Alte fort; „halte Du die Laterne fest, ich trage die Lampe, wir wollen jetzt miteinander in die Unterwelt hinabsteigen."

Er zerrte die willenlos Gewordene mit sich fort und weiter mit sich fort. Die Höhle weitete sich hallenartig aus, ihre Schritte schallten wie der Hall von Pistolenschüssen und so oft der Einseitige ein Wort sprach, huben die Wände an zu reden, und man hörte die gleichtönigen Stimmen aus der Nähe und aus der Ferne. Der Einseitige machte die Begleiterin auf einen stillen, lichten Strom aufmerksam, der aus der Höhe niederging und auf dem Boden in Wellen und Adern auseinanderfloß. Der versteinerte Wasserfall. Die Marthel machte ein ablehnendes Zeichen mit der Hand: er möge versteinert sein, sie sei es auch.

Einmal bückte sich der Alte, hub vom Boden ein graues Stänglein auf, gab es dem Mädchen in die Hand: „Wieg' einmal, wie leicht dieser Stein ist!"

Sie ließ ihn sogleich erschrocken wieder fallen, denn sie hatte erkannt, daß es kein Tropfstein, sondern ein Knochen war.

„Ein Rest von Denen, die sich verirrt haben,“ sagte der Einseitige.

Die sich verirrt haben! Er mochte es im gewöhnlichen Sinne meinen, sie aber verstand es bildlich. Jetzt wurde ihr leicht, sie verstand die Stunde. In ihrem Herzen dankte sie Gott für die Gnade in den Tagen der Gefahr und machte ein heiliges Gelöbniß für die Zukunft.

Noch stiegen sie eine Weile niederwärts, da schimmerten ihnen aus der Tiefe zuckende Lichtstreifen entgegen — sie standen vor einem schwarzen, schauerlich gurgelnden Gewässer.

„Wenn wir wieder auf die Erde zurück wollten,“ meinte der alte Mann, „so könnten wir in dieses Wasser springen. Möchte nicht gar lange dauern, thäten wir Beide unten mit dem Wasserfall in's Kar hinausfahren.“

„Um des heiligen Leidens und Sterbens willen, kehren wir um!“ bat das Mädchen zitternd. Es konnte ja wohl doch sein, daß der Pathe übergeschnappt. Sie war bisher zwar der Meinung gewesen, er sei der Klügste weit und breit. „Mein Path', wo führst mich hin? Mein lieber Path', kehren wir um?“

„Auf die grüne Welt willst Du wieder hinaus?“ rief der Greis. „Hast Du noch nicht genug von ihr? Ei so, Du bist ja erst siebzehn Jahr alt. Aber bedenk's, wenn Du später in die Erden steigst, ob Deine Seel' ein weißes Kleid wird tragen, wie heut'!“

„Ich will nichts hören, ich will nichts haben, nur hinaus, um Gotteswillen hinaus in die freie Welt!“

Noch umgingen sie kletternd den Tümpel, stiegen einige Schritte an, zwängten sich durch einen Spalt, wobei sich die

Marthel so sehr sträubte, daß sie fast mit Gewalt mußte durchgepreßt werden. Da war es plötzlich lau und lind und in den Höhen funkelten die Sterne des Himmels.

„So ist es," sagte der Alte, „ich bin einseitig, aber der Mandelstein ist zweiseitig, bei der einen Seite geht man hinein, bei der andern wieder hinaus."

Das Mädchen begann vor Freude zu weinen. „Nun hast Du es," schrie ihr der Greis fast jauchzend in's Gesicht, „die erlöste Seel' hat Dir noch nicht einmal die Knospe in die Hand gegeben, und schon ist Dein größter Wunsch erfüllt. Du willst sein. Sollst es, sollst es wahrhaftig! Das ist noch die Nacht, aber erst wenn die Sonne aufgeht! Die anderen Leut', die da umgehen und oft ein so armseliges Herz haben, daß sie sich und Anderen nichts Gutes gönnen, die wissen es nicht, was das ist, die Sonne, Du weißt es jetzt. Die Laterne lisch' aus."

Sie gingen darauf nebeneinander hin, über den rauhen Steinschutt zuerst, dann umwandelten sie zwischen Klötzen und Gestrüppe einen Theil des Felsstockes und endlich kamen sie auf die weichen feuchten Matten. Der Greis blieb mehrmals stehen und athmete, und schaute zur Höhe.

Der Mond war nicht mehr da, auch keine Schwüle und kein Wetterleuchten, nur der weite, stille, sternklare Himmel.

Als sie hinabkamen zur Hütte, wehte schon die scharfe Kühle des nahen Morgens. Der Einseitige ging mit ihr in die Wohnung. „Weil wir noch nicht ausgeredet haben mitsammen," das war dafür die Begründung.

Das Trautsame der menschlichen Behausung that Beiden wohl.

„Du bist erst wenige Wochen auf der Alm," sagte der Alte, „aber Du wirst noch dableiben und im nächsten Sommer

etwan wieder heraufkommen. Dein Leben wird viele so heiße Tage haben, als die waren seit vorigem Sonntag. Vielleicht noch heißer. Aber ich werde nicht mehr lange um Dich sein, um das an Dir zu halten, was ich für Dich versprochen habe. Wenn ich so mitten im Sommertage sitze drüben in meinem stillen Thal und den alten Kopf auf die gestemmte Hand lege und der Stille zuhöre, da ist's mir zuweilen, als hörte ich in weiter Ferne eine helle Stimme rufen oder einen Gesang singen. Und wenn ich genau darnach horche, ob's wirklich sollte wahr sein, daß mich meine heimgegangenen lieben Leut' schon rufen, dann merk' ich's wohl, es kommt nicht weit, es kommt nur aus meiner Brust herauf. Der Athem, mein Kind. Ich glaube, daß ich auch da drinnen schon stark einseitig bin. Viel habe ich nicht geleistet auf der Erden; der von so geringem Namen ist, einer blinden Einlegerin Kind, 's ist gar keine Wage dafür, wie gering, dem vertraut man nichts an. Der Bettelmann hat wohl auch sein Gutes, er ist unsers Herrgotts Zuchtruthe, mit der er herumfuchtelt, wenn die Leut' nicht arbeiten wollen. Ich war fortweg allzugescheit und allzufaul, heißt das, was man in der Bäuerei faulsein heißt; gearbeitet hab' ich schon, aber wie der Jochochs, nämlich mit dem Kopf. Das gilt nicht dahier. So bin ich eine Münze worden, die man auf der Straße hat liegen lassen, aber ich denke mir, man hat sie nur nicht wechseln können. Deiner Mutter war ich gut bei Deiner Taufe, weil kein Besserer zu kriegen gewest. Von der Straßen hat sie mich hereingeholt, 'leicht wie Dich auch. So hab' ich mir gesagt: Stefan, das nimmst ernst, das Dirndl ist verlassen, um das nimmst Dich an. Schlecht machen hab' ich Dir den Burschen nicht wollen, es wäre ihm Unrecht geschehen und Du hättest ihn dafür erst recht schadlos gehalten. Närrische Mittel braucht's schon, daß

Ihr nicht aus dem Kittel springt, Ihr nichtsnutzig Weibervolk Ihr! So wie heut'! Na, Gottlob, 's ist g'rathen, Du bist brav. Und das wird wohl meine einzige Aufweisung sein vor der himmlischen Thür. So, und jetzt sag' auch Du was."

Sie wisse nichts, sie sei ganz kleinsinnig. Es sei gut gemeint gewesen, aber die Mär' hätte auch einen schlimmen Ausgang nehmen können. Und mit ihrem einzigen Verlangen stehe sie jetzt da wie ein Narr.

„Thust es gern, so kannst mir's ja sagen, was Du Dir von der armen Seele gewünscht hättest."

„Sagen kann ich's, aber helfen kannst mir nicht, dafür bist Du eine zu arme Seel'! Soll er denn zu Grund' gehen im Krieg?" schluchzte die Marthel in den Winkel ihres Ellbogens hinein, in den sie ihr Haupt niedergesenkt hatte. „Daß er glücklich wieder heimkommt, nur das wollt' ich, nur das!"

Er stand eine Weile still neben ihr, wie sie weinte, dann legte er seine zitternde Hand auf ihr Köpflein und sagte ganz leise: „Bist ein gutes Wesen. Bist ein gutes Wesen."

Nun wollte er aber, daß sie sich schlafen lege, er werde draußen im Heu seine Rast suchen. Doch als er schon hart an der Thür war, drehte er sich um, machte ein paar rasche Schritte zum Mädchen hin und sagte: „Er kommt glücklich heim, verlaß Dich d'rauf!" Dann war er fort.

Ob der alte wunderliche Mann im Heu des Stadls seine Rast gefunden oder in dieser Nacht noch seinem Hause zugegangen ist, man weiß es nicht. Man weiß überhaupt von ihm nichts mehr Weiteres. Von Jakobi bis Maria Himmelfahrt sind drei Wochen. Als Maria in den Himmel fuhr, hat sich der Einseitige ihr angeschlossen. Sein Leib saß auf dem Bänklein des armseligen Daches, das der Bettelmann ein Haus und Heim genannt.

Fast genau ein Jahr später war unten im Thale, besonders um den Dotterhaschhof herum, helle Lustbarkeit. Die Alten hatten sich der Ruh' begeben, Egyd hielt Hochzeit mit seiner Almerin, der Marthel. Ob's geworden wäre, wenn sich die junge Sennerin auf der Alm weniger spröde gezeigt? Geworden wär's, aber anders. Der Egyd kennt sich aus. „Wohlfeile Zwetschken," sagt er, „muß man kosten, aber nicht kaufen."

Nun war's wunderschön und der muntere Bräutigam hatte an seiner Brust neben der Myrthe ein goldenes Blättlein, ein Ehrenzeichen, daß er im rasch entbrannten und rasch gelöschten Krieg seinen Mann gestellt hatte.

Daheim — so Gott will, Marthel — wird er ihn auch stellen, und somit ist die arme Seel' erlöst.

Empor zu Gott.

Zur Weihnachtszeit, wenn der tiefe Winter liegt im Gebirge, und die wenigen Häuser, die auf den Höhen oder in den Schluchten stehen, eingemauert sind in Schnee und Einsamkeit und hoch darüber die nebelumzogenen Wände aufragen, da fällt mir die Geschichte von jenem jungen Priester ein.

Das war einer der Wenigen, die aus wirklicher Achtung und Neigung den geistlichen Stand erwählen; er suchte in diesem Stande weder Versorgung noch Ehre, das hätte er bequemer haben können, denn er war eines reichen Mannes Kind. Er hatte im Hause seiner Eltern eine sehr katholische Erziehung genossen, denn so ist es der Brauch bei vornehmen Leuten, und auf solchem System beruht die Macht so manch altadeliger Familie. Aber der junge Hiron hatte unrecht verstanden, er dachte nicht an Brauch und Macht, seine Sinne hatten sich von dem berückenden Wesen des Katholicismus durchdringen lassen, er hatte den Glauben und die Religion wahrhaft und tief in sein Herz geschlossen. Er erwählte den priesterlichen Stand nicht, um Bischof zu werden oder Cardinal oder „noch was Aergeres", wie sich bei uns die Bauern ausdrücken, wenn sie „noch was Größeres" sagen wollen. Nein, Hiron wollte Priester werden, um in Demuth seinem Gott

zu dienen. Die Andacht, das Sichversenken in Gott, der in irgend einer körperlichen Wesenheit den Sinnen nahegerückt wird, ist ein Genuß, den nur Wenige kennen. Nicht eine Aufopferung, sondern ein Genuß. Die Neigung hielt während Hiron's Studienzeit an und war noch in ihrer vollen Lebendigkeit da, als er zum Priester geweiht wurde. Er trachtete nicht den Höhen der Gesellschaft, sondern den Tiefen des Lebens zu, und so wurde er von Einigen zwar bewundert, von den Seinigen aber schier wie ein mißrathenes Kind betrachtet. Das hochwürdige Consistorium wandte übrigens ein wirksames Mittel an, dem jungen Manne die Passion bestens zu verleiden; es bestallte ihn mit einem Caplansposten weit draußen in einem Gebirgsdorfe, genannt die Klarau, bei Kleinbauern und armen Waldleuten.

Im Spätherbst, da die kalten Winde niederstrichen von den hohen Bergen und aus dem grauen Nebel schon Schneeflocken tanzten, zog der junge Caplan in das Dorf ein, wo ihm der alte halbblinde Pfarrer ein etwas kahles Stübchen einräumen ließ, an dem der gute grüne Kachelofen das Beste war. Hiron fühlte sich nicht enttäuscht, er hatte sich die armen Leute noch ärmer und verkommener gedacht, als sie ihm in diesem arbeitsamen Bauerndorf mit einer gewissen leutseligen Ueberlegenheit entgegentraten. Er hatte sich die Berge viel höher gedacht, aber nicht so unendlich großartig und unerschöpflich an Herrlichkeit und Gewalt. All das erhöhte noch seine fromme Stimmung und er freute sich dem Weihnachtsfeste entgegen, dem Gottesdienste in der Christnacht, den er in der schlichten Dorfkirche mit aller Weihe und Herzensseligkeit zu begehen gedachte. Die letzten Wochen des Advents, da der Winter trübe und schwer über die Gegend niedergesunken war, verlebte er, wie einst die Propheten, in stiller Erwartung des Erlösers.

Bald werden die nächtigen Glocken klingen und die Menschen zusammenrufen aus Berg und Thal, daß sie vor dem Herrn in Brotesgestalt knien, wie einst die Hirten vor der Krippe.

Das Weihnachtsfest kam, und der junge Priester hat es auch gefeiert, aber ganz anders, als er erwartet hatte, ganz anders.

Der Heilige Abend war ein heiterer Tag; ein reiner Himmel lag still über der stillen Schneelandschaft; um die Mittagszeit troffen die Dächer des Pfarrhofes, und als die scharfen Schatten des Hauses und der Kirche sich weit hinausdehnten auf die glatte, fast glänzende Schneefläche der Wiese, wuchsen an den Dachrändern die Eiszäpflein.

Um dieselbe Zeit war's, daß im Pfarrhofe ein Wesen erschien, eines von jener Art, wegen welcher der Gottschöpfer schon manchen Vorwurf hat einstecken müssen. Das Wesen stand anfangs eine Weile im Vorhause, jetzt ängstlich lauernd, ob hinter einer der Thüren nicht etwas zu vernehmen wäre, dann wieder stumpf vor sich hinstierend, die längste Weile aber der Katze zuschauend, die auf einer der Bodenstiegestufen hockte und den Eindringling nicht ohne Mißfallen betrachtete.

Endlich hatte die Haushälterin den Halbcretin — so einer war es — bemerkt und fragte mit sehr vernehmlicher Stimme zur Küchenthür heraus, was man wolle!

Der Wartende war über den plötzlichen Anfall so sehr erschrocken, daß er für's erste nicht wußte, wo er war, und für's zweite noch weniger, was er wollte. Er war höckerig, hatte einen sehr dicken Hals, ein glattes blasses Gesicht und sah aus wie ein verkommener Junge von zwölf Jahren, während er mindestens über das zwanzigste hinaus war. Er schien sich nun zu besinnen, machte in seiner zerflickten, schlappen

Lodenkleidung ein paar schleifende Schritte gegen die Fragerin und sagte mit lallender Stimme etwas vom „absterben" und machte mit dem Arm eine Bewegung wie der Ministrant, wenn er das Glöcklein schwingt. Die Haushälterin ward daraus nicht klug, und erst als das ganze Gesinde um den Jungen herumstand und ihn begaffte und befragte und seine Späße über ihn machte, zog er mit unsäglichen Umständen aus einem Rocksack ein zusammengeknittertes Papier. Nun sahen sie es: Das gehört dem Herrn Pfarrer.

Auf dem Papiere standen in mühevollen Zügen folgende Worte:

„Hochwürden Herr Pfarrer!

Mein Mann, der Hans in der Scheiben, ist so viel krank worden und laßt tausendmal bitten um einen Geistlichen, weil's zum Sterben sein wird. Zum Schicken haben wir halt keinen wie den Halterbuben, unsern Blasel, was ein armes Geschöpf ist und nit reden kann, und ich es ihm aufschreibe. Aber den Weg weiß er und bitten um Gotteswillen um baldige Tröstung, sunst muß er so fort.

Die Hansin in der Scheiben."

Also ein Versehgang hinein in's Gebirge. Die Scheiben liegt oben auf dem Gscheid, wo man zwischen dem großen Rockstein und der Karwand hinübergeht in's Eisthal. Wer gut bei Fuß ist, der geht's in zwei Stunden hinauf. Der Pfarrer ist alt und mühselig, wen wird's treffen?

„Ich gehe ja gern, sehr gern," sagte der junge Caplan, „zum Abend bin ich leicht wieder hier."

So möchte er eine zweite Kerze in die Laterne thun, rieth die Wirthschafterin, daß er auch auf dem Rückweg Licht hätte, der Mond gehe erst gegen Mitternacht auf.

Auch that das fürsorgliche Weibchen zu andern Dingen und kirchlichen Geräthen ein Fläschlein Branntwein in den Ranzen, den sie dem armseligen Boten um den Hals hingen. Der Caplan wehrte sich gegen den Branntwein: ob man denn glaube, daß er —

„Nur d'rinnen lassen!" sagte der Pfarrer und zog die Hand Hiron's von dem Ranzen zurück, „Sie kennen das Gebirge noch nicht. Es steht Ihnen ganz frei, bei Predigten und Christenlehren gegen den Branntwein zu Felde zu ziehen, so scharf Sie wollen, es wird sehr gut sein, wenn Sie's thun, aber wenn Sie zur Winterszeit in's Gebirge gehen, so vergessen Sie den Schnapsplutzer nicht; ist's kein großer, so sei's ein kleiner! Ich rathe Ihnen gut."

In Winterstiefeln und Pelzhaube, im Chorhemd und in der Stola, halb jägermäßig, halb priesterlich, so machte sich nun der Caplan auf den Weg. Mit der rechten Hand hielt er das Ciborium, als da ist das Gefäß der Hostie, das ein goldgesticktes Mäntlein um hatte und mit einer rothen Schnur am Halse des Priesters befestigt war; in der linken Hand hielt er einen festen Bergstock. Vor ihm watschelte der Blasel mit dem Ranzen, dem Metallglöcklein und der Laterne, in der eine Kerze brannte, weil das Heiligthum vom ewigen Licht begleitet werden muß auf allen Wegen. Von der Zeit an, als der Priester die Hostie in der Kirche aus dem Tabernakel nahm, bis sie am Ende des Dorfes waren, wo die Häuser aufhörten und am Wege keine Leute mehr knieten, tönte auf dem Thurm eine kleine Glocke.

Der Weg war ein glatter Schlittpfad, und der Bote wackelte leidlich anständig darauf entlang und ergötzte sich an dem Klingen des Glöckleins, mit dem er fortwährend schellte, obwohl Niemand mehr zu rufen war, der da niederkniee vor

dem heranziehenden Heiland. Es war zu solcher Feierabend-stunde Jeder schon in seinem traulichen Daheim, der eins hatte, oder bestrebt, sich wenigstens für dieses heilige Fest in irgend einem Winkel eins zu schaffen. — Die Sonne beschien nur noch höhere Berge; im Thale, wo der Bach floß, lag in einem leichten Streifen hingezogen blauer Duft. Aus einer Scharte des hinteren Gebirges schwamm eine Nebelflocke herüber, die sich aber bald auflöste, um einer zweiten Platz zu machen, die etwas weiter an den Wänden vorwärts kam und sich endlich auch löste.

Die beiden Wanderer waren nun auf eine Höhe gekommen, auf der sich das weite Gebirge in seiner großartigen Gewalt zu entfalten begann. Es hatten sich die Berge zusehends verschoben bei jedem Schritt, die nähern rascher, die fernen allmählicher, bis sich vor den erstaunten Augen Hiron's ein Bild darbot, wie er es nicht hatte ahnen können. Da unten in der Tiefe lag die Klarau, das Dorf mit den sanften Rauchfahnen seiner Schornsteine, mit dem rosigen Blinken seiner Fenster, in denen sich der Sonnenschein auf den Bergen wiederspiegelte. Dort und da trollte sich ein geschäftiges Pünktlein über die Gasse, dort und da glitt noch ein Schlitten. Wenn man von unten einen Blick emporthut, so glaubt man den hohen Bergen in's Angesicht zu sehen, und es sind doch nur deren Knie, die Vorberge und Ausläufer der Riesen, deren schimmerde Gipfel und blauende Felsriffe erst hier oben dem unerfahrenen Gebirgswanderer in's Auge fallen.

„Du bist groß, o Natur!“ sagte nun der junge Priester, „aber siehe, ich habe einen Größern bei mir!“ Und er hob das Heiligthum empor, vor dem sich, wie er mit dem Auge seiner gläubigen Seele sah, der Alpen Riesenhäupter nun still verneigten.

Dann schritten die beiden Wanderer fürbaß.

Der Weg, öfter von den Spuren der Rehe und Hirsche und anderen Wildes durchkreuzt, ging stets sachte aufwärts und immer tiefer in die Falten der Wälder und Felsen. In die Klarau sah man nicht mehr hinab. Der Schlittpfad war auch zurückgeblieben, und selbst der schmale Fußpfad im gefrorenen Schnee wurde rauher und holperiger, je öfter er sich zweigte. Von einem solchen Zweigpfad kam ein Mädchen herab, ein blühendes Kind, das übrigens der Bote tüchtig anschellen mußte, bis es begriff, daß es hier zum Niederknien sei. Sie kniete in den Schnee hinein, faltete die Hände und schaute dem Priester so fromm und treuherzig in's Gesicht, als ob er der wäre, vor dem sie kniee. Der Caplan blickte sie auch an, dann hob er das Heiligthum ein wenig von seiner Brust und segnete sie.

Das Mädchen schlug über sein Gesichtlein ein Kreuz, dann stand es auf und hüpfte den Weg weiter abwärts. Hiron hätte es vielleicht gefragt, von wannen es komme, wie der Weg gehe, wie weit es noch sei bis hinauf in die Scheiben, endlich wohl auch, wie es heiße, und ob es zur Christmette gehe, aber bei einer heiligen Handlung — und eine solche ist der Versehgang — schickt es sich nicht, daß der Priester mit Jemand Worte wechsle, die nicht nöthig sind. So sah er nun nur noch die Spuren ihrer Knie im Schnee, dann drückte er den Heiland an's Herz und ging dem Blasel nach. Dieser war in den Steig eingebogen, den das Mädchen gekommen. Der Hochwald hatte sich verloren, jetzt erschien das halbeingeschneite Buschwerk des Alpenrosenstrauches und der Zerben. Die freie weite Aussicht war längst wieder vergangen, es war eine Karmulde, die von einer schreckbar hohen, scheinbar überhängenden Felswand niederging. Gegenüber waren kahle

Lehnen, mit Felswänden gesprenkelt, und der Schnee an denselben und auf den Kuppen dämmerte schon im kalten Blau des Abends. Ueber den Himmel zogen sich leicht gewölkte Streifen, die noch im rosigen Scheine waren.

Hiron fragte nun den Blasel, ob sie denn nicht schon bald auf die Scheiben kämen? Er mußte mehrmals recht laut fragen, bis jener eine halbe Antwort gab und nach vorn deutete. Sie schritten fürbaß, und wenn sie an einem aufragenden Baumstrunk vorüberkamen, wie hier der Sturm oder der Blitz die einzeln dastehenden Stämme auf Manneshöhe gebrochen hatte, so läutete der Blasel mit aller Macht seines Armes das Glöcklein, als sollten auch die Strünke niederknien, wenn das Sacrament kommt. Der arme Bursche schien sich bisweilen ordentlich gehoben zu fühlen von dem Amt, das er heute trug oder besser, das ihn trug, und der Priester betete zu seinem Gott, er möchte dem armen Wesen so viel Licht und Gebrauch der Sinne zuwenden, als jeder Mensch hienieden nöthig hat, um Gott zu erkennen und der ewigen Seligkeit zuzustreben. Er wußte wohl, was der Volksmund sagt: Die Trottel (Cretins) kommen nach ihrem Tode an einen Ort, wo keine Freude und kein Leid ist. Also beraubt der Anschauung Gottes! Das bedauerte der Priester noch am meisten, wenn er den Blasel betrachtete, der die längste Zeit wie müde und halb verloren vor ihm herwankte. Nun kamen sie empor zu einer Bergscharte, hinter welcher Hiron das Haus auf der Scheiben zu erblicken hoffte. Aber dort peitschte ein schneidiger Wind Nebelmassen von den Bergriesen her, welch letztere in ihren düster-blauen Schatten aufragten, und deren Zinnen sich im Nebel verloren. Es war eine ganz fremde Gegend, und der Blasel ging über rauhen Steinboden, von dem der Wind den Schnee weggefegt hatte

thalwärts. Aus dem Nebel, der sich immer tiefer herabsenkte, begannen scharfe Eisnadeln zu fallen, die an den Wangen brannten, und endlich auch Schneeflocken.

Es war schon ganz dunkel geworden. Der Pfad hatte sich verloren, der Abstieg über das Gestein wurde so steil, daß sie klettern mußten; der Blasel, stets mit dem schellenden Glöcklein am Riemen, kletterte schier besser, als er auf glattem Boden ging; er schien mehr zum Vierfüßler eingerichtet als zum aufrechten Gang. Er that dabei so munter, daß Hiron schloß, dieser Weg müsse ihm wohlbekannt sein, sie müßten nahe dem Ziele sein. Die Laterne mit der brennenden Kerze hatte Hiron schon früher an sich genommen und sie mit dem Drahthenkel an seinen Arm gehangen, das Gefäß des Heiligthums hatte er mit der Stola fest an die Brust gebunden, so daß er sich mit beiden Händen des Stockes bedienen konnte, und nun kletterte er nach, so gut es ging.

Endlich standen sie in einer Engschlucht, wo man nicht mehr weiter konnte.

Der Blasel stand da wie ein Nachtwandler. Der Priester fragte ihn:

„Wo sind wir? Wo ist der Weg?"

Der Bursche glotzte ihn an, fast verwundert, wieso der Geistliche zu solcher Frage käme.

Hiron rüttelte ihn am Riemen des Ranzen: „Unglücklicher Mensch! Thier! Du hast den Weg verloren!"

Der Blasel war zusammengezuckt und stöhnte.

„Wo ist das Haus in der Scheiben?" rief Hiron. „Wo ist das Haus in der Scheiben?" flehte er mit gerungenen Händen.

Der Bursche deutete mit einer trägen Geberde, er wisse es nicht.

Jetzt erst sah der Caplan, woran er war: verirrt, auf sich selbst angewiesen im hohen Gebirg, in der stürmischen Winternacht. Er begann wieder emporzuklettern dort, wo sie niedergestiegen; dann rief er den Blasel, daß er ihm folge, und mußte wieder umkehren, um den zwischen zwei Felsklötzen hockenden Halbmenschen aufzurütteln und mit sich zu führen.

So begannen sie nun herumzuirren, denn die Richtung, von der sie gekommen, fand Hiron nicht mehr. Er wand sich durch sprödes Zerbengestrüpp, er kam durch steile Kare, über Schuttreisen, in wüstes Gestein. Das heftige Schneegestöber schnitt rauh in sein Gesicht und bedeckte die kahlen Steine rasch mit Weiß, auf welchem der rothe Schein der Laterne irrlichtartig hin- und herzuckte. Mit jedem Schritt konnte Hiron in den Abgrund stürzen, mehrmals glitt er aus, einmal rollte er schon gegen ein Bodenloses hinab, daß er dachte: Leb wohl, o Welt, jetzt fahre ich in die Ewigkeit! Da blieb er mit der Schnur des Heiligthums an einem Zerbenast hängen.

Nun sagte der Priester: „Fast hätte ich vergessen, bist ja Du bei mir, mein Gott! Dein starker Arm hat mich gerettet, Du hast die Israeliten aus der Wüste geführt, Du wirst auch mich. Du hast die Jünger auf stürmischem Meere gerettet, Du wirst auch mich. Dräuet ihr Berge, brauset ihr Stürme da oben in den Wänden, bei mir ist der Allmächtige!"

Der Glaube gab ihm Kraft, er raffte sich wieder auf, wand sich fort, immer aufwärts, steil aufwärts, denn das Niedersteigen oder Klettern quer an den Hängen hin war zu gefährlich. Das Licht in der Laterne war verloschen; Feuerzeug war im Ranzen, aber wo war der Ranzen und sein Träger? Hiron rief im Tosen des sich immer heftiger ent-

fachenden Sturmes vergebens nach seinem armseligen Gefährten; er suchte ihn und stolperte endlich darüber. Der Bursche hatte sich in einer Felsrinne hingelegt zum Schlafen. Der Schnee beeilte sich, darüber eine Decke zu weben; es wäre aus gewesen, ohne eine einzige Klage und ohne Schmerz, es wäre ein segenloses Leben vorbei gewesen. Aber Hiron hob ihn auf, stärkte ihn mit Branntwein, schleppte ihn hinan in die Kluft eines Felsens. Wie kam es, daß diese abgehärtete, an die Herbheit des Lebens und des Gebirges gewohnte Natur mit ihrer Kraft schon zu Ende war, während Hiron kaum eine Ermüdung fühlte, obwohl seine Glieder zitterten? Mit dem Burschen war eben nichts, was das Thierische aufgestachelt hätte; mit Hiron war die Angst und der Glaube.

In der Felsenkluft, die vor Wind und Wetter zum Theil geschützt war, gelang es, das verloschene Licht wieder zu beleben. Die Kluft ging tief in den Berg; doch als sie Hiron mit der Laterne verfolgen wollte, erhob sich in der finsteren Tiefe ein Geräusch, als ob allerlei Gezücht aufgeschreckt herumflattere, an die Wände stöße; eines der Ungethüme schwirrte über Hiron's Haupt in's Freie.

Es graute ihm, und doch mußte er daran gehen, sich in dieser Felsenspalte wohnlich einzurichten, denn an ein Weiterkommen war in der brausenden Sturmnacht nicht zu denken. Er brach dürre Zweige der Zerben, die am Hange der Mündung standen, und machte sich damit mühevoll ein Feuer an. Der Blasel kauerte in einer Ecke, kraute mit stumpfer Miene den Schnee aus den Falten seines Lodengewandes, und bald darauf war er eingeschlafen.

Hiron's erste Sorge war nun, das Heiligthum an einem geschützten Platz zu bergen. Er entdeckte in der Wand eine Nische, er richtete sie zum Tabernakel her und stellte das

Gefäß mit der Hostie hinein. Vor diesem Altar knisterte das Feuer wie eine Opferflamme, und daneben kniete nun der Priester und betete Den an, den er aus der Kirche im Thal auf diesen hohen Berg getragen, voll des Glaubens und voll der Liebe, und der ihn hier verlassen wollte. Denn wie war ein Entkommen möglich, da die Winterstürme in diesen Gegenden nur selten rasch vorüberziehende sind, sondern gewöhnlich tage- und wochenlang währen! Der Sterbende im Haus auf der Scheiben sehnt sich vergebens nach dem Heiland: sind denn dessen Sünden so groß, daß sich der Herr vor ihnen in die Felswildniß flüchtet, wie er einst vor dem König Herodes nach Aegypten geflohen ist? — Einst, o Du süßes göttliches Kind, warst Du auch verlassen in dieser Nacht und mußtest Zuflucht nehmen in einer Felsgrotte bei Bethlehem, und Keiner im weiten Land ist heute erkoren zu solcher Hirtenandacht, als ich es bin. —

So dachte Hiron und dann betete er für den Kranken im Scheibenhause, zu dem er den Weg nicht hatte finden können.

Plötzlich hub es über dem Haupte des Priesters an zu schwirren und zu flattern, struppiges Gevögel schoß umher, stieß an die Wände, an die Decke, taumelte auf die Erde nieder, zuckte zur Spalte hinaus und pfiff und kreischte, daß dem Priester vor Grauen die Haare zu Berge standen. Es waren Falken und Geier, die im Felsen ihre Nester hatten und nun durch den Rauch beunruhigt worden waren. Einer der grauen, zu solcher Zeit halbblinden Habichte stürzte gerade in's Feuer nieder, daß die Funken auseinanderstoben und das Thier lebendig für Hiron zum Christmahle gebraten worden wäre, wenn es dieser nicht hastig mit dem Stocke aus den Flammen geschleudert hätte.

Aber die Vögel kamen allmählich wieder zur Ruh'. Das Feuer war in ein zuckendes Glimmen zusammengeschwunden; vom Winde, der ununterbrochen um die Wand pfiff, konnte es nicht erreicht werden, nur daß sich bisweilen eine Schneeflocke herein verirrte, um im rothen Schein sofort zu vergehen. Nun kam über Hiron die Erschöpfung; er stärkte sich mit Branntwein, und um sich vor dem Schlafe zu bewahren, in den der arme Genosse so ahnungslos versunken war, und der in solcher Lage so gefährlich werden kann, begann er vom Boden platte Steine loszulösen, um damit vor dem Heiligthum einen Altar zu bauen. Es naht das Christfest, der Tag, an welchem jeder katholische Priester drei Messen lesen soll, die erste davon schon in der heiligen Nacht, zur Feier der Geburt. Unten werden sie bald herankommen, aus den Häusern, den nahen und den fernen, mit Fackeln oder Laternen der Kirche zu, auf deren Thurm freudenreich die Glocken klingen und wiederhallen in den nächtigen Wäldern. Das Gotteshaus ist hell erleuchtet, und beim festlichen Tönen der Orgel, bei den alten Hirtengesängen des Volkes wird ein Hochamt gehalten um Mitternacht, so heilig und herzbewegend, wie keines sonst im ganzen Jahr.

Ein mächtiges Sehnen erfaßte den Priester nach der festlichen Gemeinde, er schaute hinaus in die schwarze, brüllende Nacht, dann ging er wieder zu seiner Arbeit und legte Stein auf Stein, bis der Tisch fertig war. Auf diesen rauhen Tisch stellte er nun das Ciborium, worin die Hostie lag.

Der Blasel schlief und regte sich kaum, Hiron hatte schon früher den Mantel aus dem Ranzen gezogen und den Schläfer damit zugedeckt. Es fiel ihm ein: „Was ihr dem Aermsten meiner Brüder thut, das thut ihr mir!" So kann's ja wohl auch das Christkind sein, das in diesem armen Menschenwesen

schlummert auf kaltem Stein! Je länger er den Schläfer betrachtete, desto wärmer wurde sein Herz, desto lebhafter der Wunsch, diesem geringen, von aller Welt mißachteten Menschen, der schuldlos war und doch wie ein Verwunschener dahinathmen mußte in Dämmerung, was Gutes thun zu können. Und so vollzog sich das Wunder, daß sich Hiron's Liebe zum kirchlichen Sacrament auf das arme Menschenwesen übertrug.

Dann sank er hin vor den Altar und weinte vor Freuden. Er hatte den Heiland gefunden. Es war plötzlich etwas in ihm, das er früher nicht gekannt hatte: eine Ahnung, als sei sein Heiligthum in der Brotgestalt wohl das Symbol des Höchsten im Himmel und auf Erden, aber nicht das Höchste selbst. Empfinden und Denken, das sich sonst einzig nur der Hostie zugewendet hatte, ging nun über auf den Aermsten seiner Brüder. Die Angst und Noth hatte sein Herz geöffnet, und aus dem Priester war ein Mensch geworden.

Hiron wachte vor dem daliegenden Halbcretin, zog ihm nach jeder Bewegung desselben immer wieder den Mantel zurecht, hob sein struppiges Haupt und legte den Ranzen darunter als Kissen, machte wieder frisches Feuer und trachtete den Rauch abzulenken, wenn solcher hinqualmte gegen den Schläfer. Das hielt ihn selbst warm, das beruhigte ihn, erfüllte ihn mit Zuversicht.

So vergingen Stunden und Stunden, und von Glocken, die im ganzen Lande klingen mochten, drang kein Ton empor zur Krippe in der Felsenkluft, und von den Weihnachtslichtern, die wie ein feuriger Gürtel den Erdball umkränzten, grüßte keines herauf in die Wolken der Alpen. Plötzlich jedoch war etwas, vor dem Hiron mächtig erschrak. Er war ein paar Schritte nach vorwärts getreten, um in die Finsterniß hinauszuschauen, da stand vor seinem Auge in den Lüften ein roth-

leuchtendes Halbrad. Es war der aufgegangene Mond, den die hinfliegenden Nebelmassen jetzt enthüllten, jetzt wieder verdeckten. Es war zu sehen, als ob der Mond im Bogen fliege, von einer gewaltigen Hand in die Nebel hinein-, in die Himmel emporgeschleudert.

So ist in dieser seltsamen Christnacht unser Hiron das tiefe menschliche Elend und die Erhabenheit der Schöpfung inne geworden, und so waren ihm auf diesem Sinai zwei Gesetztafeln erschienen: Du sollst den Herrn schauen in seinen Werken und Deinen Nächsten Gutes thun!

Im Hause auf der Scheiben, das tief unten in einer geborgenen Niederung stand, umgeben von Wald und Matten, war schon seit Nachmittag der Tisch gedeckt mit weißem Tuch, und vor dem Crucifix auf demselben brannten zwei rothe Kerzen. Daneben im Strohbett lag der alte Hans und hatte die blassen schmalen Hände gefaltet über der schwer wogenden Brust. Seine scharfen, blutlosen Lippen bebten, auf seiner Stirn standen große Tropfen. Es war die bittere Angst vor dem Sterben. Er war alt und gebrochen genug dazu, er sah das selber, es verlangte ihn auch nicht mehr länger nach dieser Welt, und wenn er daran dachte, wie nach dem langen Leben voll harter Arbeit und schwerem Kummer sein Leib nun bald rasten würde in der Erden, so that ihm dieser Gedanke völlig wohl. Auch in's Abschiednehmen wollte er sich ergeben, denn sein Weib war alt und mußte ihm bald folgen. Sollte sie noch ein paar Jährchen zu bleiben haben, so war vom Waldherrn für sie mit einer kleinen Pension gesorgt. So weit hatte er's doch gebracht, der Hans, das war sein Denken und Arbeiten gewesen fünfzig Jahre lang, daß er versorgt sei für die alten Tage.

Aber das Sterben hatte einen andern Haken, einen ganz andern! Der ewige Gott ist gütig und barmherzig, so lange der Mensch noch auf der Welt ist, aber in der Ewigkeit läßt er mit sich nicht spaßen. Wohl durfte sich der Hans sagen, er war sein Lebtag so weit ein guter Christ gewesen, daß er die Kirchengebote vorgeschriebenerweise mit Fleiß gehalten. Trotzdem sind außerhalb derselben mancherlei Sachen vorgekommen, die sich der Mensch alleweil zu leicht aus dem Kopf schlägt, auf die aber, wie man hört, der Herrgott ein großes Gewicht legt. Wenn nun der Hans heute oder morgen vor dem Richterstuhl steht, was wird der Herr sagen zur Geschichte mit dem Baum-Peter? So lange er gesund gewesen, hatte er sich immer gesagt: des Peters wegen hast Du nur Deine Pflicht erfüllt.

Jetzt wollte er sich dasselbe sagen, aber sein Gewissen rief: Nimm Dich in Acht!

Diese Angelegenheit vor Allem möchte sich der Hans in der Scheiben gern vom Herzen wälzen, indem er sie dem Priester erzählen wollte, um von ihm die Lossprechung zu erlangen und als Wegzehrung das heilige Sacrament.

So lag der Hans nun in Bangniß und Erwartung da. Es wurde dunkel draußen vor den Fenstern, die Kerzen brannten nieder und legten einen trüben Schein auf die Stubenwände, und der Priester kam nicht. Das Hin- und Hergehen ist das einzige, worin der Blasel verläßlich ist, es müßte denn sein, daß er sich unterwegs bei einem Thiere verweilte, so wie er einmal einem Eichhörnchen zugeschaut hatte, das einen Baumstamm hinaufgelaufen, und er davor so lange stehen bleiben wollte, bis es herabkäme. Er stand so lange vor dem Baum, bis er schließlich selber nicht wußte, worauf er wartete, und sicherlich bis an's Ende der Welt auf dem Flecke

stehen geblieben wäre, wenn ihn nicht ein vorübergehender Halter aus seiner Versunkenheit geweckt hätte.

Aehnliches bedenkend, hub der Kranke zu klagen an, daß er nun gar ohne Priester sterben müsse, er höre die Sense schon rauschen im Grase, und wie sie näher und näher komme und sein Leben abschneiden werde noch in dieser Nacht.

Endlich, als es schon lange finster war, hörte sein Weib draußen im Schnee Tritte, und der Schein einer Laterne zuckte zu den kleinen Fenstern hinein und an den Wänden hin.

„Das sind sie, Gott Lob und Dank, das sind sie!" hauchte das Weib und eilte ihnen entgegen hinaus in die Vorkammer.

Die Erwarteten waren es aber nicht; ein kleines kurzhalsiges Männlein war's, das mit Stock und Laterne hastig zur Thür hereintrat. Das Weib des Hans erschrak schier bis an den Tod. Wer da kam, das war kein Guter, war der einzige und tief verbitterte Feind, den sie hatten auf der Welt. Es war der Baum-Peter.

„Lebt er noch?" hastete er der Frau entgegen.

Diese fiel vor ihm auf die Knie: „Peter, um Christi Leiden und Sterben willen, verschone uns! Peter, Du wirst auch ein Erbarmen brauchen in Deiner letzten Stund', sei barmherzig, er liegt in der Todesangst, er bereut es tausendmal, er hat's gesagt."

„Was bereut er?" fragte der Peter zischend und zog das zitternde Weib in den Winkel, wo eine alte Truhe stand zum Sitzen. „Was bereut er?"

„Du weist es ja," sagte sie, „Du hast es uns oft genug bewiesen, daß Du es nicht vergessen, wie Dich dazumal der Hans von der Holzmeisterstelle verdrängt hat, weil er's verrathen, daß Du als Wilderer den Rehbock hättest geschossen

im Rulwald. Und bist deswegen mitsammt Deiner Familie brotlos geworden."

„Denkt er an das? Denkt er daran?"

„Peter!" fuhr sie fort, „gleichwohl Deine nachherige Stelle als Vorarbeiter im Eisenwerke zu Sanct Aegydi weit besser ist als die Holzmeisterei, so hast es dem Hans doch hart nachgetragen, was mich freilich nicht wundert, weil er Dir jede Anfeindung zehnmal schärfer zurückgegeben hat, wie er schon sein Lebtag ein zorniger Mensch war. Aber sonst nit schlecht, schlecht gewiß nit, Peter, das kannst mir glauben, und ist's nit seine Absicht gewesen dazumal, daß er Dich um die Stelle bringt; er hat's des Rehbocks wegen nur sagen müssen, weil er selb' Zeit im Rulwald Jäger ist gewesen."

„Deswegen geht's nicht mehr her, deswegen," sagte der Peter, „das ist ihm vor zwanzig Jahren schon vergessen gewesen. Aber nachher!"

„Und doch ist die große Feindschaft entstanden zwischen Euch, und er hat Dir seither viel Kränkung und Unrecht angethan, das ist wohl wahr — er sieht's ein."

„Er sieht's ein," sagte der Baum-Peter ganz leise, und seine Worte waren unglatt und zitterten: „Dank Dir Gott dieses Wort, jetzt kommt's mir leicht an, was ich thue. Schau, ich habe heut' gehört, der Hans wär' im Sterben. Da ist's mir eingefallen, wie wir in jungen Jahren gut sind gewesen miteinander, und wie wir uns nachher so unnöthigerweis in die Feindschaft hineingehetzt haben, bei der mir nicht und ihm nicht wohl ist gewesen; 's ist der Heilige Abend, denk' ich, gearbeitet wird eh nicht im Werk, gehst auf die Scheiben und suchst den Hans heim. — Darf ich hinein zu ihm?"

„Wenn Du so bist!" sagte das Weib und machte ihm die Thür auf in die Stube.

„Wer ist's denn?" fragte der Kranke heiser; daß es der Priester nicht war, hatte er schon bemerkt.

„Kennst Du mich, Hans?" sagte der Peter weich, „gieb mir die Hand."

„Soll das —" versetzte der Kranke unsicher, „soll das nicht der Baum-Peter sein? Der Stimme nach schier. Weib, zünde ein Licht an."

„Ein Licht?" fragte sie erschrocken, „es brennen ja zwei Kerzen."

„Wird schon so sein," sagte der Hans, „ich bin nicht bei mir selber. Just hat mir geträumt, der Baum-Peter wäre neben mir gestanden da beim Bett. Ei närrisch, der kommt nicht zu mir. Es wäre mir lieb, wenn er wollt' kommen, es wäre mir lieb. Ich kann nicht zu ihm."

Der Peter hatte ihn nun schon an der Hand gefaßt: „Ich bin gern gekommen. Hans, wir wollen wieder gut sein miteinander. Alles Schlechte soll vergessen sein zwischen uns, und der von uns Zweien zuerst vor's Gericht Gottes muß, soll den Andern nicht verklagen, und der länger auf der Welt bleibt, soll für den Andern beten. Ist es Dir recht, Hans?"

„Ich bin einverstanden," sagte der Kranke, von schweren Athemstößen unterbrochen, „Peter, Du bist doch ein guter Mensch, unser Herrgott wird Dir's vergelten an Weib und Kind, daß Du jetzt zu mir gekommen bist. — Und Du," so wandte er sich an seine Frau, „sollst ihm was kochen, er muß hungrig sein, der Peter; den weiten Weg da!"

„Wenn mir nur ein Mensch kunnt' sagen, warum der Geistlich' denn gar nit will kommen!" rief sie.

„Ei so, der Geistlich' ist noch alleweil nicht dagewesen?" versetzte der Kranke, „nun, daß ich's aufrichtig sage, jetzt brauch' ich ihn nicht mehr. Seit ich mit dem Peter wieder

auf gleich bin, brauch' ich ihn nicht mehr. Das Weitere habe ich mit meinem Gott und Herrn schier hübsch in Ordnung. — Trinken möcht' ich."

Der Baum-Peter reichte ihm den erquickenden Trank.

„Daß Du mir's thust, Peter," dankte der Hans und befeuchtete die Lippen, „daß Du mir's thust, so ist's mir eine rechte Wegzehrung in die Ewigkeit."

Sie blieben alle Drei beisammen. Im Ofen winselte zuweilen das Feuer, die Wanduhr ging ihre gleichmäßigen Schritte, als ob sie auf langen Wegen wandelte und nicht über den Steg vom Leben zum Tode. Sonst war Alles still. Der Kranke versank in den Schlummer, sie saßen neben ihm, und das Weib weinte still vor sich hin. Es war eine bange Christnacht.

Draußen schneite und stöberte es, und es war schon lange nach Mitternacht, als Jemand an's Fenster klopfte.

Wer es sei? Was es bedeute?

Ein Mann aus dem Dorfe war's, der fragte durch die gefrorene Glasscheibe herein, ob der geistliche Herr Caplan da sei?

Um Gotteswillen, der wäre gar nicht gekommen.

Dann müsse er sich im Gebirge verirrt haben, denn er sei am Nachmittag mit dem Boten im Dorfe davongegangen und seither nicht zurückgekehrt. Die Leute wären in der Nacht zusammengekommen in der Kirche zur Christmette, der Meßner habe zur Mette geläutet, aber es habe keine stattgefunden, der Herr Pfarrer sei stark unpaß, wie immer, wenn das Wetter umschlage. Endlich sei es laut geworden, der Caplan sei von einem Versehgang im Gebirge nicht zurückgekehrt, und da wären die Leute eilends aus der Kirche gelaufen, hätten ihre Fackeln angezündet und seien im Schnee und Sturm

ausgezogen, den geistlichen Herrn zu suchen. Er, der Berichtende, sei der Scheiben zugegangen und habe seine Fackel wegen der Feuersgefahr da unten in den Schneeboden getaucht. Er wisse nun nicht, wohin sich wenden, denn alle Pfade und Spuren seien schon verschneit und verweht. Eine solche Christnacht hätte er noch nicht erlebt.

Und als er sich so sein Herz erleichtert hatte, ging er wieder davon, zündete unter einer Schirmtanne seine Fackel wieder an und machte sich auf die Suche im unwirthlichen Birg. Da war unter den Leuten ein Mädchen, und das erzählte nun, es sei am vorigen Nachmittag vom Schiermoos herübergegangen und habe gesehen, wie der Geistliche und sein Führer nicht den Weg in die Scheiben, sondern den Steig rechts hinan in die Kare eingeschlagen habe.

„Jesu Christ!“ rief hierauf Einer, „da sind sie heilig in die Todten Oefen hinaufgerathen!“

Da thaten Viele einen Schreckruf; die Todten Oefen, so hieß das wilde Gewände, das hinter dem Rockstein wie eine ungeheure Felsenburg hoch über dieses weite Bergland aufragte, nebelblaß schimmernd im Sommer und düstergrau im Winter, da sich kein Schnee hielt an seinen Schroffen und nur die weißen Adern des Eises niedergingen gegen die öden Kare. Gemsjäger und Edelweißsucher waren die Einzigen, die sich in die steinernen Mulden hinaufwagten, das senkrechte Gewände selbst umkreisten nur die Steinadler und die Falken. Und da hinauf sollten sich der Blasel und der des Gebirges unkundige junge Caplan verstiegen haben?

„Und warum hast sie denn nicht zurückgewiesen, da Du sahst, sie wollten hinauf?“ Diesen Vorwurf machte ein alter Mann dem Mädchen.

Ja, weil sie gedacht, sie wollten in's Schiermoos hinüber.

Sie strebten hinan. Sie hatten Schußgewehr und Hörner bei sich, um sich gegenseitig zu verständigen, die Fackeln waren im Nebel und Gestöber nicht weit zu sehen. Einer wollte im Pfeifen des Windes das Versehglöcklein klingen gehört haben, ein Anderer sah hoch in den Schroffen das Flimmern des Versehganglichts; aber in jener Richtung, wo der sich die Stroffen dachte, war die freie Weite des Himmels und die Nebel, zwischen deren Wogen vielleicht einmal ein Sternlein niederblinken mochte.

„Wäre es der Stern von Bethlehem!" bemerkte einer der Alten.

Wie lang ist eine Nacht in der Schlaflosigkeit, in der Einsamkeit, in der Bangniß und Gefahr! Da mag wohl der Gedanke kommen: Wenn's Nacht bliebe! Wenn die Sonne nicht mehr erschiene! — Das menschliche Herz verträgt diesen Gedanken nicht. Der Blinde kann sich freuen, er sieht zwar das Licht nicht, aber er fühlt es, denn das Licht wirkt nicht allein auf's Auge, es wirkt auf Leib und Seele mit seinem himmlischen Athem. Aber wenn in einer längsten Nacht des Jahres, in der Christnacht, des Ewigen Arm sacht in die Speichen des Weltenrades griffe: Genug! Meine Schöpfung hat ausgelebt und ausgelitten, es soll Ruhe sein! — Und die Sonne stiege nicht mehr herauf! Was würde in den letzten Stunden der Grauen und Schrecken die Liebe machen auf Erden? Würde sie milde weinend als sanfte Trösterin von Haus zu Haus gehen? Oder würde sie, rasend geworden, die Menschen würgen und die Brandfackel schleudern in ihre Wohnungen, damit es wieder licht werde im Thale der Thränen?

So sann Hiron in seinem Felsentempel; da stieg sein Herz wieder empor die Jakobsleiter des Glaubens.

Endlich erschien in tiefen Fernen unten der Tag. Die Nebel zerstreuten sich oder schmiegten sich in die Schluchten. Rothglühende Nadeln und Bänder zogen hin an dem Horizont, und die weite Bergwelt wurde rosig hell. Wie war die Welt tief unten, und wie tausendfach lag das Gebirge entfaltet, die Thäler und Schluchten dämmernd, die Wälder blauend, die Höhen schimmernd im frischen Schnee!

Aus den feinen scharfen Zacken eines sehr fernen Gebirgszuges ging die Sonne auf. Hiron erschrak vor ihr. Das war nicht die tägliche Sonne, es war eine ungeheure Glutscheibe, die sich dort emporhob aus den zarten ätherischen Kämmen des Horizonts, das ganze Bergrund erfüllend mit unbeschreiblicher Pracht. Hiron sank schluchzend auf seine Knie und konnte nichts stammeln, nichts denken als: O Gott! o heiliger Gott! —

Als er sich umwendete, war auch die Höhle erfüllt mit rosigem Licht. Das Antlitz des armen Schläfers war im Sonnenstrahl fast verklärt und schön. Nur ein einziger schwarzer Streifen zog sich scharf hin an der besonnten Wand, es war der Schatten des Ciboriums, das auf dem Tische stand. . . .

Erst nach einer Weile konnte er sich an das Erforschen des Abstieges machen. Das war wunderlich! Wie konnten sie da heraufgekommen sein in Sturm und Nacht? Es war steil wie ein Thurmdach, und nach einer Seite hin unermeßlich tief senkten sich die Abgründe. Hiron schwindelte. Er wusch sich nun Hände und Gesicht im Schnee, um die Glieder zu erwärmen und sich zu erfrischen. Da war in der Luft plötzlich ein weicher Knall, etwa, als ob aus einem Flaschenhals der Stöpsel springe. Das wiederholte sich nach kurzer Zeit, und nun sah Hiron unten im Kar schwarze Punkte sich hin und

her bewegen. Anfangs meinte er, es wären Vögel, aber als er gewahr wurde, daß einer und der andere von diesen Punkten von Zeit zu Zeit Rauch ausstieß und diesem Rauche nach etlichen Augenblicken allemal ein Knall folgte, sah er, daß es Menschen waren, die Signalschüsse abließen.

Eilig ging er in die Tiefe der Kluft zurück, um den Blasel zu rütteln. Dieser ließ sich sehr viel Ehre anthun, bis er stöhnend erwachte und sich taumelnd die Augen rieb. Ja, das war einer von denen, die Leben und Sterben, ja selbst den jüngsten Tag verschlafen könnten. Nun schaute der Blasel einmal etwas verwundert um sich; es schien ihm nicht ganz wie sonst — doch ließ er es dabei bewenden und biß wacker in das Stück Brot, das ihm Hiron aus dem Ranzen gezogen hatte. Mittlerweile stand der Priester, immer noch in Stola und Chorrock, an der steilen Mündung der Höhle und schellte mit dem Metallglöcklein nach allen Kräften und rief mit lauter Stimme hinab gegen die Leute. Aber der Schall steigt lieber zur Höhe als in die Tiefe, und die schwarzen Punkte bewegten sich schon wieder thalwärts. Jetzt zündete Hiron den kleinen Vorrath von Zerbenholz an, den er sich gebrochen hatte, und als nun der Rauch wirbelte aus der dunklen Felskluft und empor an der Wand, da stieß unten Einer den Schrei aus: „In die Todten Oefen schauet hinauf, an der Adlerwand, dort sind sie!"

Es war aber noch nicht gewonnen. Die kühnsten Steiger besannen sich, da emporzuklettern, und einer der Bauern sagte vorlaut: „Die müssen herabgeschossen werden." Erst gegen die Mittagszeit, als in der warmen Sonne der Schnee klebrig wurde, wagten es drei Männer mit langen Stöcken und Seilen und schafften die beiden Verirrten endlich glücklich herab.

Bevor der Priester die Felsenkluft verlassen hatte, fragte er nach dem Hans in der Scheiben. Der war früh Morgens im Frieden entschlafen. So sagte Hiron: „Ich will für ihn meine Christmesse halten in diesem Tempel." Dann kniete er nieder vor dem steinernen Altar, hob die Hostie aus ihrem Gefäß, sprach das übliche Gebet und nahm sie zu sich.

Jetzt erst durfte er die kirchliche Kleidung ablegen. Er hatte sein Amt nach Menschenmöglichkeit erfüllt.

Als er auf dem festen Boden der Niederung stand, kam über ihn endlich die Ohnmacht. Sie mußten ihn laben und auf einer nothdürftig geflochtenen Sänfte hinabtragen in die Klarau. Mit Jubelgeschrei und Freudenthränen wurde er vom Volke empfangen. An den Stufen des Hauses richtete er sich auf und sagte zu den Leuten, die den ganzen Platz bis zur Kirche hin füllten:

„Ich habe ihn gesehen. Er ist groß und gütig in Ewigkeit. Er ist herrlich!"

Und das war die Festpredigt an demselbigen Christtag.

Die Zwingmesse.

Ich glaube an Geistererscheinungen! Wie aber meine Geistererscheinungen aussehen, das soll die folgende Geschichte zeigen.

Für sein Erdenleben kommen wir schon zu spät. Der Paul war todt. Noch stieß man ihm die Faust an die Brust, knetete seinen Leib, rieb die Fußsohlen mit härenen Fetzen — umsonst. Er war dahin. Sein Weib wollte das Korbband entfernen.

„Oho!" riefen sie, „das Band bleibt da, die Obrigkeit soll's auch sehen, wie sich die Leute aufhängen!"

Warum denn? Der Paul war arm, das ist jedoch kein Grund; arme Leute hängen, aber sie hängen am Leben; sie wollen im Sonnenlichte athmen und nebenbei noch was von der Welt erschnappen. Die Reichen hängen oft dem Trübsinne und der Verbitterung nach, weil sie wissen, daß beim Reichthum auch nichts dahinter ist. Zum wirklichen Hängen kommt der Eine wie der Andere selten. Im Ganzen aber ist die Langweile ein besserer Seiler als die Arbeit; der Ueberfluß dreht mehr Stricke, gießt mehr Kugeln als die Entbehrung. Es war ein hartes Los, das den Paul getroffen: sein Brot unter der Erde suchen — und Steine finden. Wochenlang in den Steinkohlengruben kein Tageslicht sehen, nichts in den

schauerlichen Einöden, als die Ampel und das licht- und liebedürstende Herz. Unter ungeheuren Berglasten nicht aufrecht stehen können, das mag sich mählich wohl auch auf das Gemüth lasten. Paul hatte unterirdische Brände gesehen, war in den Gefahren schlagender Wetter gestanden; sie hatten manchen starren, kalten Genossen an ihm vorübergetragen, empor zum Tageslicht, da sein Auge es doch nicht mehr trinken konnte. Und trotz alledem, er arbeitete und war guter Dinge. Ein scharfes, kurzes Aufzischen, wenn mitunter von außen ein böser Funke in sein Gemüth geworfen wurde, aber bald war wieder Alles glatt und rein, und die Leute hatten den Paul lieb, weil er stets so stillvergnügt und munter seiner Pflicht oblag und seiner Wege ging. Viel leisten und wenig begehren — das sind allweg die beliebtesten Leute.

Eines Tages aber, als er nicht arbeitete, sondern zu Hause bei seinem Weibe war, in der Sonntagsruhe — schnitt er sich das Leben ab.

Kein Mensch wußte, warum. In den grellsten Muthmaßungen erging man sich; die Frommen schoben es auf die Gottlosigkeit der Zeit, die Freigeister auf religiösen Wahnsinn, die Aerzte auf eine Krankheit des Gehirns und Alle machten sehr gescheite Reden daraus. Das Weib des Paul war rasend vor Schmerz.

„In den Himmel darf der nicht hinein!" Das war selbstverständlich. Zu jenen heiligen Reihen, die sich von Anderen umbringen ließen, oder Andere umgebracht hatten, zu gedenken der Kreuzzüge, der Inquisition und anderer Glaubenskriege, paßt der Paul nicht, und damit er am jüngsten Tage, wenn Alles aufersteht, nicht zufällig darunter kommt, muß man ihn abseits vom Kirchhofe begraben. Dort auf der Au steht eine hohle modernde Buche; am Boden wuchert

welkes Gedistel und anderes Blattwerk, nie von einer Sichel ehrenvoll erlöst, wild aufwachsend, üppig hinprangend, öde abdorrend, verwesend Jahr für Jahr. Dort wurde die Grube gemacht. Der Todtengräber schichtete einen Hügel über den sonder Glockenklang und Priestersegen Bestatteten und trug noch Steine zusammen auf den Hügel.

„Laß das," sagte der Arzt, „der steht nicht mehr auf!"

„Wäre auch das Allerbeste!" antwortete der Gräber und stützte sich halb quer auf seinen Spaten; das ist solcher Leute Rast. „Wenn der beim Posaunenschall herfürgeht, da kommt er schön an! Es giebt etliche fromme Brüder, die haben sich vom Herrgott eine besondere Gnad' ausgebeten. Die wollen in den neunten Himmel hinauf. Ja! Und weiß der Herr Doctor, was im neunten Himmel ist? Natürlich, das hab' ich mir gedacht, daß er's nicht weiß. Vom neunten Himmel aus kann man's sehen, wie die Ketzer und die Selbstmörder in der Höllen gebraten werden! Schon ganz curios, lieber Herr! Und wird der Paul zur Seligkeit solcher Brüder auch seine Sach' beitragen, wenn er aufsteht. Derohalben rath' ich ihm's, er soll liegen bleiben!" So sagte der Todtengräber und fuhr fort, Steine zusammenzuschleppen auf das Grab des Mannes.

Wenn's nur auch wahr ist, was so ein Todtengräber sagt! Es stimmt nicht allemal mit den heiligen Schriften. Nach diesen hält man doch im Ganzen darauf, daß der Selbstmörder zur Strafe dafür, daß er sich's mit Gewalt besser machen wollte, es noch schlechter kriegen soll. Ewig verdammt sein, das ist kein Spaß! — Ewig todt sein, dagegen wäre das beste Mittel — wird aber nicht genehmigt.

Es ist leicht denkbar, wie nun die Witwe des Paul klagend umherirrte. Bei ihren Verwandten war sie, beim

Pfarrer war sie, bei der Kartenaufschlägerin war sie: Ob ihr's denn nicht ein Mensch sagen kunnt, wie es mit dem Paul steht! Ob nicht doch eine Aussicht wäre für seine arme Seel'? Und wenn's auch nur ein finsteres Platzel hinter der Thür wär' im Himmel, wenn nur nicht ganz ausgeschlossen. Sie setze sich dann zu ihm ....

„Wer weiß, ob er sich den Himmel verlangt?" sagte einer ihrer Verwandten. So thöricht sprach der Pfarrer nicht, der rieth: „Nur nicht viel simuliren, Paulin! Nur Alles dem barmherzigen Gott überlassen! Eine heilige Messe zahlst."

Das Gescheiteste aber sagte die Kartenaufschlägerin. „Meßzahlen," sagte sie, „schon recht das! Aber wenn er verdammt ist, was helfen die guten Werke! Die Hauptsach' ist, daß Du's erst weißt, ob Deinem Mann überhaupt noch was zu gut kommen kann, oder ob Alles umsonst ist. Daß Du Deine guten Werk' nit für nichts und wieder nichts verthust!"

„Kannst mir auf das die Karten legen?"

„Bedank' mich! Daß mich der Teufel zerreißt, wenn er ihn hat!"

„Aber mein Gott, wie soll Ein's denn d'raufkommen, wie's mit ihm steht?"

„Selber soll er Dir's sagen! Rufen sollst ihn!" sagte die Kartenaufschlägerin.

„Na, na," wehrte die Wittib ab, „auf so was glaub' ich nicht!"

„Hat's Dich auch schon, Paulin!" drohte die Alte und hob den Zeigefinger wie eine Ruthe. „Mit der Lauheit im Glauben hebt's an, mit dem Antichrist hört's auf."

„Gott soll mich behüten!"

„Nun also. So wirst von einer Zwingmesse was gehört haben. Ist schon gut, das Meßzahlen, aber zur rechten

Stunde muß es sein, und auf das Verlangen, daß Deinem Mann sein Geist gezwungen wird, daß er erscheint, daß er's sagt, wie es ihm ist."

„Und kann er das? Kann er's?"

„Wenn er muß. Der Pfarrer wird's schon wissen. Eine Zwingmesse, sagst!"

„Zu Tod wollt' ich erschrecken, wenn der Geist thät' kommen!"

„Weißt," sagte die Kartenaufschlägerin, „keine Gefahr ist nicht. Man erschrickt vor dem Geist nur, weil man ihn nicht gewohnt ist."

„Wird eh so sein!"

„Ist so."

Hierauf unterrichtete die Alte noch, wie die Zwingmesse in der Mitternachtsstunde gelesen werde, und zwar von einem besonders frommen Priester; wie die Verwandten des Verstorbenen dabei anwesend sein müßten; wie dann zwischen Evangelium und Offertorium der Geist des Verstorbenen erscheine, entweder von Engeln geführt oder von Teufeln in glühenden Ketten geschleppt. Sei das Erstere, so könne die arme Seele verlangen, was ihr zur vollen Erreichung der Seligkeit etwa noch nöthig wäre. Sei das Letztere, so hätten die Glöcklein keinen Klang und die Hostie färbe sich dunkel — die Seele sei verloren. Beim Agnus dei habe man die Frage frei an den Geist, wegen welcher Sünde er verdammt sei, und er wäre gezwungen, Antwort zu geben. Die Sache könne aber doch auch schreckbar ausfallen. Einmal hätten es an der Wildoner Kirche einige vorwitzige Bursche unternommen, auf hohen Leitern zu den Fenstern hineinzuschauen, als drinnen just eine Zwingmesse abgehalten wurde. Sie wären über das Furchtbare, das sie erblickt, von den Leitern herabgestürzt und

wahnsinnig gewesen. — Was die Kartenlegerin der Wittib darthat, das geht in mehreren Gegenden des steierischen Unterlandes heute noch um. Man glaubt, daß jeder durch eine „Zwingmesse" gerufene Geist kommen müsse, wenn anders der Priester fromm genug sei.

Jetzt ging die Paulin wiederum zum Pfarrer; sie ließe sich was kosten, wenn sie wüßte, daß ihrem Mann noch zu helfen wäre. Und wäre kein Mittel, so thäte sie sich die Kosten ersparen. Also die Zwingmesse, ob er ihr sie lesen wolle?

„Die sogenannte Schwurmesse?" fragte der Pfarrer.

„Halt die Zwingmesse!" antwortete das Weib; es wollte nicht einmal vom Namen abweichen.

„Ist dasselbe."

„Und daß der Paul wohl gewiß kommt!" sagte die Paulin.

Sprach der Pfarrer: „Sei nicht so dumm!"

Dieser geistliche Zuspruch gefiel ihr nicht. Sie ging aus nach einem frommen Priester.

„Kannst lange suchen!" sagte ihr der Todtengräber so über die Achsel her. Aber ein Bauer sagte: „Ich weiß Dir einen. Der alte Beneficiat in Sanct Peter ist recht."

„Derselbe, der die guten Salben für Gicht und Gall macht?"

„Derselbe. Kann auch Geister beschwören."

„Bisweilen kriegen sie ihn unter," sagte der Todtengräber.

„Wer?" fragte der Bauer.

„Die Geister."

„Wen?"

„Den alten Beneficiaten."

„Wo?"

„Im Keller."

Aber die Paulin hatte gleich das Vertrauen zu Dem in Sanct Peter.

Der weigerte sich anfangs. Er sei schon zu alt, sagte er. Auch wären die Geister heutzutage, wo man gottloserweise ihre Existenz bestreite, viel störrischer als vor Zeiten, wo sie einem jeden Narren erschienen. Die Paulin, die sich solche Sach' einmal in den Kopf gesetzt hatte, wußte ihm aber so verschiedenartig beizukommen, daß die Messe für eine der nächsten Nächte angesetzt ward.

In der Kirche von Sanct Peter war für die Zwingmesse kein Altar abgetreten worden; so mußte der Beneficiat sie in der abseitigen Veronicacapelle halten. Saß denn die Paulin allein in den Stühlen und starrte mit leisem Grauen auf die zwei Lichter des Altares hin, die den alten Bau so unheimlich düster beleuchteten. Wenn der Priester nicht murmelte, das Glöcklein des Ministranten nicht klang, war es so still, daß man das dumpfe Schrillen der alten Orgel vernahm; die Orgel spielte Niemand, als der Wind. In dieser Oede und Düsterniß fiel der Paulin das Leben der Bergknappen in den tiefen Stollen und Schachten ein. Sie dachte an jenen Tag, da sie mit einem jungen blassen Knappen im lichten Sonnenschein zur Kirche ging, wie sie dort ihre Hände zusammenlegten zur Lieb' und Treue bis in den Tod. Bis zu seinem Tode hatte er sie gehalten, nun wollte sie das auch bis zu ihrem. Seit er dahin war, stand in ihr erst die gewaltige Liebe auf. Er war allzu gut gewesen. Für sie war er hinabgestiegen in die Gefahren der Bergestiefen, und allen Erwerb hatte er ihr in den Schoß gelegt aus Dank und Freude, daß sie sein war. Ein fröhlich Wesen, ein friedlich Haus, wenn er heim-

kam, mehr begehrte er nicht. Ein fröhlich Wesen, ein friedlich Haus, das gab sie ihm aber nicht. Sie — ha, jetzt stand sie selber auf vor ihren Augen, wie ein böser Geist, der beschworen wird — sie war eines von jenen unbegreiflichen Weibern, die den Mann aus Liebe peinigen müssen — herzlos, ruhelos peinigen müssen! Als ob sie sich mit den Fingernägeln und den Zähnen recht tief in sein Herz eingraben wollten! Je mehr es blutet, desto tiefer sind sie drinnen. Die Paulin hatte Stunden, wo es sie reizte, ihrem sanften Mann Herbes zu sagen, ihm die bescheidensten Freuden zu vergällen, ihn in seiner kindlichen Munterkeit plötzlich zu betrüben, oder wenn möglich, zornig zu machen. Zu jener freien Höhe des Zornes, die sie erschreckt hätte, vermochte sich der weichmüthige Mann nicht zu schwingen, und seine Unbehaglichkeit, seine Wehmuth hatte für sie etwas Wonniges, und seine milden Bitten, Vorwürfe brachten sie in jene hitzige Aufgeregtheit, in der sie zeterte und keifte und weinte, und in der ihr doch so wohl war. Er mochte sagen, thun, was er wollte, sie bemängelte es; seine beste Absicht wußte sie vor seinen Augen mit der Fertigkeit eines Taschenspielers in's Gegentheil auszulegen. In seiner Abwesenheit sehnte sie sich nach ihm unsäglich und war sich bewußt, wie sehr sie ihn liebe. Oder wer auf der ganzen Welt machte sie glücklich, indem er sich geduldig quälen ließ, als Paul? Am tiefsten ging's ihm, wenn sie ihm vorwarf, er habe sie unglücklich gemacht, sie müsse an seiner Seite kümmerlicher und armseliger leben, als Ihresgleichen; das Beste wäre Eines — wenn sie thun könnte — ihrem Leben ein Ende zu machen! Da brauste er auf und schrie: Schlecht, schlecht, schlecht sei ein Mensch, der solche Sache auch nur denken könne! — Er setzte seine schwere Berufsarbeit fort, ohne auch nur ein einzigmal zu murren; er setzte seine liebreiche Fürsorge für

sie fort, und sie setzte ihre Quälereien fort. Uebrigens lag ihr auch viel an der Versöhnung, zu der er nur zu bald bereit war, was den Reiz der Sache wieder abschwächte. Es soll — so sagt man — sich manche Hausfrau nur darum auf's Wettermachen verlegen, weil es ihr um den Regenbogen geht. Mitunter aber kommt von allen sieben Farben nur die blaue zu Stande. Der Paul blieb geduldig. Gönnte er sich auf seinen harten Beruf einmal ein Glas Wein, so schalt sie ihn einen Verschwender; blieb sein Auge einmal zufällig eine Secunde an den bunten Fetzen eines Weibsbildes hängen — hei, da waren die Furien ledig! — Einmal hatte sie einen ganzen Sonntag-Nachmittag gebraucht, um ihn in jene Verstimmung zu bringen, die sie für ihre Harmonie bedurfte. Aber der gräuliche Mensch war so stumpfsinnig geworden, daß er ruhig dasaß, in einem Buche blätterte und das nergelnde Weib mitunter freundlich anschaute. Allmählich jedoch — und das merkte sie — war sein blasses Gesicht noch blasser geworden, seine Mundwinkel zuckten ein wenig. O, grell und lebendig stand er vor ihrer Seele, da sie jetzt daran denken mußte! Sie sah es, wie er aufstand, um hinaus in die freie Luft zu gehen. Aber sie hatte seinen Hut in ihren Kasten gesperrt und wollte ihn nicht herausgeben — ein braver Mann solle hübsch daheim bleiben und nicht in den Weiten umstreichen. Wenigstens für eine Stunde wolle er Frieden haben! rief er und suchte den Kasten zu öffnen; sie fiel ihm roh in den Arm: Was er sich an ihrem Eigenthum zu vergreifen habe! — Mit einem Schlag in's Gesicht stieß er sie zurück. — Jetzt war sie still, zog sich in einen Winkel und weinte leise vor sich hin zum Erbarmen. — Diese Taktik traf. Paul war todtenblaß. Es war ihm nicht mehr um den Hut; er ging hinaus. — Sie saß noch lange in ihrem

Winkel, bereit zu neuem Aufschluchzen, wenn er einträte. Es wurde dämmerig, es wurde Nacht — er trat nicht ein. „Ich habe sie geschlagen!" hatte ihn noch Jemand wimmern gehört draußen in der Futterkammer. Spät in der Nacht fand man ihn . . .

In der Capelle der heiligen Veronica zitterte mitternächtig ein schweres Weinen. Es war ihr ernster damit, als an jenem Sonntage, und groß und grell stand vor ihr die Erkenntniß: Ich habe ihn in den Tod gehetzt.

Der Ministrant klingelte, der Priester wandte sich um: Dominus vobiscum! Die Messe war aus.

Nach derselben ging der alte Beneficat zum Kirchenstuhl, in welchem die Paulin noch regungslos kauerte, als hätte sie das Ite missa est! gar nicht gehört.

Ob sie etwas gesehen habe? war seine Frage.

Da gestand sie es wohl; der Geist sei ihr erschienen, aber anders, als sie vermeint. Nicht von der Ewigkeit her, sondern aus ihrem eigenen Herzen heraus sei er ihr erschienen. Und als sie dem Priester Alles gebeichtet hatte, was ihr bei dieser Gedenkmesse das eigene Gewissen so lebhaft aufgeweckt, da sagte er: „Der Paul hat das Fegefeuer schon überstanden, er ist selig. Und Du, Weib, siehe zu, wie Du es wirst."

So ist dieselbige Zwingmesse ausgefallen und so ist der Wittib jener Geist erschienen, den auch wir rufen mögen, der uns erlöst — der Geist der Selbsterkenntniß.

Der Liebesbrief.

Wenn der Mensch," sagte der Hubelbauer, „die ganze Woche im Heu arbeitet, mäht, schöbert und einstadelt, so braucht er am Sonntag geistige Erholung." Und ging also am Sonntag Nachmittags allemal auf den Stadel und legte sich in's Heu und schlief.

So machen es auch Andere, und es war eine Zeit, da ich selbst mir diese „geistige Erholung" gönnen konnte.

Auf dem duftigen Heu ist's überhaupt gut liegen, und am besten noch, wenn man es selber gemäht, gehäufelt und unter Dach gehoben hat. Das knistert so fein, und jeder Halm legt und schlichtet sich, wie es die Glieder haben wollen, und da ist's so kühl luftig und durch die Dachbrettspalten blitzt dort und da der Strahl des Sommerhimmels durch. Muntere Heupferdchen hüpfen Dir über die Knie und meinen: Wenn der Mann so häufig auf dem Pferde sitzt, warum soll nicht auch einmal das Pferd auf dem Mann sitzen!

Aber einmal ist mir solch wonnige Rast auf dem Heu unterbrochen worden. Ich liege im Heu und denke: Jetzt schlafst, damit Du am Abend rechtzeitig aufwachest zum Schlafengehen. Da höre ich die Leiter knacksen und aus dem Loch, das von der Futterkammer heraufgähnt, ragte zur Hälfte ein martialischer Kerl hervor, wendete mehrmals den

bärtigen Kopf hin und her und schnarrte endlich: „Ist Er munter?"

„Was will Er denn?" fuhr ich auf. Er stieg vollends auf den Heuboden, schlüpfte und kroch an mich heran, und als sich sein Auge an die Dunkelheit gewohnt hatte, sah er mich liegen und ließ sich schwerfällig neben mir nieder. Gleichzeitig richtete ich mich auf, denn es war kein Mensch vom Hause.

„Kind Gottes, Dich habe ich lange gesucht!" sagte er und setzte leise bei: „Du mußt mir was schreiben!"

Wenn es auch wahr, daß ich nach heißer Woche meine Erholung im Heu suchte, so verschweige ich nicht, daß ich schon damals als Schriftgelehrter im Rufe stand und von allerhand Leuten, die was zu lesen oder zu schreiben hatten, viel gesucht ward.

Denn in dieser Welt, wo die Menschen durch Zeit und Raum voneinander getrennt sind, kann die Schriftzeichen selten Einer ganz und gar entbehren.

Ein Holzarbeiter aus dem Massenwalde war's, der da neben mir kauerte; ich hatte ihn öfters an Sonntagen gesehen, da er in der Kathreiner Kirche an einem Seitenaltare stand, sich mit den Ellbogen auf das steinerne Taufbecken stützte und den Hut vor sein Gesicht hielt, als bete er sein Anliegen in denselben hinein. Zwar konnte man sich nicht denken, was so ein kerngesunder Holzknecht viel Anliegen haben mochte, an den Werktagen seine Schmalznocken, seinen Tabak, an Feiertagen sein Wirthshaus, kein Weib, kein Kind, kein Häusel, das niederbrennen, kein Rind, das über die Wand stürzen kann. Es müßte ihm denn um den Himmel sein, auf welche Meinung er etwa dem lieben Gott sein Gebet hutvollweise darbrachte.

„Kennen wirst mich eh'," sagte er nun, „ich bin der Ernest und die Sachen habe ich alle bei mir."

Er begann auszukramen; einen zusammengerollten, stark verknitterten Papierbogen, ein Glasfläschchen mit Tinte, eine Gansfeder. „Den Tisch," meinte er, „richte ich Dir da auf dem Heu her."

„Auf dem Heu ist kein Schreiben," war mein Einwand; „da gehen wir lieber in die Stuben hinein."

„Das nit, Peter, das nit. In der Stuben sind Leut'. Lieber auf der Ochsenkrippen, die da unten in der Futterkammer steht; ich lege Dir ein Brett d'rüber und der prächtigste Tisch ist fertig. Ich bitt' Dich schön, Bürschel, mach' mir keine Umständ', die Leut' brauchen nichts zu wissen."

Gut, dachte ich mir, ein ordentlicher Schreiber muß es auch auf einer Ochsenkrippe können. Die nöthigen Vorrichtungen waren bald getroffen. Ich saß auf der Krippenkante, steckte die Füße in den Trog und über meinem Schoß das Brett mit dem Schreibzeug, so wartete ich nun darauf, was der Ernest schreiben lassen würde.

Dieser schob sich sachte an mich heran und sagte: „Es wird schier ein Liebesbrief werden. Aber nicht für mich, mußt wissen, für einen Andern."

„Laß das nur sein, Ernest," versetzte ich, „es muß ja der Name darunter, da hilft keine Ausflucht. Mich geht's weiter nichts an und sonst soll's Niemand erfahren."

„Du bist aber schon gar ein kerniges Bürschel!" sagte hierauf der Holzknecht und kräuselte mit dem Finger seinen Backenbart. „Also mich selber, meinst, ginge es an?"

„So was besorgt Jeder für sich selber."

„Magst recht haben. Schlecht genug, daß die Mannerleut' so sind, daß sie Weibsbilder brauchen! Hätt' ich das

als kleiner Bub' wissen können, ich wollt' dem alten Fischbacher Lehrer — dem dicken Zikal, wenn Du ihn noch gekannt hast — nicht aus der Schul' gelaufen sein. Du glaubst es gar nicht, was so eine Liebschaft für Umstände macht! Und sie ist nicht einmal groß. — Jetzt mach', mach', Bub', daß Du zum Zeug kommst!"

„Ich bin schon lange bereit. Ruck' nur endlich einmal heraus, Ernest, was soll ich ihr denn schreiben, der Liebsten?"

„O Narr!" rief er, „das mußt Du selber wissen."

Deß war ich sehr überrascht, aber im Grund hatte er recht. Es kennt's Einer wie der Andere, es ist ein Liebesbrief, wie der andere. Ich war damals zwar in einem Alter, in welchem ich die Weltachse, wie sie läuft und wie sie geschmiert wird, noch nicht so genau hätte kennen müssen, doch fragte ich ganz geschäftsmäßig: „Willst ihr zu wissen thun, daß Du gesund bist? Willst ihr die Lieb' aufsagen, oder willst ihr in's Gewissen reden, daß sie Dir treu bleiben soll? Oder hat's was Anders?"

„Gott Lob und Dank, nein," antwortete der Ernest, „haben thut's nichts; will ihr nur wissen lassen, daß ich's wissen möcht, ob sie's weiß, daß ich sie alleweil noch gern hab'."

Das war nun etwas verzwickt, man legt sich derlei mit Mühe zurecht, im Grunde aber ist's ganz einfach: Er hat sie gern und möchte wissen, ob auch sie ihn noch gern hat.

„Mirzel heißt sie und sein thut sie in der Breitenau drüben," gab er an, „und möcht wieder einmal mit ihr zusammenkommen."

Das war's.

Wenn man die frischgeschnittene fettige Gansfeder das erstemal etwas zu tief in die Tinte taucht, so giebt's fast jedesmal auf dem Papier ein Malheur. Wer mit dem Fließ-

papier, welches jeder Mensch im Munde hat, das Ungeheuer rasch aufleckt, der thut das Beste, was er thun kann. Ich begann hernach — während der Ernest daneben auf einem Strohschaub saß — meinen Liebesbrief:

„Innigst geliepte, bis in den Dot geliepte Maria!

Weill Wir jetz so Weit auseinander sein, schicke Ich Dir im Prieff so fieltausent grüsse, als Stern seind Am Himel, als sandkorn am Meer, als Bludstropfen sein in Allen meinen adern. Alle Blümelein, die blihen in der Breitenau, grüßen Dich fon mir; alle Vögelein, die durch die Lifte flügen, sohlen es Dir Sagen, wie ich in Lieb und Dreie Dein gedenke, Tag und nacht und zu jeder stund, und ich beim Arbeiden denge: Das due ich für sie, und beim Essen: Wer sie bei Mir; und Beim beten: Himlischer Vader, beschitz mein Dirndel, jag Alle Deifel von ihr das sie Mir drei bleib — denn so fiel gern habe Ich das Trutscherl, das ih ir das Hertz möcht mitten auseinand Küssen."

So ging es fort; es schreibt sich woltern warm in der Ochsenkrippe. Als ich dem Holzhauer hernach das Schriftstück vorgelesen hatte, schaute er mich eine Weile starr an und sagte: „Du bist schon ein vertrackter Knauß! Hast denn selber schon Eine, daß Dir das Alles so einfällt?"

Selber habe ich Keine gehabt, und als ich später Eine gehabt, fiel mir Solches niemals ein.

„Wenn Du jetzt noch aufschreibst," sprach der Ernest, „daß ich am Kirchweihsonntag in die Breitenau komme und hinter der Erhardicapellen auf sie warten werde — wirst es schon setzen, daß es sauber steht — und noch ein brennendes Herz dazumalst, nachher kannst wieder auf's Heu gehen."

Ich vollzog den Auftrag nach bestem Können. Dann schlug ich den Brief so zusammen, daß er sein eigenes Couvert wurde, klebte ihn mit etwas Harz zu, das in etlichen Tropfen von der Lärchenholzwand hervorgeschwitzt war, versah ihn mit der Aufschrift: „An die ehrsame Jungfrau Maria Fellnerin, Dünstmagt beim Bruckenhofer in der Pfarre Breitenau. Durch Güde" und empfahl somit das Schreiben in den Schutz Gottes.

Der Ernest griff in seinen Beutel, steckte mir rasch was in mein Rocksäcklein. „Das gehört Dir," sagte er, „hast Dir's heilig verdient! Das Schreibzeug laß ich auch da, kannst es besser brauchen als ich!" Und eilte mit dem Briefe davon.

Ich schaute nach, was ich mir heilig verdient hatte, und erschrak. Zwei Silbergröschlein! Zwei! — So heiß war noch keine Liebschaft gewesen. Aehnliche Liebesbriefe, selbst wenn ich durch's brennende Herz noch einen Pfeil gezeichnet hatte — mehr als einen Kupfergroschen trug Keiner, und sperrte ich mich stets eine Weile, bis ich den einen annahm, weil ich es für Christenpflicht hielt, den Leuten in ihrer Noth beizustehen. Seitdem aber der alte Bach-Beigel, der auch noch was Liebes haben wollte, den Groschen, den ich bescheiden zurückschob, wieder in seine Tasche gethan hatte, schob ich keinen mehr zurück, sondern sagte nur, es wäre zu viel — gab aber nichts heraus.

Wenn der Vater ein Schaf oder ein Kalb verkauft hatte, fiel allemal auch für mich, den Halter, was ab — aber mehr als ein Kupfergroschen niemals. Einmal hatte ein Fremder bei uns zugesprochen und mich als Führer auf den Teufelsstein mitgenommen, der gab mir dafür einen Silbergroschen und das Versprechen auf die ewige Seligkeit,

was ich besonders estimirte. Aber so sehr aus Rand und Band hatte mich nichts gebracht, als diese Belohnung vom Holzknecht Ernest.

Weil das Schreibzeug noch da war, so setzte ich mich ein zweitesmal dazu und schrieb einen Brief an den Ernest im Massenwald, in welchem ich ihn meinen Gönner und Wohlthäter nannte und tausend Vergeltsgott sagte für das Geschenk, das er mir gemacht, und allen Segen des Himmels auf ihn herabbeschwor.

Dann war derselbige Sonntag zu Rande.

In der darauffolgenden Woche machten wir auf der Niederwiese neues Heu, aber am nächsten Sonntage war es nicht so gut darauf liegen, als am vorhergegangenen, beschriebenen.

Ich war in der Kirche gewesen. Am Vormittag hatte mir auf dem Kirchweg der Holzer Begg zugeflüstert, ich solle mich vor dem Ernest aus dem Massenwald in Acht nehmen, der sei schreckbar gegen mich aufgebracht. Er habe gesagt, sobald er mich irgendwo treffe, wolle er mir die Haare mit seinen fünf Fingern scheren.

Ich fragte um des lieben Himmels willen, warum?

Das würde ich schon selber am besten wissen, meinte der Begg.

„Wie ein neugebornes Kind, so wenig weiß ich!"

„Geh', geh', Lenzischer, Du bist ein Feiner!"

„Nicht die Haar' allein, den ganzen Kopf soll er mir wegreißen, wenn ich ihm wissentlich was Uebles gethan hab'!"

„Wär schad' um Deinen Kopf, der so schön Leut' hänseln kann."

„Leut' hänseln? Wie meinst das?"

„Der Ernest ist ein armer Holzknecht, mußt wissen," sagte der Begg, „von dem hättest mit zwei Silbergroschen schon gerade fürlieb nehmen können, gleichwohl Du viel höllisches Feuer in den Brief geschrieben hast."

„Und hab' ich nicht fürlieb genommen? Habe ich mich nicht höflich bedankt extra in einem Brief?"

„Ich möchte mich auch bedanken für ein solches Bedanken!" sagte der Begg. „Wenn er Dir zwei Ducaten schenkt, meinetwegen, daß Du einen solchen Brief schreibst; für zwei Groschen ein Wohlthäter, das sieht ein Blinder, daß es gefrotzelt ist!"

Der Begg ging davon und ließ mich bei meiner Noth. Ich lag Nachmittags im Heu und sann nach über das Welträthsel, wieso mein warmherziges Dankschreiben als Spott und Hohn aufgefaßt werden konnte!

Aber ich konnte nichts thun. Und der Ernest that auch nichts.

Ein Jahr später war's, daß eines Sonntags die Leute beim Hausteinerwirth Dichtungen, Räubergeschichten, Narrenpredigten, allerlei Schwänke, mit Bildern geziert, von mir beguckten und belachten. Der Holzknecht Ernest war auch dabei. Auf den trat ich zu und sagte: „Holzknecht Ernest, wir Zwei haben noch eine Abrechnung miteinander."

„Ja wahrlich!" knurrte er und stand von der Bank auf.

„Aber zuerst laß mich reden," sprach ich rechtschaffen fest. „Du hast das Geschrift dort angeschaut und mitgelacht. Ist recht, freut mich. Du meinst etwan, daß man so was anschaut und darüber lacht, das sei Alles und deswegʼ sei's gemacht. Denkst das, so irrst Dich. Ich hab's gemacht, weil's mich gefreut hat; hab' ein ganzes Jahr meine Lust gehabt mit diesen Sachen und ein Glück, vielleicht ein größeres, als Du mit Deiner Maria. Die Lust und Freud' hätt' ich aber nicht haben können, wenn Du mir dazumal nicht das

Geld gegeben, daß ich damit das viele Papier und alles Dazugehörige kaufen können. Ich bedank' mich nimmer dafür, ich hab's schon gethan, ich sage das nur, daß Du's glauben sollst, es wäre mir dazumal mit meinem Brief wenigstens so ernst gewesen, wie Dir mit dem Deinen. — Und jetzt, hast was abzurechnen mit mir, so sag's."

Da sagte er: „Du bist halt ein anderer Leut', wie andere Leut'. Wenn Du wieder einmal zwei Groschen brauchst, daß Du Dir ein gutes Jahr anthun kannst, so denk' d'ran, daß ein Gott lebt und ein Holzknecht Ernest. Aber Liebesbrief — das weiß ich — Liebesbrief laß ich von Dir keinen mehr schreiben!"

„Sollt' er nicht gewirkt haben, derselbe?"

Der Ernest zog mich in einen Winkel und flüsterte: „Nur viel zu stark hat er gewirkt, mein Mensch!" —

Das wollte ich erzählen. Aber nicht etwa, als möchte ich Reclame machen für mein Liebesbriefschreiben — das ist längst vorbei! — sondern um ein Beispiel zu sagen, wie arg die beste Meinung eines einfältigen Menschen mißdeutet werden kann. Leute, die es — wie der Holzhauer Ernest — nicht gewohnt sind, von Anderen Herzlichkeiten zu erfahren, kann man mit der kindlichen Gutmüthigkeit bitter verletzen — sie glauben, es giebt auf der Welt nur Grobheit und Spott.

Das ist nun abgethan, damals machte mir nur noch die angedeutete Wirkung des Liebesbriefes einige Sorge. Habe aber nichts Näheres darüber erfahren. Der Brief ist mir nach Jahren ganz zufällig wieder in die Hand gekommen — gar zerknittert, als hätte ihn einmal Jemand in die zornige Faust gepreßt, und Wassertropfen müssen hingeronnen sein über die Zeilen.

Die Geschichte von der Nähterin.

Erinnerung aus dem Handwerkerleben.

Schneider, Ihr müßt mir heiraten helfen!" redete auf dem Kirchplatz der Bauer Burgfrieder meinen Meister an.

„So, thut das nicht Deine Braut?" versetzte mein Meister.

„Sie wird schon auch was beisteuern," sagte der Bauer schalkhaft, „aber den auswendigen Bräutigam, den müßt Ihr mir hinaufschneidern."

So nahmen wir an einem der nächsten Tage die Werkstatt unter die Arme und gingen in den Burgfriederhof. Es wäre das eine Ster gewesen wie jede andere, wenn sich auf derselben nicht die höchst sonderbare Geschichte von der Nähterin zugetragen hätte.

Als wir in dieses Bauernhaus eintraten, standen in der großen Stube zwei Tische. Der eine war noch leer und wartete mit seiner breiten Platte auf die Schneider. An dem andern, der in der gegenüberstehenden Stubenecke war, saß die Nähterin Sanna mit ihrer Ziehtochter. Sie schneiderten an dem inwendigen Bräutigam, nämlich an den Pfaiden und Brustflecken — daraus erhellt, daß der Burgfrieder ein Bräutigam zum Wenden werden wollte. Die beiden Nähterinnen waren gar ungleich. Das Gesicht der Sanna verglich man insgeheim

mit einem rostigen Reibeisen, nur daß an der Nase und dem scharfen Kinn graue Härlein standen, was bei einem Reibeisen nicht vorkommt. Um das Haupt hatte sie fast turbanartig ein braunes Tuch gewunden, unter welchem hervor die Haare allerhand Arabesken machten in Ringlein und wirren Strähnen. Das Gesichtlein ihrer Ziehtochter, der Adelheid, war wie Milch und Blut. Richtig ist das zwar nicht, denn ein Gesicht „wie Milch und Blut" müßt' wunderlich aussehen; aber man sagt einmal so und man weiß, was dabei zu denken ist. Es ist im Himmel und auf Erden gar kein herzigeres Gesichtlein denkbar, als das der Adelheid war, es müßte denn die Hölle noch schönere im Vorrath haben, um der holden Nähterin den Liebsten abspenstig zu machen. Wenn sie erst einen hat!

Diese beiden Frauen saßen an ihrem Tische und nadelten. Als wir zur Thür hereingetreten waren, sollen die Beiden Farben gewechselt haben — die Alte wäre todtenblaß geworden und die Junge glühroth. Des Weiteren kümmerten sie sich nicht viel um uns, nur merkte ich, daß die Alte, wenn sie bisweilen zu unserer Werkstatt herblickte, auch in den Augen Nadeln hatte; gottlos stachen sie herüber auf die unschuldigen Gestalten der zwei Schneider. Die Junge schlug den Blick mit den schwarzseidenen Vorhängen ihrer Wimpern stets nieder auf ihren Schoß, wo die Arbeit war.

Sie führten miteinander leise Gespräche, die ich anfangs nicht verstand; als sich jedoch mein Gehör schärfte, nahm ich wahr, daß sie sich durchaus nicht immer über ihre Mitmenschen unterhielten, die in allerlei Sünden der Welt umherwateten. Sie sprachen auch von ganz anderen Leuten und Dingen.

„Meint die Frau Mutter, daß die heilige Nothburga auch bei der Rosenkranz-Schwesterschaft dabei gewesen ist?" hörte ich die Adelheid sagen.

„Das kannst Dir denken," antwortete die Alte. „Sonst hätte sie schwerlich die Gnade Gottes haben und eine Heilige werden können. Wirst es auch im Büchel von der heiligen Veronica gelesen haben, wie der böse Feind Tag und Nacht Köder ausstreut auf den Wegen der Welt, um Menschen zu fangen."

„Ja, da hat die Frau Mutter wohl Recht," sagte das Mädchen.

Die Alte fuhr fort: „Da habe ich mir gedacht, ob Du Dich nicht doch auch in die heilige Johannes-Bruderschaft solltest einschreiben lassen. Da soll auch auf jeden Samstag ein großer Ablaß zu gewinnen sein."

„Selb wär' eh eine Hauptsache," sagte das Mädchen leise und nadelte.

So unterhielten sie sich, und wenn ich auf die Adelheid hinüberlugte, seufzte ich bei mir: Ach, wie möchte ich auch so fromm sein können, als wie Du bist! In der Höll' muß es ja gar nicht auszuhalten sein, wenn man weiß, daß Du im Himmel bist.

Gern hätte ich gesehen, wie die Adelheid an ihrem Tische allein dagesessen wäre mitten unter den blüthenweißen Leinwandflocken; aber Frau Sanna war immer und immer um sie. Wenn Adelheid in die Küche ging, um auf dem Herde den Glättstahl zu besorgen oder Anderlei zu verrichten, so ging die Alte mit ihr, „daß Du Dich nicht brennst, mein Kind!" sagte sie, oder „wart', ich will Dir die Thüren aufmachen," oder „im Vorhaus ist es so viel finster, ich muß Dich schon führen. Das ist ein Kreuz bei diesen alten Häusern!"

Es wird niemals eine rührendere Sorgfalt zu finden sein, als die der Sanna für die Adelheid gewesen, so daß ich endlich anhub, darob auch die Alte lieb zu haben.

Zu den Mahlzeiten kamen sie an unseren Tisch herüber, hockten dort aber so enge nnd bänglich beisammen, wie zwei Schäflein in der Wolfsgrube. Sie mischten sich nicht in's Gespräch, und wenn an sie eine freundliche Ansprache fiel, so erröthete Adelheid und erblaßte Sanna. Die guten Bissen mußten ihnen fast mit Gewalt beigebracht werden, dann aber ließen sie auch gar nichts davon übrig. Beim Burgfrieder war's, wo die Speisen allemal so heiß auf den Tisch kamen, daß sie Jeder erst mit vielem Hineinblasen in die Löffel zur Noth abkühlen mußte. Adelheid getraute sich — wohl aus Furcht, damit die Aufmerksamkeit der Anderen auf sich zu ziehen — nicht, den kleinen Mund zu spitzen und zu blasen, sondern verschluckte die heißen Suppen ohne Umstände.

So waren das Nähterinnen, wie man sie sobald nicht wieder findet. Es wehte überhaupt im ganzen Hause so viel Friede und Vergnüglichkeit, daß mein Meister einmal sagte: „Es ist höchste Zeit, daß ein Weib in's Haus kommt!"

Wieso das der Meister meine?

„Damit sie auch was davon hat."

Ueber die Nächte wurden wir so eingetheilt, daß zwischen den Schneidern und den Nähterinnen eine Bretterwand war.

„Man sollte meinen," flüsterte mir da mein Meister einmal zu, „wir wären auch keine Hundsfötter, aber gegen diese zwei Frauenzimmer sind wir reine Heiden. Hörst Du, wie sie wieder beten?"

Halbe Nächte lang murmelten sie in der Nebenkammer allerlei Gebete und fromme Sprüche hatten sie, wovon sie die meisten dreimal und noch öfter wiederholten. Mit dem Frühesten saßen sie schon wieder an ihrem Tisch, arbeiteten emsig, wobei sie ganz schwiegen oder leiser Stimme sich mit Legenden, dem katholischen Katechismus oder auch mit den

Heiligen Gottes unterhielten. Unser Verhältniß zu ihnen nahm fast eine Art von Ehrerbietigkeit an, und wir hätten nicht übel Lust gehabt, uns an den erbaulichen Gesprächen zu betheiligen, wenn wir nicht hätten fürchten müssen, mit unseren religiösen Kenntnissen zu Schanden zu werden.

„Der Thor sieht auf's Haar einem Weisen gleich, wenn er's Maul nicht aufmacht," hatte mein Meister oft gesagt und so waren wir denn einmal eine ganze Woche lang Weise im schönen Burgfriederhof, Pfarre Fischbach in Obersteier.

Aber bevor diese Woche zu Ende ging, geschah etwas.

Eines Vormittags, da die Adelheid doch allein in der Küche war und dort — wie ich glaube — vermittelst warmen Wassers die steifen Hemdnähte glättete, sprang die alte Sanna plötzlich von ihrem Tische auf und kam mit solcher Hast zu uns heran, daß wir nachgerade zusammenschauerten.

„Schneidermeister!" zischelte sie und fiel mit ihren Händen dem Meister in die Arme, daß er die Arbeit unterbrechen mußte. „Schneidermeister, wie alt bist Du?"

Er wußte sein Alter gewißlich, war über solchen Anfall aber derart betroffen, daß er sie wortlos, fast flehend anstarrte.

„Stückelt Euch zusammen, Dich und Deinen Gesellen — seid Ihr selbzweit jünger als ich! Kinder seid Ihr." So sprach sie. „Also wißt Ihr noch nichts. Also muß ich Euch's sagen. Es ist ein Almosen, man kann auch den Seelen Almosen geben. — Schneider! Hütet Euch vor der Welt! Die Welt ist des Teufels Feld! Die Leut' sind schlecht! Höllisch schlecht sind die Leut'! Alle! Bis auf etliche, so die Gnad' Gottes haben. Was Du anschaust, ist nichts nutz! Ich kenne das. Viel Gutes wird gethan. Der Teufel lacht dazu, er hat's gern, wenn die Leut' Gutes thun, haben umso viel mehr Pharisäerhoffart. Die Leut' sind barmherzig und helfen einander

um Gotteswillen. Ist Alles erlogen. Alles! Thust wem was Gutes, ich will Dir's sagen, warum: Aus Affenlieb zu Dir selber. Was sind die besten Leut'? Dressirte Vieher. Sonst nichts. Sonst gar nichts. Traue keinem Menschen! Dir selber am wenigsten! Bist gescheit — bist schlecht. Bist fromm — bist falsch. Sauteufel und Pestblader! Judenhund und Rabenaas! Das ist die Wahrheit. Und die Wahrheit sag' ich! Aber Eins nenn' ich nicht, Ein Wort kommt mir nicht über die Zungen, weil's ärger wär', als Lästern und Fluchen. Du, alter Bock, bist es nicht mehr, was ich meine, willst es auch nicht mehr sein. Aber Du, Junger, willst es noch sein, und bist es auch nicht mehr. Ja, ledigerweis' in die Höll' fahren, das können sie. Den heiligen Ehestand fürchten sie wie das Fegfeuer! Betet! Betet, daß Euch der Rippenhans Euren Sündensack auszieht. Betet, Schneider!"

So sprach sie, ging dann wieder gegen ihren Tisch, in der Mitte der Stube aber hielt sie an, kehrte noch einmal um, rang vor uns die Hände und rief: „Betet, Schneider!"

Dann eilte sie auf ihren Platz, begann zu arbeiten und war wie früher.

Wir zwei Schneider haben uns angeschaut. Jetzt war's an uns, ich soll im Gesicht glühroth gewesen sein, der Meister war todtenblaß. Gesagt haben wir nichts.

Endlich kam auch die Adelheid wieder zur Thür herein, und sie arbeiteten Beide, und es war Alles so friedlich und lieblich, wie früher. Alles? Mein Meister auch? Ich auch? — Mein Meister ging hinaus und warf mir einen Blick zu, Ich solle nachkommen. Auf dem grünen Rasen standen wir und hielten Rath, ob es thunlich wäre, drinnen in der Stube zu sitzen — schutzlos in der nächsten Nähe einer Wahnsinnigen.

Ich erinnerte, daß man die Sache vielleicht nicht so ernst nehmen solle. Der Küster zu Fischbach hätte ein Buch, da drinnen sei es auch beschrieben, wie grundschlecht die Welt wäre und an Menschen nichts als Thier und Eigennutz, und Alles, was die Sanna gezetert, sei in jenem Buche enthalten und viel mehr noch des Geschimpfes; wenn die Alte wahnsinnig sei, so wäre auch jenes Buch wahnsinnig.

„Meinetwegen!" sagte der Meister, „das Buch hat keine Finger zum Augenauskratzen. — Der Burgfrieder soll uns in unserer Schlafkammer die Ster aufnähen lassen. Zu der Hexe gehe ich nicht mehr hinein."

Diese Muthlosigkeit war mir begreiflich, nichtsdestoweniger aber äußerst betrübend. Wie ihn die Hexe hinaustrieb, so zog mich die Hexe hinein, der Unterschied nur, daß es bei ihm die alte war, und bei mir die junge. — O, verborgener Schatz, bewacht vom Drachen! Großmutters Märchen, wie seid ihr alle so wahr! — „Was wird Adelheid leiden!"

„Sie wird gar nichts leiden, mein liebes Peterlein," sagte der Meister. „Sie ist ja selber eine Solche, sonst würde sie nicht mithalten. Ich bin kein Antichrist, aber vor solchen Sachen habe ich genug. Wenn diese Nähterinnen ihre guten Gedanken und Meinungen dem Bräutigam in die Pfaiden hineinnähen, das wird sauber kratzen und beißen. Ich dank schön!"

Ohne noch einmal in die große Stube zu gehen, ließen wir durch eine Magd unsere Werkstatt in die Schlafkammer räumen. Da war auch tagsüber die Bretterwand zwischen uns und den Hexen.

Als wir dort Alles in Ordnung hatten, fragte mich mein Meister, der sonst nicht rachsüchtig war, ob ich das Lied vom Brombeerbrocken singen könne?

Ja, das könne ich.

Er singe mit.

Es ist ein etwas stark weltliches Lied, wer's kennt. Wir waren gar nicht schlecht bei Stimme. Als wir gesungen hatten, horchten wir, ob sich hinter der Wand etwas melde. Es war mäuschenstill. So huben wir ein Anderes an:

„Es ging ein verliebtes Paar
Im grünen Wald spazieren,
Der Jüngling, der ihr untreu war,
Wollt' sie im Wald verführen.
Er nahm sie wohl bei der schneeweißen Hand,
Wollt' sie in Wald hinleiten.
Er sprach: „Du Allerliebste mein,
Genieße Deine Freuden."
„Was soll ich denn im grünen Wald
Für eine Freude haben?" —

„Meister," unterbrach ich unser Singen, „dieses Lied wachst sich auf ein trauriges aus. Sie bringen sich Allzwei um's Leben!"

„So?" sagte der Meister, „nachher hören wir nur geschwind auf."

Wir stimmten ein Anderes an:

Heunt is die Nacht halt gar so schön,
Soll ich zu meiner Liebsten gehn.
Die Lichtlein leuchten, als wie die Stern,
Bei meiner Liebsten bin ich gern.
Es bleibt verschwiegen ein halbes Jahr,
Die heimliche Lieb wird offenbar.
Ih trink kein Bier, ih trink kein Wein,
Ih bin als ein Waldvögelein.
„Wann Du als ein Waldvöglein bist,
So sag mir's wann's gut scheiden ist."
„Wann's gut scheiden ist, das will ich Dir sagen,
Z'morgens in der Früh, wann's Vieri thut schlagen."

Jetzt legte ich das Ohr an die Wand, denn wenn man was leistet, so will man doch gerne eine Kritik darüber hören.

„Meister," flüsterte ich, „sie reden was?"

Auch der Meister horcht. „Ja," sagt er, „ich höre murmeln — einmal die Alt', einmal die Jung'."

„Das kommt mir nicht recht vor," sage ich.

„Mir auch nicht," sagt der Meister.

„Sie thun Litanei beten," sage ich.

„— — Sie thun Litanei beten!" haucht der Meister und neigt den Kopf.

Nach einer Weile — die Arbeit ging ja unter den Händen munter von statten, und Bräutigamsgewand, meinten wir, müsse lustigerweis' gemacht werden — sagte der Meister: „Wir haben heut' einmal unsern singenden Tag, was läßt sich machen? Schlag noch Eins an, Gesell!"

Ich begann:

Wann oft der Kukuk schreit,
Hört man ihn weit und breit,
Nau, Dirndl, g'freu Dih!"

Der Meister fiel, wie üblich bei:

Jo, auf was denn?
Ich: Da schlagen die Bäume aus,
Führ' Dih als Braut nach Haus,
Nit wahr, das g'freut Dih?
Meister: Jo, das is gwiß.
Ich: Schlagt oft der Fink im Wald,
Kommt dann der Sommer bald,
Nau, Weiberl, g'freu Dih:
Meister: Jo, auf was denn.
Ich: Ih trau mir's doh nit z'sagn,
Mußt schon ein Andern fragn,
Weißt wohl, ih scham mih.
Meister: Jo, das is g'wiß.

„Meister!“ unterbreche ich, „die Zwei da drüben —“

„Was denn?“

„Meinen Kopf laß ich mir abschneiden, wenn —“

„Was denn?“

„Wenn nicht Eine mitgesungen hat!“

„Nachher ist Zeit, daß wir aufhören,“ sagte der Meister. Und wir nadelten scharf.

Am selbigen Abend, als ich das Glätteisen in die Küche trug, traf ich die Junge am Herd. Sie suchte mit der Zange ihren rothglühenden Stahl aus dem Feuer zu krauen. Ich half ihr dabei und sagte: „Ist viel zu glühend worden!“

Einen kurzen trotzigen Blick warf sie mir zu, schob den Stahl in's Messingfutter und schwebte davon.

Brave Schneider erforschen spät Abends, bevor sie einschlafen, ihr Gewissen. Seufzte dieses Abends mein Meister dabei und murmelte: „Heut' bin ich nicht ganz mit mir zufrieden. Wenn diese Frauenzimmer schon ihren curiosen Glauben haben, so wird er auch für sie passen. Was soll sie Einer denn irrmachen d'ran! — Ich kann's nicht vertragen, wenn ich mit Jemandem nicht ganz auf gleich bin — ich bitte sie morgen um Verzeihung.“

„Der Meister sie? Dafür vielleicht, daß sie den Meister geschmäht hat?“

„Dafür nicht. Aber daß ich ihr's übel genommen hab', dafür. Daß wir sie mit dem Singen geneckt haben, dafür. Sie ist wohl nicht recht im Kopf beisammen, sie kann nicht anders. Wir sollen die Gescheiteren sein. Ich rede morgen mit ihr. Gute Nacht, jetzt.“

Und am nächsten Tag ließ der Meister richtig bei der Nähterin Sanna anfragen, ob und wann er ein paar Worte mit ihr sprechen könne, unter vier Augen?

Sie ließ zurücksagen: Am selbigen Abend zwischen Lichten in der großen Stube.

Der Meister war tagsüber wortkarg. Gegend Abend hin beklagte er sich über die Jahreszeit, daß es schon so bald finster würde. Es war nämlich im Herbst, wo wir um die Dämmerungsstunde Lichtfeier hielten, das heißt, ausruhten von der Arbeit, uns im Hause auf die Bank legen oder im Freien ergehen konnten, bis das Licht angezündet wurde und wir wieder an den Arbeitstisch mußten. Als diese Dämmerstunde kam, zog der Meister seinen schwarzen Rock an, drehte sich vor meinen Augen einmal um sich selbst: Ob nichts zu bürsten wäre? Ob nirgends ein Schneider hinge? — Er meinte einen etwa am Tuche klebenden weißen Faden. Es war nichts von Bedeutung. Noch schlichtete er seine grauenden Haare über die von Jahr zu Jahr höher werdende Stirne hervor. Dann sagte er: „In Gottesnamen. Die Thür lasse ich offen."

Er ging in die große Stube, wo Frau Sanna seiner bereits zu harren schien. Da kam es mir — ich weiß nicht, wieso — auf einmal vor, meine Gegenwart in der Nebenkammer schicke sich nicht; wenn es auf vier Augen verabredet sei, würden sie kaum sechs Ohren brauchen können. Ich wollte hinausgehen in den Baumgarten; der Burgfrieder hatte eine Sorte von Birnen, die um diese Zeit schon lockten. Als ich draußen um den Holzstoß bog, stieß ich fast erklecklich mit der Adelheid zusammen.

„Oho!" sagte ich und wollte ausweichen. Sie blieb stehen und schaute an ihrem feinen Wuchs hinab. Da blieb ich auch stehen.

„Adelheid!" redete ich sie leise an.

Sie weinte.

„Adelheid," sagte ich, „habe ich Dir weh gethan?"

Hatte ich ihre Arme schon um meinen Nacken, ihr Haupt an meiner Brust.

„Peter!" wimmerte sie unter Schluchzen, „Du mußt mich heiraten. Ich kann so nicht mehr weiterleben, ich kann nicht mehr!"

„Aber um Gotteswillen, Adelheid!" rief ich bestürzt, „hast Du mich denn so gern?"

„Ich kann nicht mehr sein bei dieser Person!" fuhr das Mädchen fort. „Keine Freiheit, keine Rast und Zerstreuung, alleweil arbeiten und beten und vom Teufel reden! Die Worte kaut sie mir vor, die ich reden muß; die Brocken in der Suppe zählt sie mir vor. In der Nacht bindet sie meinen Fuß mit der Rosenkranzschnur an ihr Bein, daß ich ihr, wenn sie schlaft, nicht sollt' davongehen können. Werktags nichts als Nähebank, Sonntags Kirchenstuhl, oder Gebet und heilige Lesungen zu Haus. Ist ja recht, wer's aushält. Und alle Monat Sünden beichten, die man nicht hat, und verschweigen, die man hat. Seit zehn Jahren bete ich für die Alte um eine glückselige Sterbstund. — Und das ist meine Jugend! Wenn ich einmal munter ausschauen will, oder gar wen anlachen, da setzt's Bußtage. Kein lustiges Wort das ganze Jahr, kein Gesang! Wie Ihr gestern habt gesungen, und sie einen Augenblick draußen ist gewest, und ich bei mir selber ein wenig hab' mitgesungen, und sie es hat wahrgenommen, da habe ich Abends auf dem Scheit knien müssen. Achtzehn Jahr! älter bin ich nicht. Sie ist meine Ziehmutter, die mich als kleines Kind von Wien hat kommen lassen. Ich bin in ihrer Gewalt, bis zum Ehestand, wie sie sagt, und kann mir nicht helfen. Das einzige Mittel, daß mich Einer von ihr wegheiratet. Wär's was immer für Einer, nur daß

ich von dieser Person erlöst werde. Ich muß wahnsinnig werden, bin's schon zuhalb. Schneider!"

„Was sagst?"

„Weißt Du mir keinen Rath?"

Ich that, als ob ich überlegte, indeß stand mir nur der Verstand still. Sie lehnte sich an mich und weinte dahin.

„Gern, sehr gern, daß ich Dich heiraten würde," fiel mir endlich ein zu sagen, „aber ich bin erst im vorigen Sommer Gesell geworden, und bis ich Meister werde, das dauert noch seine guten —"

„Du magst mich nicht — sag's kurz!" unterbrach sie. „Was Meister! Du könntest mich ja entführen. Handwerks-burschen gehen in die Fremde; ich wollte als Bursche mit Dir gehen, wir fänden Arbeit, oder wir wollten fechten — Alles wäre himmlisch im Vergleich zu meiner jetzigen Ver-dammniß."

„Jetzt auf der Stelle kann ich gar nichts sagen," war mein Einwand, „ich werde mir's überlegen."

„Vielleicht weißt Du mir einen Andern!" sagte sie.

„Ich will umfragen."

„Ist Keiner, auch gut! So bringe ich wen um, daß sie mich in den Arrest thun, da wird die Furie doch nicht mit-gehen."

„Weißt, Adelheid," sagte ich und streichelte ihre heißen Wangen, „Du hast es jetzt so lange bei ihr ausgehalten, auf ein paar Wochen mehr wird's Dir nicht ankommen. Vielleicht nehm' ich Dich doch selber. Ich hätte gute Lust dazu. Und jetzt wollen wir miteinander spazieren gehen."

„Um des Himmelswillen, daß die Alte beim Fenster herausschaut!"

„Es ist ja schon finster."

„Sie hat Katzenaugen."

„So wird's besser sein, wir setzen uns auf die Korngarbenfuhr, die sie dort hinter dem Stadl haben stehen lassen. Dort findet uns kein Mensch und können Alles ausreden."

„Maria und Josef!" hauchte sie und fuhr mit den Händen nach ihrer Brust, daß ich erschrak, weil ich glaubte, es habe ihr im Herzen oder in der Lunge plötzlich einen Stich gegeben.

„Ich bin ordentlich im Himmel!" vertraute sie mir, „daß ich einmal wen habe, mit dem ich reden kann, dem ich Alles sagen kann."

„Weißt Du auch, daß das so lustig ist?" sagte ich und gab ihr auf den Mund einen Kuß.

Im selben Augenblick erscholl das Zetergeschrei der Alten. Adelheid knickte zusammen und wankte, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, dem Hause zu.

Ich fand — als wir wieder bei der Arbeit saßen — es just nicht nöthig, dem Meister meine Begegnung mitzutheilen, hingegen befragte ich ihn nach seinem Befinden.

„Mir stehen die Haare zu Berg," war seine Antwort. „Jetzt habe ich sie erst grausam kennen gelernt. Die Alte ist verliebt. — Ja, ich habe mir's gedacht, daß Du erschrecken wirst. Und in einen von uns Zweien! Für's Erste hat sie mir's abgebeten, daß sie sich gestern so sehr vorgewagt. Es wäre aus Nächstenlieb' geschehen, wir wären nicht schlecht, wir wären blind, darum zünde sie auch kein Licht an, obzwar es in der Stube schon finster würde. Wir wären hier im Burgfriederhaus beim Brautkleidermachen, ich solle mich nur einmal neben sie hinsetzen und hätten wir Beide hohe Zeit, nachzudenken über die von Gott vorgeschriebenen Zwecke des

Menschen auf Erden. Auf solches Zureden hat mich jählings das Grauen erfaßt. — Wenn mir aber dieweilen die Katz mein Wichswachs frißt! habe ich gesagt und bin in die Kammer herein."

Ordentlich dankbar blickte der Meister auf das Stückchen Wachs, das wir zum Wichsen des Zwirnes bedurften und an das er sich in seiner Noth geklammert hatte.

„Ich glaube selber —" versetzte ich.

„Was glaubst Du?"

„Daß die zwei Frauenzimmer sollen auseinander geheiratet werden."

„Bei der Jungen möchte man sich nicht so geschwind um's Wichswachs kümmern."

„Und die Alte soll sich ausspielen lassen."

„Pst! — sie beten schon wieder." —

Endlich kam der Samstag. Wir gingen unseres, die Nähterinnen ihres Weges. Wie eine arme Seele neben dem Lucifer, so wankte Adelheid neben ihrer Genossin dahin. Als sie ihr Körblein an den Arm streifte, warf sie einen heimlichen zuckenden Blick nach mir. Ich that das Gelöbniß, sie zu erlösen.

Schon an einem der nächsten Tage kam ich mit dem Zimmermann Zenzel zusammen. Der war ein stattlicher, sehr fleißiger Mann mit stets glattrasirtem Kinn und einem rothen Schnurrbart. Er hatte sich zu Fischbach im Dorf ein kleines Haus gebaut und ging in der Suche nach Hausmöbeln um.

„Ich weiß Dir Eine, Zimmermann," war mein' Antwort. „Die Nähterin Adelheid nimm."

„Die hast Du gestern auch schon dem Binder-Michel angerathen," antwortete der Zimmermann, „möcht' schon

wissen, warum Du gerade die junge Nähterin so gern verheiraten möchtest!"

Hierauf habe ich ihm fast Alles erzählt. „Wenn ich heiraten kunnt, die nähme ich selber," damit schloß ich. Er war ein wenig neugierig geworden und meinte, anschauen könne er sie ja gelegentlich einmal. Er wolle sich bei den Nähterinnen Pfaiden frümen (bestellen).

Fünf oder sechs Tage zogen darauf hin, da erhielt ich ein flüchtig geschriebenes, zerknittertes Briefchen von der Adelheid:

„Habe erfahren, Du bist wirklich so gut und suchst für mich Einen. Laß es bleiben. Vorig Sonntag Nachmittags habe ich Einen kennen gelernt. Seither will ich den Erstbesten nimmer, Den oder Keinen, und wenn's aus ist.

Adelheid."

Ging ich unterwegs auf eine neue Ster zum Zimmermann Zenzel. Der war hoch auf einem Dach oben. Er solle herabkommen! Als er herunten war, sagte ich ihm, er solle es bleiben lassen, das mit dem Pfaidfrümen, wenn's der Nähterin und nicht der Pfaid wegen wäre.

„Aber, jetzt bin ich schon dort gewesen!" rief er.

„Wann?"

„Vorig Sonntag Nachmittags."

Einen Lachschrei habe ich ausgestoßen. Selten in meinem Leben werde ich glückseliger gewesen sein, als in jenem Augenblick. Dem Zimmermann übergab ich das Brieflein. Er las es ruhig und schmunzelte:

„Mir gefällt sie auch."

Nach vier Wochen nahmen sie — der Zimmermann Zenzel und die Nähterin Adelheid — beim Kirchenwirth zu

Fischbach einen Wagen, setzten sich d'rauf und fuhren stundenlang über die Berghöhen hin bis zur kleinen Muttergotteskirche Heiligenbrunn. In jener Bergkirche ist mit leisen Segenssprüchen ein altes Band gesprengt und ein neues geschmiedet worden.

Und die alte Sanna? — Oh, seid doch froh, wenn ich schweige.

Der Sonntagsschütz.

Da lag er im Bette, auf das die Sonne hereinschien, und betrachtete schmunzelnd das schwarze Kreuz auf der blauen Decke.

Wenn der Mensch abergläubisch wär'! So ein schwarzes Kreuz da — just wie auf Bahrtüchern, nur schmälere Streifen, weil die Fenstergitter eben nicht dicker sind.

Ein Schattenkreuz läßt sich für allerlei deuten, da muß der Mensch nicht gleich allemal an's Sterben denken. Treff' ich den Rehbock am Kreuz, so bricht er ein. Fällt mir im Spiel das Kreuz-Aß in die Hand, so steche ich. Und halst mich ein Dirndl über's Kreuz, so wird's mich auch nicht grämen.

Wer ist's denn, der schon so früh Morgens im Bett so wunderlich simulirt?

Der Prestl, der Jungknecht im Hollershof ist's, der leibhaftige Uebermuth, und heute schon gar — heute am Sonntag. Jetzt wirft er die Decke fußüber hin, als wollte er das schwarze Kreuz von sich schleudern, aber dieses, so still und schlank wie früher, liegt jetzt auf der weißen Pfaid.

Da ist schon wieder was Verkehrtes, denkt der Prestl in seiner Schalkhaftigkeit, auf der Netteldirn ihrer Hüll' (Decke) wird jetzt gewiß kein Kreuz liegen, weil ihr Fenster kein Gitter hat.

— Jetzt ist's schon sieben Wochen, seit wir das eiserne Gitter dort aus dem Loch gehoben und hier eingesetzt haben, daß sie aus dem Hollershof den Jungknecht nicht stehlen, wenn er's nicht selber thut — und der Bauer hat's immer noch nicht bemerkt.

Plötzlich wurde in der Sonnentafel, die das Fenster auf's Bett legte, aus dem Kreuzbilde eine schwarze Scheibe, denn durch's Fenster schaute der Kopf der Nettelbirn herein.

Ob denn die Kirche heute zu ihm komme? war die Frage, da er um Stund acht noch nichts dergleichen thue zu ihr zu gehen.

„Wenn sie mir was will," antwortete der Prestl, „sie weiß, wo sie mich findet."

„Ja, im Bett," sagte das Mädchen, „ich geh' halt voraus und verhoff's, Du passest mir nach dem Amt beim Bäckenkramerstandl auf und führst mich zum Tanz."

Da war sie fort. Und der Bursche hub nun, während er sich langsam anzog, mit sich selber ein Gespräch an. „Ja freilich," sagte er, „das ginge mir ab — ja freilich. Heute haben wir was Anderes zu thun, meine liebe Nettelbirn, als Dich zum Tanz führen. Für's Erste" — er that sein Rauchzeug hervor — „stopfen wir uns Eine an. Nachher thun wir uns über die Griessuppen her, wenn die Kirchleute wohl eine übriggelassen haben. Haben sie s' alle g'schlebert (aufgegessen), auch gut, suchen den Brannweinplutzer herfür. Nachher gehen wir Gott loben, 's ist schön, wir machen's ganz, wie die Neuchristen, von denen der Steuereinnehmer einer ist, der seinen Gottesdienst im grünen Walde hält. Wo die Geschöpf' sind — der Baum, der Fuchs — der Rehbock. Heute steht er mir, das weiß ich, der Bock, und der Jäger Mathias ist zum Glück noch einer von den Altchristen. Geht ihn zwar weiter nichts

an, das Dankamt für's fruchtbare Jahr, so wenig wie mich; unser Acker ist das Hirsch- und das Rehfell, in das wir Bohnen säen, der ganze Unterschied zwischen uns ist der, daß er der Jäger heißt und ich der Wildschütz. Jetzt ist der Teufel auseinander."

Der Teufel, der auseinander war, das war der Schuhriemen, den er bei dem Durchziehen entzweigerissen hatte.

„Das ist kein Hundshäutener!" brummte er; „der Gürtler schmiert Leut' an, der Krämer, der Müller, der Wirth und Alles schmiert Leut' an, nur Unsereins soll den Narren machen und ehrlich sein. Und Gottigkeit (sozusagen) thu' ich's nicht einmal des Leutanschmierens wegen, wenn ich mir den Bock nehm'; der Wirth braucht Wildpret und ich brauche Geld. Ja, Netteldirn, und nach dem Amt werd' ich Dir beim Bäckenstandl aufpassen und Dich zum Tanz führen! Das wird just so sein. Just so. Als ob ich g'rad wegen Deiner auf der Welt wäre! Wir werden es ganz gut machen, wenn Du Dich wieder einmal willst anhängen. Nettel, werden wir sagen, was sollst in Deiner Jungheit an Einem kleben bleiben; von einer Schönen wollen Andere auch was haben. Der Bäckerjung' stellt Dir schon lang' nach, der braucht Eine zum Heiraten, weil er ein eigenes Geschäft anhebt — ich will Deinem Glück nicht im Wege stehen. Was kann sie d'rauf sagen? Daß ich gutherzig nachgebe, wo Andere raufen! — Leicht, Prestl, leicht raufen wir heut' nach der Vesper auch noch um Eine, der Wirth ist schon mitgespielt und ich nehm' dem Schmied-Franz die Dirn weg — die rothhaarig' Thresel. Das ist ein Brocken! — Auf das wird der Tag wohl vorbei sein."

Das Programm war gemacht, der ganze junge Kerl stak im Sonntagsgewand — und jetzt kann's vorangehen.

Als er bei dem rückwärtigen Thürchen aus dem Hause tritt, könnte man sich nur verwundern, daß er ein so schweres Gebetbuch im Sacke trägt. Es zieht die graue Jacke nach einer Seite tief hinab. Der Bursche legt auswendig den Arm drüber hin, daß es nicht schlenkern kann, und eilt durch den Hohlweg gegen den Wald hinan. Der langen Woche harte Arbeit hat nicht eine Spur an dem frischen, sehnigen Burschen zurückgelassen, so leicht und flink wie ein Seiltänzer springt er dahin über die Steine, die das Wasser kahl geschwemmt hat, und so geräuschlos hüpft er hin, als wäre der Sand Pelzwerk und als hätten die Steine Schnellfedern.

Der alte Waldjodel torkelt mühsam auf seinen dünnen Beinen und mit einem langen Stocke des Weges herab. Der hat da oben seine Hütte; er geht in die Kirche und gedenkt der Freuden, die nach dem Gottesdienst sein könnten, wenn man einen Sechser in der Tasche hätte. In seinem mageren Gesichte, aus dem der weiße Bart hervorsticht, hat er das Pfeiflein stecken, er raucht den ganzen Tag, der alte Jodel, aber kalt — dazu braucht man keinen Tabak und es kommt nur auf die Gewohnheit an. Jetzt zieht er die Pfeife aus dem Mund, und mit wackelndem Kopf sagt er zum Prestl: „Schenk' mir was!"

Der Bursche schenkt ihm eine Lüge, er müsse heute in die Roßhald hinauf, es sei — habe der Halter sagen lassen — der Braune krumm geworden.

Er stieg an. Der alte Jodel schüttelte sein Haupt: „Heut' ist schon wieder ein Unglückstag. Auf dem Wege kriegt man nichts und zum Betteln vor der Kirchenthür kommt man zu spat. Jessas und Jesseles, wenn ich so jung wär' und laufen kunnt, wie der da, ich wollt mir Eins zusammbetteln beim sommerlangen Tag!" Und torkelt seines Weges weiter.

Der Prestl stand endlich oben auf der Hochblöße, wo sonst kein Mensch mehr war, wo ihm der strotzige Baumschlag das Thal verdeckte, wo er die fernen Berge nur über die Wipfel hereinblinken gesehen, wenn er dafür einen Blick gehabt hätte. Er stand gekrümmt und schaute auf den Erdboden und in's Gekräute nach Spuren und lugte in das nahe Dickicht hinein und horchte. Es war sehr still, nur ein leises Summen ging, wie wenn Hummeln flögen. Unten im Dorfe läuteten sie zum Hochamt. Der Prestl denkt: Da kommt er mir, er kann nicht weit sein. Dann zog er's denn hervor, sein Gebetbuch, und steckte es zusammen, Schaft zum Rohr und ließ aus einem messingbeschlagenen Hörnlein das Pulver in's Rohr rieseln und that eine Bleikugel nach und den Papierstöpsel mit leichtem Stoß des Ladstockes, an's Zündloch das Hütchen, somit konnte die Andacht beginnen und er stellte sich an den Anstand.

Bisweilen war im Walde ein Geräusch, als ob etwas auf dürres Reisig trete. Dann strich aber ein Lufthauch von schlechter Seite; das Thier hat eine scharfe Nase und kann um Alles den Menschen nicht riechen. Der Bursche will des Luftstriches wegen just einen anderen Standplatz wählen, da sagt plötzlich Einer hinter ihm: „Guten Morgen!"

Der Jäger Mathias steht da.

„Prestl," sagt er, „wirf' den Stutzen weg!"

Anstatt das zu thun, fährt der Bursche mit dem Gewehr zur Wange.

Der Jäger thut's auch und schreit noch einmal: „Den Stutzen weg!"

Da knallt ein Schuß und rasch darauf der zweite.

Der Jäger eilt seitab, denn man kann nicht wissen, ob der Wildschütze nicht Genossen hat.

Der Prestl hat auch einige Sprünge gemacht, wankt nun ein wenig und auf einen Baumstock niedersinkend röchelt er: „Jetzt hab' ich's.“

Ueber den Schuh des rechten Fußes rieselt Blut hinab. Der Bursche reißt sich das bunte Halstuch vom Nacken und verbindet die Wunde am Schenkel. Dabei wird ihm gar übel, seine Glieder zittern, kalter Schweiß steht auf seiner Stirne, vor seinen Augen ist ein graues Firmament mit kreisenden Sternlein.

Nach einer Weile springt er erschrocken auf und fährt durch den Wald bis zu den Feldern hinab, wo das Wetterkreuz steht und wo man das schöne breite Thal überblickt. Dort stürzt er zusammen und aus der schlecht verbundenen Wunde rinnt das Blut.

Unten steht das Dorf mit der Kirche, wo die Glocken läuten. Ueber die grünen Wiesen hin bewegt sich langsam die bunte Reihe der Procession. Manchmal weht halb verloren der Schall der Lobgesänge herauf, welche sie unten dem allmächtigen Gott darbringen für das gesegnete Jahr.

Sie sind voller Freuden, so vermag der verwundete Wildschütze noch zu denken; sie haben Ueberfluß dies Jahr, haben einen lustigen Winter vor sich — und ich muß heut' sterben. — Der Braune ist krumm auf der Alm, hab' ich dem Jodel gesagt — gar sehr ist er krumm, der Braune. — Daß ich heut' nach der Vesper raufen thu', das wird schier ausbleiben. Wundern werden sie sich, daß der Prestl nicht in's Wirthshaus kommt. Der hat gewiß wo ein ander Schelmenstück. Ja, freilich hat er. Ausbluten. — Ist schon recht gewesen — das mit dem Kreuz — heut' Früh auf dem Bett. — Daß ich der Netteldirn die Lieb' wollt künden, ganz gescheit ist's. Jetzt brauche ich Keine mehr. — Auch dem

Schmied-Franz Seine nicht. — Jetzt, wenn ich mir was wünschen kunnt — daß ich fein bei Einer blieben wär', wollt' ich mir wünschen. — Morgen kann's schon umgehen im Dorf: Da oben beim Wetterkreuz ist er gelegen — maustodt. — Jetzt kommen sie nach der Reih'. Jede will mich noch einmal anschau'n. — In der Todtenkammer! wird's heißen. — Sein thut er's richtig, werden sie sagen und schaudern und davonlaufen — und einen Lebendigen aufsuchen. — Und Keine denkt d'ran, daß ich ihretweg' in der Höll' bin. — Bis sie selber nachfahren. —

So sann der entkräftete Schütze halb im Wachen und halb im Träumen, bis neben ihm ein heller Schrei war.

„Aber so schlecht sein!" rief die Stimme der Netteldirn, die eben von der Kirche heimkehrte, „daß Du in der Kirchen kein' Andacht hast, weiß ich schon lang, aber daß Du gar nicht hineingehst, ist mir was Neues. Auf Längs in die Sonn' hinlegen und faullenzen!"

„Faulenzen!" wiederholte der Bursche und that ein Lachen, voll Wehmuth, voll Hohn! Jetzt sah sie sein aschenblasses Gesicht, das Blut auf dem Rasen, jetzt sagte sie halbbetäubt: „Prestl, was ist das?"

„Lieber wär's mir gewesen, Du wärst um eine Stund' später kommen," sagte der Bursche. „— Ich brauch' — kein Jammergeschrei."

Sie machte auch kein's.

Die richtigen Weiber sind schon einmal so, bei klein Ding, da zetern und lärmen sie, daß man meint, der Himmel stürzt ein, und ist auf einmal ein großes, schweres Unglück da, daß oft die Männer nicht wissen, wo sie für den Augenblick ihren Kopf haben, da vergißt manches Weib auf's Klagen und Zagen und thut das Rechte und tröstet und hilft und ist stark.

„Wenn's so steht!" sagte die Netteldirn, fragte aber nicht weiter, was da geschehen. — Mit einem Riß war das Beinkleid entzweigetrennt; mit ihrem Busentuch verband sie die Wunde, nachdem sie ein blutstillendes Kraut darangelegt mit Sorgfalt und Geschick, lief dann zum nahen Wachholderstrauch, kam mit Beeren zurück, die sie zerrieb und ihm vor die Nase hielt und auf die Zunge legte. Das brachte die entschwindenden Lebensgeister zurück — und jetzt wollte er ihr danken und erzählen und abbitten; aber das Mädchen schlug ihre Eitelkeit und Neugierde zurück, das Heldenhafteste, was ein Weib thun kann, und gebot ihm, daß er still sei und raste.

Weil keine Möglichkeit da war, den Verwundeten in den Schatten der nahen Fichtenbäume zu bringen, und weil die heiße Sonne so scharf niedersengte auf den halbohnmächtigen, fiebernden Burschen, so stellte das Mädchen aus ihrer Schürze, die sie mit zwei dürren Aststielen aufspannte, ein Schutzdach her. Auch hatte sie ihre weichgefütterte Joppe ausgezogen, um dieselbe dem Prestl als Kopfkissen zu eignen. Und so saß sie nun halb entkleidet neben dem schlummernden Burschen da und schaute ihn an mit einem so wehmuthsvollen, milden, liebesinnigen Blick, wie sie dem Wachenden wohl in ihrem Leben nicht zeigen möchte. Sie selbst war vor Schreck und Angst ganz blutlos geworden an den Wangen und an den Lippen. Und nun dachte sie nach, wieso das gekommen sein mochte. Wie, wenn sie nicht zum Wetterkreuz gekommen wäre! Der Kirchweg führt ja gar nicht da herauf. Aber ihr ist's auf dem Heimweg gewesen: weil Du schon in der Nähe bist, sollst doch wieder einmal zum Wetterkreuz hinaufsteigen, und an diesem Tag, wo Alles nur auf die Lebendigen denkt, auch ein Vaterunser für Deine Verstorbenen beten. —

Das war ja gerade, als ob sie die armen Seelen hergeführt hätten, um dem Burschen beizustehen in seiner Noth.

Oben am Waldrande schritt der Jäger Mathias dahin, er hatte zwei Gewehre umgehangen. Die Netteldirn eilte ihm zu: „Jäger, da ist Einer erschlagen!"

„Ich gehe in's Dorf und will eilends den Arzt heraufschicken," sagte der Jäger, ohne näherzukommen, „'s wird eine Kugel aus dem Bein zu ziehen sein."

Da hat sich's das Mädchen wohl zusammengereimt. Etwan hat ihn der Jäger geschossen. Jäger schießen — das wußte sie von ihrem Oheim, der auch Jäger gewesen — nur auf Wildschützen, und zwar, wenn sie von diesen bedroht sind. Sollte der Prestl so einer sein! So schlecht, so wild?! — Wenn man glaubt, daß beim Weibe die Liebe zu einem Manne aufhört, wenn sie erfährt, daß er schlecht ist und wild, so ist man tief in einem Irrthum.

Als der Abend kam, lag der Prestl in der Kammer des Hollershofes, in der er am Morgen gelegen. So schwarz, wie in der Sonnenfrühe das Schattenkreuz auf ihm gelegen, so schwarz lag jetzt der Abend in der stillen Kammer. Die Nettel war bei ihm, sonst Niemand mehr, so voll Neugieriger auch das Haus gewesen, als sie ihn hereingetragen!

„Also nicht?" fragte der Bursche.

„Es ist keine Gefahr mehr," antwortete das Mädchen; „nur das Bluten hat Dich so schwach gemacht, sagt der Bader."

„Mir wär's schon g'rad allesveins gewest, 's wär' ausgewest. — Jetzt noch einmal lebendig werden — und ein verachtet's Krüppel sein — und nachher noch einmal sterben, verderben und sterben! — Hättest mich fahren lassen!"

„Prestl!" sagte nun das Mädchen und faßte ihn fest und fernig bei der Hand ab. „Mit so Reden sollst Dich

nicht versündigen, jetzt, wo Dich der lieb' Herrgott wieder aufgeweckt hat —"

„Zum Bettelngehen!" unterbrach sie der Bursche. „Wie mein Fuß zugerichtet ist, der lauft nimmer und steht nimmer. Heut' Vormittags ist mich der Waldjodel angegangen, ich sollt' ihm was schenken. Morgen geh' ich ihn an."

„Das wirst nicht vonnöthen haben," sagte die Nettel=dirn, „und jetzt will ich Dir Eins sagen; Prestl, jetzt kann ich's sagen, jetzt darf ich's sagen, was ich sonst nimmer gesagt hätt' und wenn Du mich auch in Unehren verlassen hättest. Du mußt mich heiraten, Prestl!"

„Hi, hi, das ginge mir jetzt gerade noch ab," lachte der Bursche heiser.

„Das geht Dir auch ab!" rief sie, „nicht meinetweg! Ich bin ein gesundes Mensch, Gott Lob und Dank, und mag arbeiten. Daß ich auf Dich schau, daß ich Dir verdien', was Du brauchst — daß ich Dich nicht verlass', geh', Narr, das versteht sich gleichwohl. Aber den Leuten wird's alleweil nicht recht sein und werden mich schmähen und Dich schmähen und uns voneinander abbringen wollen. Deßweg müssen wir zusammheiraten, daß sie uns beieinander lassen. Nachher schauen wir uns um ein kleines Stübel um, und ich geh' in's Tagwerk aus . . . ."

Etliche Minuten lang lag nach diesen Worten des Mädchens der Prestl ganz still da und spürte an sich zwei Freiersfüße. Einer war durchschossen und mit Instrumenten zermartert, aber ein Freiersfuß war's denn doch. Der Bursche preßte ihr die Hand fester und sagte: „Heiraten meinst! Dirndl, das Gescheiteste wird's eh sein." — Das Gescheiteste war's freilich und die frische Netteldirne wußte recht gut, warum sie ihre ganze Lebenszeit und Kraft an diesen Burschen hing.

Nach sechs Wochen war's so weit, daß der Bräutigam leidlich humpeln konnte. Die Hochzeit war recht schlicht. Der einzige Aufputz war an der Kirchenthür der alte Waldjodel, der auf einem Kirchhofstein hockte und der, als die Brautleute vorüberkamen, seine Pfeife aus dem runzeligen Gesichte zog und dem Paare den Vorschlag machte, es möge ihm was schenken.

Die Braut, die an diesem Tage ihr Lederbeutelchen ohnehin fortwährend in der Hand halten mußte, dachte: Warum denn nicht, so lang' was drinnen ist.

Ein „tausend vergelt's Gott!" sagte der alte Mann und mit diesem Spruch gingen sie in die Kirche. —

Und daß ich Solches noch berichte: Den zwei Leuten erging es besser, als man ihnen zugetraut. Der Prestl ging das Korb- und Strohteppichflechten an, auch das Besenbinden und Wollkrauen verstand er und mancherlei so Arbeiten, bei denen man mehr die Hände und den Kopf als die Füße braucht. Die Nettel war schon gar tüchtig, und wo es im Dorf oder in der Umgegend etwas zu verdienen gab, sie war zu Allem verwendbar, da rückte sie an und ließ nichts fahren. Sie war der Mann und er die Hausfrau, der während der Abwesenheit der Mutter auch an dem Knäblein Mutterschaft vertrat, allerdings mit Beihilfe der Amme, die einen Ziegenbart trägt.

So leben die drei Leute heute noch beisammen, sind fleißig und haben sich lieb. — Wenn man bedenkt, wie schlimm das Alles hätte werden können, wenn jener schlimme Sonntagsschuß nicht gefallen wäre! — Da schmähe mir Einer noch einmal die Sonntagsschützen!

Der Judas von Tirol.

Im Hause des Raffl konnte ein Flintenschuß abgefeuert worden sein, so heftig war der Knall. Er kam aber nur von dem heftigen Zuschlagen einer Stubenthür. Es war die Hauswirthin etwas unmuthig. — Da bleibt er die ganze Nacht aus und man weiß nicht, wo er sich umtreibt, dieser Rothschädel, und zuletzt kommt er leer heim und hat nicht ein Knöchlein Wildpret auf dem Buckel. Was es doch ein Aerger ist mit diesen Mannerleuten! Dort steigt er daher, wird nicht lange anstehen, sitzt er da in der Stuben und wird was zu essen haben wollen. Ist ja alleweil ausgehungert wie ein Rab', und schon gar, wenn er nächtiger Weile auswärts ist gewesen. Wo soll man's denn hernehmen, das Fressen, jetzt mitten im Winter? Ist ja Alles zu Grunde gegangen bei diesem Franzosenrummel, weil die dummen Tiroler lieber Bettler sein wollen, als wie nachgeben und gut leben, wie es die Bayern haben. Hungerleiden läßt er Keinen, der Franzos! —

Das mochten die Gedanken des unmuthigen Weibes sein, welches erst seit kurzer Zeit mit ihrem Raffl in diesem Hause lebte. Sie waren Beide Dienstleute gewesen, hatten sich aber während des Krieges auf dieses Haus gebracht, dessen Kammern freilich längst ausgeleert und nun ganz auf den Stutzen des Wildschützen angewiesen waren.

Und nun lief er wieder einmal daher: leicht wie der Wind — ein noch junger Mann mit fuchsrothem Haar und Bart — und als ihm das Weib entgegenzeterte, bog er seinen schiefen Blick so merkwürdig um die Nase und seltsam schmunzelnd huschte er zur Thür hinein.

„Hast wieder nichts!“ herrschte ihn das Weib an.

Er schmunzelte und drehte seine grauen Aeuglein langsam wie eine Eule in den Höhlen hin und her. Er hatte sich auf die Siedel hingesetzt, im Arm noch das Gewehr, den verwitterten Spitzhut schief in die Stirne gedrückt, so lugte er auf den wurmstichigen Tisch nieder und murmelte: „Was ich heut' hab', das ist mir lieber wie alle Gemsen von Fartleis.“

Sonst sagte er nichts. Sie wurde nun aber zuthunlich, so zuthunlich, daß er sie plötzlich an sich riß und ihr Alles vertraute.

„Den Sandwirth hab' ich gefunden!“ schnaufte er. Sie that einen Schrei, halb vor Schreck, halb vor Freude. Tausend Ducaten waren — so ging's im Lande um — auf Andreas Hofer's Kopf gesetzt, wer ihn lebendig oder todt überlieferte.

Nachdem er erst vor wenigen Wochen als unumschränkter Regent und Obercommandant von Tirol in der Hofburg zu Innsbruck die Huldigung seiner Landsleute und vom Kaiser Franz die goldene Kette entgegengenommen, hatte er sich durch die plötzliche, ungeahnte Wendung der Dinge nun flüchten müssen und er war fast spurlos verschwunden. Die französischen Schächer streiften durch das Land, suchten, lauerten und trachteten durch List, Versprechen und Drohen von der Bevölkerung seinen Aufenthalt zu erfahren. Aber die Geistlichkeit predigte von den Kanzeln: „Kein Tiroler weiß, wo der Sandwirth ist!“

Die Meisten wußten es auch wirklich nicht. Zu Letzteren gehörte bis zu diesem Tage der Bauer Raffl in Passeier.

„Und jetzt hab' ich ihn!" sagte er mit einer fast krächzenden Stimme und scharrte mit den Fingernägeln über den Tisch her.

„Wo hast ihn denn?" fragte das Weib.

„Er kommt mir nicht aus. 's ist viel Schnee, er kann nicht weiter."

Dann rückte er sich bequemer, starrte in die finstere Wandecke hinein und erzählte: „Wie ich in der Morgenfruh von Fartleis hergehe und über die Alm heraus — der Schnee trägt stellenweise — sehe ich vor mir einen Lichtschein, nur auf einen Augenblick, ist gleich wieder vergangen. Da ist ja die Prantacherhütten, denke ich mir, wer kann denn da drinnen sein? Im Schnee — so viel wird's schon Tag — sind grobe Schuhe zu verspüren und auch Herrenstiefel. Wildschützen allein sind's nicht. Ich schleiche mich hin und will durch ein Fenster hineinschauen. Die Fenster sind mit Brettern verdeckt gewesen. Der Schein ist sicherlich von der Thür gekommen, die ist aber schon wieder zu und ich überlege, ob ich keck antauchen und hineingehen soll. Thue es aber nicht, man kann nicht wissen, wer drinnen ist. Jetzt sehe ich, daß die Hüttenmauer unter dem Dach oben Scharten hat, es scheint dort das Licht heraus. Da bin ich an der Wand und horche. Es sind ihrer Mehrere drinnen, aber Wildschützen sind das nicht; wie ich merke, thun sie miteinander laut Rosenkranz beten. Das ist recht, hören sie's nicht so leicht, wenn ich da hinaufsteige und bei den Scharten hineinschaue. Ich thue es, sehe zuerst beim Feuer hocken — wen meinst? — den Schreiber Dörninger. Ah, denke ich, da ist auch der Sandwirth nicht weit! Gleich habe ich mir's gedacht. Daneben steht Einer, thut beim Beten Stutzen

laden. Ein Anderer rührt in der Schmalzpfanne die Nocken um. Das sind seine Buben. Wenn nicht alle zwei, einer davon gewiß. Neben an der alten Truhen kniet ein Weib mit der Betschnur, ich habe ihr nicht in's Gesicht sehen können. Auf der andern Seite, beim Viehtrog, steht auch noch Einer. Der kunnt's sein! Steht der Nockenkocher gerad' ein wenig zur Seite, der Schein leuchtet hin: der Sandwirth ist's richtig! — Ich habe genug gesehen und springe lustig auf den Schnee. Da ist's drinnen auf einmal still. Sie beten nicht mehr, 's ist ganz still, sie haben mich wahrgenommen. Springt die Thür auf: Wer da wäre? — Ich habe mich eilends davongemacht."

„In der Prantacherhütten, sagst? Hat's Dich wohl nicht betrogen?"

„Meinen Kopf lasse ich mir wegschneiden, wenn er's nicht ist!" rief der Raffl; „die ganze Brut ist da oben beisammen. — Hast was zu essen, Weib?"

„Der letzte Scherz (Reststück) Brot und ein Reindl Sau-Faisten."

„Her damit! Wir werden bald Sachen haben."

Während er aß, befahl er, daß sie ihm das Sonntags-gewand zurecht mache, er gehe nach Meran.

Eben streifte er sich den rothen Brustfleck über den Kopf, als die Thür aufging und niemand Anderer als der Schreiber Dörninger in die Stube trat. Der gab zuerst seinen guten Morgen, sagte dann etwas vom Wetter, daß es im Thal kälter sei, als auf den Bergen, daß es aber bald umschlagen und thauen dürfte. Dann rückte er damit heraus, er hätte mit dem Raffl ein paar Worte zu reden, unter vier Augen.

„Kann auch sein," sagte der Raffl und hieß, weil das Weib in der Stube war, den Dörninger mit in die Neben-kammer.

„Raffl," sagte der Dörninger, welcher zu Innsbruck der Leibschreiber Hofer's gewesen und seither sein treuer Begleiter geblieben war, „Raffl, Du bist heute Früh auf der Prantacheralm gewesen?"

„Ich?" that der Bauer verwundert, „ich soll heut' schon auf der Alm gewesen sein? Wer sagt denn das?"

„Du bist dort gesehen worden, an der Hütte."

„Ich bin froh, wenn ich im warmen Bett kann sein und nicht der Narr, daß ich in der kalten Nacht im Gebirg herumstreiche."

„Was leugnest denn, Raffl?" sagte der Dörninger, „ist ja nicht Dein Schade, wenn Du's gestehst. Du bist erkannt worden, ganz sicherlich, und ist's ja nichts Schlechtes, daß Du oben warst. Wir sind auch oben. Du hast es wohl gesehen, wie viele unser sind?"

„Es ist der Sandwirth dabei," schoß es dem Bauer heraus.

„Er ist bei uns," sagte der Schreiber mit leiser Stimme, „Dir kann man's gestehen, Du wirst wohl keinen Spitzbuben machen?"

Der Raffl schielte beiseite und wehrte mit der Hand ab: Was er denn dächte!

„Ich habe gehört, daß es Dir schlecht geht," fuhr der Dörninger fort, „aber daß Du nicht ein braver Tiroler wärst, das möchte ich nimmer glauben. Steckst vielleicht tief in Schulden mit Deinem Hof!"

Das möchte schon wahr sein, deutete der Andere, und zog seinen Brustfleck hin und her, obwohl er schon lange saß; wollte dem Dörninger mehrmals treuherzig in's Gesicht blicken, es war aber, als ob sein Blick allemal fehlschösse, am Kopf des Mannes vorbei auf die Wand hin.

„Solltest Du was nöthig haben — Geld oder was —?“ sagte der Schreiber; „die Bauernwirthschaften haben genug gelitten die letzten Jahre her, es muß ihnen wieder aufgeholfen werden. Der Bonaparte möchte uns freilich Alle zu Soldaten haben, in’s fremde Land treiben wie die Kälber zum Abschlachten. Wir jedoch bleiben daheim in unserem schönen Land Tirol und halten es mit den Männern, die es ehrlich mit uns meinen — und wovon wohl der Sandwirth der Fürnehmste ist. — Es wird wieder Fried’ werden im Land und Segen kommen —“

Der Mann stockte hier, denn der Tiroler sagt schwer etwas, das er selbst nicht glaubt. Und seit dem Friedensschlusse und der Abmachung, daß die Anführer der „Empörer“ an die Franzosen ausgeliefert werden sollten, hatte der gute Dörninger keine große Zuversicht.

„— es wird Segen kommen mit Gottes Beistand,“ fuhr er fort, „und da ist es wohl wichtig für das Land, wenn die Bauerngüter wieder auf die Füße kommen. — Hier schickt Dir die Sandwirthin eine Kleinigkeit für Deine Kinder, schau’, Du sollst Freude erleben an den Deinigen und Gott soll ihnen beistehen in Gefahr und Noth. Und wenn Du von mir was brauchst, Raffl, Du sollst es haben, will auch keinen Schuldbrief — vergessen gegen vergessen — verstehst?“

„Kein Tiroler weiß, wo der Sandwirth ist,“ sagte der Raffl.

„Gott segne Dich, Landsmann, für dieses Wort! — Und hier, das mußt Du nehmen, das mußt Du einstweilen nehmen, ’s ist für die schärfste Noth, Du sollst nicht darben. Nimm!“

Er drückte dem Bauer eine Banknote an die Faust, die sich sachte dazu aufthat.

„Schön Dank!" murmelte der Raffl.

„Und jetzt, Tiroler, gieb mir die Hand!" Der Dörninger faßte sie, drückte sie fest, blickte den Bauer flehnend an, sagte aber nichts. Der Raffl streifte ihn mit einem grellzuckenden Blick und war dann zur Thür hinaus gehuscht.

Der Dörninger, als er durch die große Stube schritt, sagte zum Weib des Bauers: „So wird's doch endlich ernst mit dem Straßenbau in's Eisackthal. Man muß wieder anfangen, das Land zusammenzuflicken." Er wollte damit das Weib über die Ursache seines Kommens täuschen, als gehe er so herum und pflege mit den Bauern Besprechungen über den Straßenbau.

Hernach ging er eilig seiner Alm zu, die höher als fünftausend Fuß oben lag im Schnee und in den Stürmen des Winters. In der Prantacherhütte hatten sie schon gerüstet zum Abzug, aber als der Dörninger erzählte, was er ausgerichtet habe, sagte der Sandwirth: „Wenn er Geld genommen hat, so verrath er uns nit. Wir können bleiben."

„Anderl!" sagte sein Weib, „geh', folg' mir und steigen wir noch höher in's Gebirg. Ich trau' nicht. Auf den Raffl ist kein Verlaß. Ich hätte in dieser Hütten keine Rast und Ruh' mehr."

„Er verrath uns nit," rief Hofer noch einmal. Da blieben sie in der Prantacher Almhütte, wo sie — von Thal zu Thal immer höher in's Gebirge gedrängt — sich schon ein paar Wochen aufgehalten.

Mit Lebensmitteln waren sie zur Noth versorgt und hatten auch schwierige, aber verläßliche Wege, solche herauf zu bekommen. Die Hütte war abgetheilt in den unteren und oberen Raum. Tagsüber hausten sie größtentheils im unteren. Dort war mit Steinen roh ausgemauert der Feuerherd ohne

Rauchabzug. Dort war eine morschende Truhe, in welcher die Vorräthe aufbewahrt wurden. Dort stand ein langer, aus einem Baumstamm gehöhlter Viehtrog, in demselben war aus Stroh ein Lager bereitet. Wollten sie einen Tisch haben, so legten sie Bretter über den Trog und rückten die wenigen Holzblöcke heran, daß sie sich herum setzen konnten.

An diesem Tische saßen sie denn oft und ergingen sich wohl beim Scheine und im Rauche des Herdfeuers in Erinnerungen an die Tage des Kampfes, des Sieges, an die Tage in der Hofburg zu Innsbruck. Hofer ließ sich jedoch nicht viel ein in Vergleiche zwischen dort und hier. — Das taugt nicht. Viel lieber sprach er vom Kaiser Franz, auf den er alles Vertrauen setzte, alle Hoffnungen baute. „'s ischt nit wahr, was sie sagen! Der Kaiser Franz verlaßt uns nit!"

Sie waren unverzagt, weil sie ja wähnten, bald würde von ihren Freunden aus Wien die Bedeckung kommen, unter welcher sie aus der Verbannung wieder hervortreten könnten.

Dann thaten sie wieder einmal ein wenig Giltspielen, denn die Spielkarten hatten sie unten so wenig vergessen, als den Stutzen und den Rosenkranz. Sie wurden — wie die Blätter schon oft verwunderlich fallen — mitunter ganz lebhaft dabei, daß das Weib sie dämpfen mußte: So ein tolles Geschrei höre man ja weit und breit! Zu den drei Tageszeiten vergaßen sie nicht auf das laute Gebet, wobei Hofer vorbetete und die Uebrigen im Chore nachthaten. —

Und unten in seinem Hause, der Bauer Raffl! Der war sehr gerührt. Es sei gut, sagte er zu seinem Weibe, daß er den Aufenthalt des Sandwirthes wisse, so könne er die Gefahr von ihm abwenden, wenn ihm welche drohe. Denn dem Hofer ließe ein braver Tiroler nichts geschehen. Der Andreas Hofer sei ein großer Held, von dem die ganze Welt spreche, und

vor dem der Franzosenkaiser selber Respect habe. Er hätte hundertmal sein Leben gewagt für's Land Tirol; ein Mensch, der den Hofer in's Unglück bringen könne, habe keine Ehre und kein Gewissen.

Sein Weib war überaus damit einverstanden; ihr hatte es die Gabe der Sandwirthin angethan, und sie fluchte über die Feinde, die diese ehrwürdigen Leute bis zum Tode verfolgen konnten.

Der Raffl überlegte aber bei sich: Geld muß er doch noch haben. Wer einmal in der Burg zu Innsbruck sitzt und so viel ist, als Fürst vom Land, der weiß sich schon was auf die Seite zu schaffen. Ich habe mein Lebtag Mangel gelitten genug, jetzt will ich auch noch meinen Theil haben von dem Reichthum der großen Herren, der ohnehin vom armen Land kommt. Brauche ich was, so gehe ich hinauf zur Prantacherhütte. — So weit sein Gedankengang, dann trat eine Pause ein; so einmal, so mehrmals. Weil aber ein arges Schneegestöber einfiel — denn im Januar war's — weil der Raffl schon wieder eine Handvoll Geld vonnöthen hatte und weil er erwog, daß ein zweitesmal eher weniger als mehr ausfallen würde, und das Ganze doch eigentlich eine Bettelei sei, wo nicht gar eine Erpressung, was er sich nimmermehr nachsagen lassen möchte — so fielen ihm die tausend Ducaten wieder ein.

Nicht des Geldes wegen, Gott bewahre! Aber, wenn man bedenkt, daß der Kaiser Franz mit den Franzosen Frieden geschlossen hat und Alles in Recht und Ordnung sein soll, während der Sandwirth noch immer Krieg führen möchte gegen den Willen des Kaisers, so ist der Hofer am Ende halt doch nichts Anderes, als ein Empörer und Volksverhetzer und bringt das Land noch in ein weit tieferes Unglück, als in

dem es ohnehin schon liegt. Für alles Elend, das die letzte Zeit her über Tirol gekommen ist, dürfen wir uns beim Sandwirth bedanken, und er will noch nicht Fried' geben!

Das Weib kam und klagte, daß wieder nichts mehr vorhanden sei und er — der Raffl — solle doch jetzt nicht allweil auf der Bank liegen, sondern wie Andere auch was schaffen, daß Geld in's Haus käme.

„Wird wohl eh sein müssen," antwortete der Bauer und stand auf.

Stand auf und ging thalabwärts und trug folgende Gedanken: — Aus kommt er ihnen ja doch nicht mehr. Ist erst wieder davon gesprochen worden im Wirthshaus, daß der Sandwirth nicht weit davon sein könne. Das Sandwirthshaus sei Tag und Nacht von französischen Soldaten bewacht. Auf Ja und Nein werden sie ihn haben. Bin ich still, so sagt's ein Anderer, da ist ihm nicht zu helfen. Und wenn's schon sein muß, so will ich den Nutzen davon haben. Um's Geld wird nicht das Land ärmer, das geben die Franzosen; ein Narr, wer da nicht zugreifen und sich für seine alten Tage versorgen wollte!

Im Thale kam er zu dem Felshügel mit den Kreuzwegstationen. Da kann er ja was beten, denkt sich der Raffl. Das Beten hat jeder Mensch vonnöthen. Er betrachtete während der Vaterunser die halbverwaschenen Bilder von der Einsetzung des heiligsten Sacramentes, Christus am Oelberg und seine Gefangennehmung. Ringsum stehen die Häscher mit den langen Spießen; Judas küßt den Heiland. — Willst du auch ein solcher sein?! —

Raffl wendete sich rasch um und schaute um sich. Es war kein Mensch in der Nähe, nichts zu sehen weit und breit, als ein Dörcherwagen draußen auf der Straße. Aber — hat

da nicht Jemand etwas gesagt? Es war ihm schier so, es kann ihn aber wohl getäuscht haben.

Rasch geht er weiter, und wie er am Kreuze des Herrn vorbeikommt, fällt's ihm ein: Ei, Raffl, kümmere dich nicht um Sachen, die dich nichts angehen: du weißt nichts und willst nichts; du halte dich an's ehrliche Arbeiten. Gott der Herr ist Richter über den Hofer und über uns Alle.

Ordentlich warm wurde es in seiner Brust, als er diesen christlichen Gedanken hegte, und er freute sich desselben und er wurde inne, wie Einem das wohlthut, wenn man ein ehrlicher Mensch ist.

Beim Bach ob St. Leonhard stand das große Wirthshaus mit den vielen Schießscheiben an der Wand, die ihn wie große Augen anlachten. Wenn's so kalt ist, daß der Bach Grundeis hat und die Schlitten winseln im Schnee, ist's schon der Gesundheit wegen, daß man sich ein feuriges Tröpflein hineinthut.

Im Wirthshause sitzen zwei Scherschanten (Sergeanten), die radebrechen halb welsch, halb deutsch der Kellnerin Artigkeiten vor. Einer zieht aus der Tasche des schlotternden Beinkleides eine goldene Uhr mit schwerer Kette. Das steht seltsam zu der zerfetzten Montur des halbverwilderten Soldaten. Er thut auch, als ob er das Zeug loshaben möchte, hält es in der hohlen Hand, wie wiegend vor die Kellnerin, aber der Raffl kann's nicht verstehen, was er dafür verlangt. Das Dirnlein lächelt so hin und zeigt dabei die weißen Zähne; das scheint aber dem Scherschanten zu wenig zu sein. Er läßt die Uhr lachend wieder in den Hosensack gleiten. Dann wendet er sich zum Bauer Raffl: Ob er ihnen einen Führer wisse auf die Almen von Passeier?

„Warum denn nicht, wenn die Herren gut zahlen, ich selber habe Zeit." — Er soll ja ohne Geld nicht nach Hause

kommen und ein Führer im Winter auf die Berge verdient sich das Geld gewiß redlich genug.

Sie waren bald handeleins und als alle Drei ihre Zeche in Ordnung hatten, wie es redlichen Leuten ansteht, verließen sie das Haus und gingen thalaufwärts.

Aber der Almen gäbe es viele ob Passeier, erklärte der Führer, zu welcher sie denn eigentlich wollten?

Das wäre gleichgiltig. Sie hätten den Befehl, die Passeier Almen zu recognosciren, des Insurgentenhäuptlings Andreas Hofer wegen.

Dem Bauer gab's einen Stich in's Herz, aber er ging mit ihnen und sann nach, was er jetzt zu sagen habe.

Es wäre eine Schande für die Franzosen, daß sie diesen Mann immer noch nicht hätten, bemerkte er.

Es wäre auch eine für die Tiroler, daß sie diesen Menschen, der so viel Jammer über das Land gebracht, indem er es trotzig und unsinnig gegen den großen Kaiser aufgehetzt habe, immer noch nicht auslieferten. Sie sollten umfragen in der Welt, wo sich ein Volk beklage, das der Kaiser beherrscht. Jedes ist zufrieden, so gut wie seine Soldaten, jedes hat Freiheit, Erwerb und Brot. Die Tiroler jedoch seien verführt und zu Grunde gerichtet, und nährten an ihrem Busen die Schlange.

Ob der Preis für des Sandwirths Kopf noch aufrecht stünde? wollte Raffl wissen.

Der Preis aufrecht! Ferner vollkommene Sicherung der Person und seiner Familie gegen etwaige Angriffe innerhalb oder außer Landes und eine Versorgung vom Staate auf lebenslang.

Was dem Sandwirth geschehe, wenn sie ihn erwischten?

„Bonaparte würde ihn zu einem General machen.“

„Damit möchte der Hofer wohl schwerlich einverstanden sein."

„Dann müßte er ihn wahrscheinlich erschießen lassen."

Darauf schwiegen sie, denn es machte ihnen der tiefe Schnee zu schaffen, der noch dazu eine harte Kruste hatte.

Nach einer Weile, als es der Weg erlaubte, daß man wieder sprach, sagte der Bauer artig, wie er es von den Franzosen hörte: „Sie entschuldigen schon, meine Herren, man schwatzt nur gern, daß der Weg nicht so lang wird. Gesetzt den Fall, die Soldaten nehmen einen Führer, der führt sie und sagt ihnen den Aufenthalt des Sandwirthes. Wie vergewissert er sich, daß er seine Sache kriegt? Und können ihn die Soldaten nicht umbringen und sagen, sie hätten den Sandwirth allein gefunden, damit *sie* den Preis bekommen?"

Einer der Scherschanten klopfte dem Raffl nach diesem Einwande auf die Achsel und sagte lachend etwas auf französisch, das der Bauer nicht verstand.

„Wir sind Soldaten, für uns gilt der Preis nicht. Wir also haben keine Ursache, dem Herrn, der uns instruirt, ein Leid zu thun." So sagte der zweite.

Hierauf wiesen sie die Documente vor, worauf der Führer nochmals um Verzeihung bat: es sei nur eine vorwitzige Frage gewesen, er vertraue den Herren Franzosen ganz und gar. Das sei ja überhaupt sein Fehler, daß er in die Leute zu viel Vertrauen setze. So habe er zum Beispiel von Tag zu Tag, von Woche zu Woche gewartet, der Sandwirth würde sein Unrecht einsehen, die Tiroler zur Ergebenheit gegen die neue Obrigkeit auffordern und sich selber unterwerfen. „Aber nein, er thut's nicht!" rief der Raffl, und gab sich den Anschein großer Entrüstung, „er ist gegen Gott

und Gesetz und Vaterland! Und so viele der guten Seiten sonst an ihm sein mögen, man kann keine Geduld und Schonung mehr für ihn haben. Bei Gott, mir kommt's schwer an, aber die Gerechtigkeit fordert's, die Vaterlandsliebe." — Er blieb stehen und sagte leise, zu einem der Scherschanten vorgeneigt: „Ich weiß, wo er ist."

Sie packten ihn vor Freude und Begier an den Rockflügeln.

„Stoßet mich nur nicht um!" sagte der Führer, wir müssen gescheit sein, und daß er uns nicht etwan zuletzt auskommt. Wenn ich Euch schon führen soll, so müssen wir umkehren. Das ist nicht der beste Weg hinauf in's Fartleis und es haben uns auch Leute gesehen, die ihm's zu früh hinterbringen könnten. Ihr müßt wieder in's Wirthshaus zurück, daß Ihr Euch ausruht und stärkt; der Weg ist nicht lind, das sage ich Euch. Um elf Uhr Nachts macht Euch auf, geht bis zur Brücke herein, wo das Kreuz steht, dort will ich auf Euch warten!"

So ist's ausgemacht worden. Hierauf kehrte der Raffl in sein Haus zurück, wo er den ganzen Abend sehr schweigsam war, in einem alten Kasten nach Kleidern suchte, obwohl er ohnehin die seinen am Leibe hatte und immer nach dem Wetter ausschaute. Als die paar Dienstboten des Hauses in ihre Betten gegangen waren, schnitt er sich den Bart weg. Sein Weib dachte: da trägt sich wieder einmal was zu, eine tolle Wilderei oder so was. Sagte aber nichts, weil er sie in seiner schlechten Stimmung — und eine solche schien zu sein — oft sehr grob abfertigte. Als sie nach Mitternacht einmal aufwachte, war er nicht da.

* * *

Auch die Bewohner der Hütte auf der Prantacheralm waren in derselben Nacht später als sonst zur Ruhe gekommen. Es war ihnen aus dem Thale ein Zeichen geworden, sie sollten wachsam sein, es wäre Gefahr!

Im Familienrath, den sie darauf gehalten, war beschlossen worden, das Lager in dieser Hütte abzubrechen und im Hochland einen noch unzugänglicheren Aufenthalt zu suchen. So hatten sie sich in den späten Abend hinein gerüstet, und weil sich Nebel und Schneegestöber zeigte, kamen sie überein, es sei nicht nöthig, in der unwirthlichen Nacht zu wandern, sie würden wohl auch am nächsten Tage derart eingehüllt und geschützt werden, daß sie kein schlimmes Auge von der Ferne bemerken könne.

So hielten sie noch ihr gemeinsames Abendgebet und dann legten sie sich zu Bette. Hofer und sein Weib schliefen in dem wohl vierzehn Fuß langen, schmalen Holztrog, die Anderen im Ueberboden der Hütte, wo etwas Heu war.

Um halb vier Uhr Früh mochte es sein, daß der Dörninger erwachte und durch die Dachluke hinausschaute nach dem Wetter. So viel sah er bald, für den Quartierwechsel würde das kein Tag. Es war heiterer Himmel. Der Mond leuchtete hell und neigte sich dem Gebirge zu. Der Schreiber schaute eine Weile sinnend in die Ruhe der Nacht hinaus und betrachtete die Allmacht Gottes in seiner weiten Welt. Da hörte er auf einmal etwas, wie wenn Jemand vom Fartleis her mit beschlagenen Schuhen über den gefrornen Schnee ginge. Er dachte zuerst an Wild, oder es wären irgendwo Schneeschollen abgerollt, die das Geräusch verursacht hätten. Aber die Schritte kamen näher; da sah er auch schon einen untersetzten Mann heranschleichen und hinter ihm Soldaten mit blinkenden Waffen. — Teufel, was ist das?

dachte der Dörninger und wollte eilends die Leute wecken. Noch einen Blick hinaus, da sah er, wie der Vordere — er erkannte nun den Raffl — sein Haupt an die Hüttenwand legte, um zu horchen. Er mußte den athmenden Sandwirth gehört haben, er huschte an einen der Soldaten hin und flüsterte: „Drinnen sind sie!" Darauf floh er davon.

Die Franzosen pochten mit dem Gewehrkolben an die Thür, daß sie ächzte. Im Augenblick war's in der Hütte lebendig. Mitten in der Verwirrung blieb der einzige Hofer ruhig und sagte: „In Gottesnamen, jetzt haben sie mich."

Er öffnete selbst die Thür. Sie führte hinaus auf den Weg — nach Mantua. —

Als sie ihn unten, wo der Wald begann, an der alten Holzerhütte vorbeiführten, hätte man hinter einem glaslosen Fenster im Dunkel den Kopf eines Mannes lauern sehen können. Andreas Hofer schaute weder nach links noch nach rechts, ruhig und aufrecht schritt er vorüber. — —

Das ist denn eine der mancherlei Arten, wie die Geschichte vom Verräther erzählt wird. An jener Hütte auf der Prantacheralm, wo Hofer vier bange Wochen zugebracht hatte, und über welcher — wie ein Schilderer bemerkt — noch jetzt die Stimmung eines Gethsemane schwebt, hat vor wenigen Jahren das Officiercorps der Landesschützen und der deutsche und österreichische Alpenverein ein Denkmal gestiftet. In die Mauer, links am Eingange der Hütte, ist eine Marmortafel eingesetzt mit der Inschrift: „In dieser Hütte wurde der vaterländische Held Andreas Hofer am 28. Januar 1810 gefangen genommen."

Vom Raffl verlor sich bald die Spur. Aus dem Lande mußte er eilends, so viel ist gewiß; er ging vor seinen Landsleuten nicht sicher. Sie hätten ihn in Stücke zerrissen.

Viel später will man den schielenden Tiroler Bauer mit dem fuchsrothen Haar in Wien gesehen haben, natürlich in städtischer Gewandung und „besseren Verhältnissen", aber „ein Ausbund von Falschheit im Angesicht"; die Leute hätten mit Fingern auf ihn gewiesen: „Das ist der Verräther Andreas Hofer's!" — Er soll gegen solche Anwürfe bereits gefeit gewesen und immer nur mit einem giftigen Seitenblick seines Weges gegangen sein.

Nach Anderer Bericht sei Raffl mit seiner Familie in Bayern gestorben und verdorben.

Wie der Haß der Tiroler gegen diesen Erbärmlichen noch jetzt lebt, beweist die Sage, daß Raffl hinter einem Kirchhofe des Passeierthales begraben sei, daß aber auf seinem Grabe nicht ein einziger Grashalm wachse bis auf den heutigen Tag.

Ambros.

Das Fest der Fischer.

Die Begebenheit klingt mir noch heute in der Seele nach — wie eine seltsame Mär. Wenn ich den See sehe, muß ich daran denken.

Das Unheil begann an einem Sommernachmittage. Ich sehe es weben.

Ein weiches Lüftchen haucht hin über die große Fläche, kreiselt und bläst lebendige Bilder auf den zitternden Grund.

Und als die Sonne sich den fernen Bergen nähert, ist der Tanzboden gefegt und bereitet.

Der Tanzboden auf dem See.

Morgen ist das Fest des heiligen Petrus. Der Apostelfürst war ein armer Fischer gewesen in Galiläa, und so hatte ihn das Schiffer- und Fischervolk dieses Sees zu seinem Schirmpatron erkoren. Und alljährlich am Festabende des Schirmpatrons wird ein Fest gefeiert auf dem See. Die Kirche mit dem Festaltare gleitet auf dem Wasser; das Wirthshaus mit seinen begnadeten Fässern und Pfannen gleitet auf dem Wasser; der Tanzsaal mit den luftsprudelnden Musikanten gleitet auf dem Wasser des weiten Sees.

Und das ungezählte Volk der Landratten mag sich versammeln an den Ufern, mag das Schauspiel mit Augen

verfolgen, bis sich der schaukelnde Lustplatz verliert draußen auf der glitzernden Schneide. Aber an dem Feste theilnehmen dürfen sie nicht, die Bewohner der trockenen Erde, oder es werden in den Tiefen die Wassergeister lebendig und schleudern das Gemisch zurück an das steinige Ufer, oder ziehen es hinab in's Krystallgrab, wo dann der gebrochene, halb ertränkte Dämmerschein des Tages die Versunkenen umweben wird.

Die Schiffe und Kähne schaukeln noch am Ufer; die weißrothen Segel wallen im Abendlüftchen, verlangend nach fröhlicher Fahrt. Menschen in bunten Seemannskleidern oder völlig entblößt — schöne, markige Gestalten — bewegen sich wie schwebend, wiegend und gleitend auf den Fahrzeugen, oder sie sind emsig noch am Ufer bestrebt, die Bedürfnisse der Freude und Festlust zu ordnen und flott zu machen.

Ein klingendes Horn sendet zuerst seine Tonwellen hinaus über die Fläche; diesem folgen andere Musiktöne und Jauchzen und Liederschall. Seemannsweisen schweben stets auf ätherischen Schiffen, sie poltern nicht keck auf dem Erdboden, wie das Trotzlied des Landmannes; sie schießen nicht auf, gleich einer Rakete, wie der Juchschrei eines des Aelplers — Seemannsweisen gehen im Bogen wie ein Blutquell aus dem Herzen und zittern hin und wallen hin, halb Lust, halb Wehmuth — fast wie ein Gebet.

So war's und so klang's auf den schaukelnden Brettern; das Landvolk drängte sich immer näher an die Uferhänge und mancher Junge hatte nicht übel Lust, auf einen Kahn zu springen, irrte ihn nicht das Wassergischten, mit welchem ihn die Matrosen zurückscheuchten.

Auf dem Deck des größten Schiffes war ein Zelt aufgerichtet, außen roth von der Abendglut, innen bestrahlt

von Kerzenglanz. Mitten in solchen Flammen stand Sanct Peter und zu seiner Verehrung schallten Gesänge.

Ein Weib sprang auf das Deck und entfachte ein langes, feuerrothes Band, das wie heller Strahl hinauswehte weit über den Rand des Schiffes.

„Hi ho!" riefen Einige, „das Band fliegt gegen den Wind, was soll das bedeuten?"

„Woran Ihr glaubt, das wird es bedeuten," antwortete das Weib, eine alte, häßliche Fischerin.

„Kündet Ihr guten Abend, Afra?" fragte einer der Männer.

„Still ist der See — still ist die Seele. Ein einzigmal flattert das Fähnlein gegen den Wind — ein einzigmal hegt die Seele Begier entgegen der ewigen Ordnung . . Da ändert sich die Fahrt gegen der Menschen Hoffen und Absicht." —

So im erkünstelten Tone der Sibylle redete das Weib, das sie die Mutter Afra hießen. Darauf lachte ein brauner Matrose und rief:

„Derart wahrsagen kann Jede, dazu braucht sie nicht erst eine Hexe zu sein."

„Der alten Hexe glaube ich schon lange nichts mehr, aber vor der jungen hab' ich Respect!" rief ein Anderer und spannte ein Tau an, „wem Oda einen schönen Abend verheißt, der mag sich freuen und stürmt gleich die ganze Windrose aneinander."

Oda, die Tochter der alten Fischerin, saß auf einer breiten Holzbrücke, die auf dem Wasser schaukelte und nur mit einem Weidenband am Uferpfahl befestigt war. Sie lehnte am Block und hatte das Haupt nach rückwärts gebeugt, als schliefe sie. Aber unter ihren schwarzen, halb gesunkenen

Brauen lauerten Augensterne, so dunkel und glänzend wie Tollkirschen — Tollkirschen, die schon so manchen Burschen toll gemacht hatten.

War das Mädchen denn just aus dem Wasser emporgetaucht, daß sich die Kleider so weich um die schönen üppigen Glieder schmiegten? Und die losen, tiefbraunen Haarsträhne gingen nieder über den Rand der Brücke, als könnten sie sich nicht satt trinken an der lauen Fluth.

Oda blieb ruhig und erhob sich nicht, als mehrere Burschen und Mädchen johlend auf die Brücke sprangen; und sie blieb schlummern, als ein junger Matrose sie mit einem Rispenhalm an der Wange kitzelte; aber als er sich zuletzt niederbeugte zu ihren glühenden Lippen, zwischen welchen ein klein wenig die schneeweißen Zähne schimmerten, da sprang sie plötzlich auf wie wild, packte den Burschen bebend an der Brust, riß ihn an sich — und stieß ihn von dannen, daß er schier über den Rand gestolpert wäre.

Dann war sie wieder die Kalte. Und da nun die Musikanten auf das Floß sprangen, da das junge Volk zu reigen begann, da sie selbst zum Tanz begehrt wurde, that sie, als sehe und höre sie nichts.

Plötzlich aber, als all die festlichen Fahrzeuge stott wurden, erfaßte Oda eine Axt, hieb das Weidenband ab, und die breite Brücke glitt vom Ufer. In demselben Augenblicke sprang aus der Zusehermenge ein Mann hervor und setzte in einem mächtigen Bogen vom Ufer auf das abgleitende Floß. Die Brücke wogte von seinem Sprunge — und da stand er mitten d'rauf — ein junger, schlanker Mann, dem die Kraft und die Kühnheit aus den Augen leuchtete.

Der Tanz auf dem Floß war unterbrochen, die Schiffer stutzten. Wer drängt sich da herein in den geschlossenen Kreis

des Fischerfestes? Schon die Urväter haben den Peterstag gefeiert auf diesem See und nie hat sich ein Fremder hereingedrängt. Wer wagt es heute? Das wird Schlimmes bringen. Wer denn ist es, der hier die Grenze zwischen Land- und Seevolk so trotzig überspringt?

Ihr Unwille aber wurde nicht laut. Sie flüsterten nur, denn der Eindringling war der Besitzer des reichen, weitbekannten Edelreifgutes, das nur wenige Stunden vom See entfernt lag und das seine Felder, Wiesen und Wälder bis zu diesen Ufern her erstreckte. Die Kleider des jungen Mannes waren in guter Form der Landestracht. Den Hut schief in der Stirne, so blickte er fragebegehrend um sich.

Da trat ein alter Matrose vor ihn: „Herr, wir achten Euch gut, aber wir müssen das Floß wieder wenden, daß Ihr an's Ufer steigen mögt.“

„Ich steige nicht an's Ufer,“ antwortete der Eindringling.

„Wir bitten! Wir führen heute keinen Fremden über den See, es ist das Fest der Fischer.“

„Dem Edelreif ist noch kein Thor und Weg versperrt worden,“ entgegnete der junge Mann.

„So wird's heute das erstemal sein.“

„Die Bäume, aus welchen diese Brücke gezimmert ist, sind auf meinem Grund gewachsen,“ sagte der Großbauer.

„Und wenn der König selber kommt, so müssen wir ihn heute zurückweisen,“ rief der Seemann, „es ist ein alter Brauch, daß am Petersfeste nur Fischer theilnehmen.“

„Wohlan, so will ich jetzt den Edelreif abstreifen und ein Fischer sein, wie Ihr.“

„So wirst auch was fangen!“

„Mädchen, reiche mir Dein Netz,“ sagte der Edelreif herrisch.

Oda löste das Netz; der Mann faßte die Stange und senkte sie. Das Wasser rieselte durch das Geflechte, und nach zwei Minuten wälzten sich zwei schimmernde Alben auf dem glatten Boden der schaukelnden Brücke.

Ambros, der stolze Grundbesitzer, war nun Fischer und auf dem Holzfloße daheim. Dieses glitt abseits von den anderen Fahrzeugen, sich selbst überlassen, mit seinen sorglosen Tänzern auf der Wasserfläche langsam dahin.

Und als es dämmerte über dem weiten See, als mählich die gold'nen Berge der Abendwolken verloschen und nur von dem schwimmenden Altarzelte her die Lichter strahlten, schloß Ambros das herrliche Fischermädchen Oda in seine Arme und tanzte mit ihr den Festreigen. Mit diesem Wesen einmal zu reigen, das war seine Absicht gewesen. Und wenn ein Edelreif eine Forelle liebt, so wird er zum Spiele leicht selbst für eine ganze Sommernacht ein Fischer.

Und nun sprangen sie in Lust und Uebermuth und der Grund wiegte, schwankte unter ihren Füßen, ein lebendiger Tanzboden auf weiten Wassern.

Gar bald war's bekannt auf allen Fahrzeugen: Der Edelreif ein Fischer geworden! Und die alte Afra rief: „Hi ho, Bübchen, laß Dich's nicht gereuen. Petrus ist ein Menschenfischer gewesen; er hat die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen!"

Wer kümmert sich um das Geschwätz der Alten! Ambros jauchzte; ein lustig Tänzchen mit dem Mädchen war sein Sinn gewesen.

Ja, das allerletzte hätte es sein sollen, und nun war er in Freudenrausch umstrickt und wartete nur auf den Augenblick, da ihn seine schöne Tänzerin würde hinabziehen auf den Seegrund ...

Aber Oda war keine Nixe; Oda war die schlaue Tochter einer schlauen Mutter.

Mitten in der Nacht und mitten auf dem See hielten die Schiffe, Kähne und Brücken und die Festgenossen kamen zusammen zum Gelage. Bunte Papierlaternen spiegelten sich in den Wellen und die Nachtluft löschte die Kerzen des heiligen Petrus aus. Vergessen war der fromme Anlaß des Festes; die Schiffe wogten im Wasser und die Herzen in Lust.

Das Gezelt des heiligen Petrus allein war einsam, oder vielmehr — dürfte man ein neues Wort mitfahren lassen — zweisam.

„Oda," lispelte Ambros zärtlich, „ich habe keinem Weibe sonst mein Herz noch vergeben. Wahrhaftig nicht. Bin ich von dem Land auf's Wasser gegangen, Dir zu Lieb', so gehst Du ja wohl mit mir vom Wasser auf's Land. Der Edelreif steht auf festem Boden, schaukelt nicht und kann nicht untergehen. Bleibst Du hier; wie lang, so zerreißen die Raubfische das Netz und Du bist verlassen. Dann kommt kein Freier mehr. Und wenn Du Dich auch waschest Tag und Nacht im See, das Blaß geht nicht mehr von Deinen Wangen, der Gram nicht mehr von Deinem Herzen. Zieh' mit in mein Heim, Du schönes Kind . . ."

Oda weinte.

Was verschwendete er so viel der Worte, wo ein einziges genug gewesen wäre, sie, die ja schon lange mit heimlicher Leidenschaft dem jungen Manne ergeben war, ganz gefangen zu nehmen? Sie war sonst nicht die naive, sie war eine gar berechnende Sirene; heute und jetzt auf einmal verlor sie sich selbst.

Die Nachtluft strich schärfer; da sank der Vorhang des Zeltes nieder . . . Doch hastig über das finstere Deck heran

holperte die alte Afra; sie schwang ein Branntweinglas in der zitternden Hand: „Hi ho! Sanct Peter, mit mir will Niemand scherzen, tanzen und herzen, ich bin ihnen zu alt. Du bist noch ein Stück älter als ich — leicht wirst Du die Fischerin Afra nicht verschmähen."

Das betrunkene Weib wollte den Vorhang heben, da schlüpften zwei Gestalten aus dem Zelte und eilten hüpfend über die aneinandergeschlossenen Fahrzeuge dahin und verloren sich im Gewirre des Festes.

Die Alte starrte drein und murmelte: „Ist das der reiche Mann gewesen? Der neue Fischer? Ist ihm das Fischlein entschlüpft oder hat er's gefangen? Hat er's gefangen, so wird's wachsen, wird größer werden als das Netz, wird größer werden als der See, wird größer werden als das Edelreifgut . . . Kann dich verschlingen, Ambros! Oh, jetzt weißt Du selber nicht, wie falsch Du bist!"

Die Schiffe schwankten und die Schiffer schwankten und das Fest der Fischer verrann und verklang in der Sommernacht.

Einen Molch gefangen.

Als über diese Nacht einige Tage verflossen waren, saß unter den Weiden des Ufers Oda und fischte.

Es strich kein Lüftchen, aber die Blätter des Strauches wiegten so eigen, als Oda fischte. Die Thiere des Wassers schlüpften in das Netz und schlüpften wieder heraus — die Fischerin vergaß das Emporziehen.

Sie ist jetzt nicht mehr daheim auf dem Wasser, sie sitzt am Ufer. Sitzt sie vielleicht schon auf ihrem eigenen Grund und Boden? Edelreif, das ist ein schöner Name; Ambros ist edel und reif für das häusliche Glück. Und der goldene

Reif am Finger — ist er nicht der wahre Edelreif? — Sie wird ihn bald tragen. Dann mag sie die stolze Frau sein. Hoch auf dem Berge steht der Hof und tief unten zu ihren Füßen am festen Wall des Gestades kriecht das Bettelvolk der Fischer. —

So sann sie.

Dann hob sie die Stange, und siehe, im Netze wand und dehnte sich ein großer, gelbgefleckter Molch. Erschrocken ließ sie dieses Thier wieder in's Wasser gleiten, erhob sich dann und ging in die Hütte ihrer Mutter.

Die Hütte stand auf einer Halbinsel, überwuchert von Schilf und Weiden. Das Sonnenlicht sickerte nur wie durch einen dichten, grünen Schleier in die armselige Wohnung.

Mutter Afra kauerte auf einer Lehmbank und starrte in die Sonnenpünktchen, die wie Goldkörner auf dem schwarzen Erdboden lagen.

„Was macht meine Mutter?“ fragte das Mädchen.

„Deine Mutter zählt ihr Geld,“ antwortete die Alte grinsend. „Lug', unser Silber ist der Mond, unser Gold ist die Sonne. Arme Leute heißen sie uns. Aber geh' her, Du reicher Edelreif, magst mir meine Gold- und Sibermünzen wechseln? — Du nennst mich kindisch, Leib aus meinem Leib, daß ich an die Himmelssterne halte und an die Wassertropfen. Satt wird Eins nicht von den Wassertropfen, das ist gewiß, und was die Gestirne reif machen auf dieser Welt, das verzehren andere Leute. — Will ich,“ fuhr sie, in sich hineinmurmelnd, fort, „will ich, die mühselige Fischerin, nach meiner alten Gewohnheit mich bisweilen satt essen, so mach' ich den Leuten was vor. Karten- und Orakelspiel werden für übel gehalten, aber sie sind auch für was gut. Und will ich meine Freude haben, so kehre ich mich nicht nach den Leuten,

so zähle ich mein Gold bei Tag und mein Silber bei Nacht. Geizhälse machen es so und Geizhälse sind die glücklichsten Leut' auf der Welt. Dann denk' ich dabei: Mein Silber und Gold ist ein großer Schatz, können Kind und Kindeskind davon leben, denn Dein, mein Kind, sind Sonne, Mond und Sterne — und das ist mein Testament."

Oda lachte über derlei Worte. Sie, die zukünftige Herrin des Edelreifgutes, konnte sich wohl lustig machen über solch Vermächtniß der Armen.

„Was bist Du nur heimgekommen jetzt mitten am Tag?" fragte die Alte, „der Herrgott brennt das Licht umsonst, wenn die Leut' nicht arbeiten wollen."

„Das Netz ist zerrissen," log Oda, „auch ist's viel zu heiß, es beißen die Fische nicht an. Da draußen habe ich einen Menschen gesehen, der hielt sein Netz eine Stunde lang in den See, und als er es herauszog, war nichts darin, als ein großmächtiger Molch."

„Uh, Kreuz Gottes, ein Molch!" fuhr die Alte auf.

„Ein gelb gefleckter Molch. Der Mensch hat mich noch gefragt, was das bedeutet. — Ich hab's ihm nicht mögen sagen."

„Weil Du es nicht gewußt haben wirst," versetzte die Alte, „hat der Mensch einen Molch gefangen, so bedeutet das Hochzeit — Hochzeit vor der Thür. — Für einen Sechser hättest ihm das wohl sagen mögen."

Das Mädchen that einen freudigen Ruf; nun war es sicher. Nun hatte auch das Wasser Ja gesagt zu ihrem Einzug in das Edelreifhaus.

„Für einen Sechser kann man den Leuten allfort eine lustige Mär' erzählen," sagte die Alte und wackelte unstät auf ihrem Bänklein hin und her, „sonst aber ist der Molch ein

arges Ding, und Du, meine Tochter, hüte Dich vor so einem Thier, es sagt eine böse Zukunft voraus. Wie ist's bei mir gewesen? Ich war auf gutem Wege, eine vornehme Frau hätte ich werden können. Auf der Wiese bin ich gesessen und hab' Herzenslieb' und Vergißmeinnicht geflochten für den Liebsten. Kriecht mir zur selbigen Stunde ein eiskalter, gelbfleckiger Molch über das Bein, und schau, mein Kind, und schau, eh noch der Mond voll wird, hat mich Dein Vater verlassen. Heut' noch bin ich das elende Weib."

Die Alte hatte sich aufgerichtet und war wieder zusammengeknickt.

Oda war wieder hinausgetreten unter die hohen Weiden. — Die Schilfrohre gingen empor bis zu ihrem wogenden Busen. In ihr war's wie ein Krampf. Plötzlich rief sie erregt der Hütte zu: „Mutter, alle Leut' verlachen Dich, daß Du so abergläubisch bist. Ich selber lach', ha, ha!"

Da kroch die alte Afra aus der Hütte; ihre knochigen Hände grub sie in die wirren, grauenden Haare, ihre Augen hoben und senkten sich sachte, wie die einer Eule.

„Was ist das, mein Kind?" fragte sie, „da haben sie einmal Einen aufgeknüpft, der hat just so gelacht, wie Du."

Da lachte Oda noch lauter. Nicht weit davon quakten Frösche.

Eine Wolke zog vor die Sonne, da konnte Afra die Goldkörner auf dem Boden nicht mehr zählen — sie waren verschwunden.

„Das ist ein böses Spiel auf dieser Welt," murmelte die Alte, „zu eigen haben thut Keiner was; wer kein Bettler ist, der ist ein Dieb."

Dann ging sie hin zu anderen Fischerhütten und war auf der Lauer.

Die Braut.

Im Edelreifhofe waren sehr gute Zeiten.

Der Hirtenjunge befand sich unter der Botmäßigkeit des Stallknechtes recht wohl, denn der Stallknecht schlief den ganzen Tag. Der Weidbursche lag im Schatten unter der Linde und hatte die Zipfelmütze über das Gesicht gezogen, damit ihm die Mücken nicht ungebührlich wurden. Der Oberknecht naschte mit dem Zeigefinger aus dem Rahmtopf der Kuhmagd. Und die Kuhmagd wehrte ihm nicht, sondern sagte: „Willst auch einen Kuchen dazubeißen, Bub, so lauf' ich eilends zu der Köchin."

Die Köchin ließ es gehen, wie's am lustigsten ging; sollte nun doch ihre Herrschaft bald vorüber sein.

Die Felder und Wiesen ließen sie liegen, wie es dem lieben Gott gefällig war; und der liebe Gott ließ die Felder und Wiesen machen, was sie wollten. Da verdarb das reife Korn und das üppige Heu.

Die Spatzen auf den Dächern fragten sich einander, wo in aller Welt nur der Hausherr stecke!

Ein Gimpel antwortete, der Hausherr wäre gegangen, sich eine Hausfrau zu suchen.

Das wäre gut, meinten die Spatzen; Vater und Mutter seien verstorben, da müsse nun ein anderes Zauberkrönlein im Hause sein, daß Glück und Wohlstand nicht möchten schwinden. Das Zauberkrönlein sei die Hausfrau.

Der Gimpel pfiff auf diese schöne Weisheit so vor sich hin und schüttelte seinen großen Kopf.

„Meinst Du was, Gimpel?" fragten die Spatzen.

Der Gimpel pfiff wieder und flog davon. Er schien auf das bräutliche Unternehmen des jungen Edelreif gerade keine großen Dinge zu setzen.

Ambros zog völlig planlos in den Weiten umher. Er empfand es heiß: sein Hof bedürfe einer Hausfrau, er eines Weibes.

Weiber genug unter dem blauen Himmel. Jeder Wegmacher wußte dem Wandernden eine passende. — „Nichts für Ungut, aber Die oder Die wär' die Rechte für das Edelreifhaus — eine Wirthin, wie im Lande keine mehr wächst. Oder Die — ja, Die wäre noch besser: sauber, reich, und in der Gutheit ein Engel. Die hat die Schuhe im Kasten und geht barfuß. Und wenn so eine Eine barfuß geht, so ist sie sparsam — ist eins, und nicht hoffärtig — ist zwei, und hat gewiß anständige Waden — ist drei. Ja, die ist unserm Herrgott seine Beste. Ich, wär' ich der Edelreifhofer, nach der thät ich greifen mit Händen und Füßen!"

Gut gemeint war's, doch Ambros ging weiter. Und wenn er am heißen Tage im Waldschatten lag und es zwitscherte die Drossel und wisperte die Grille und es krabbelten die Ameisen und Käfer zu ihm heran, ei, da wußte ihm jedes Thierchen zu sagen, das süßeste Weib auf Erden sei die junge Fischerin.

Da raffte er sich auf und dachte, auf kühlem Moose im finsteren Wald sei es gefährlich zu ruhen, er gehe lieber hinaus auf die lichte Au.

Aber als der junge Edelreif auf der grünen Au saß mitten unter den weißen und blauen Blumen, da tauchte ein anderes Frauenbild in seiner Seele auf.

Und eine Geschichte mit ihm. — Vor einem Jahre war es, oben auf der hohen Wiese. Ambros, damals noch ein kindlich übermüthiger Junge, schritt oder hüpfte in der Schwüle des Hochsommers von den Almweiden nieder dem Hofe zu. Im Walde war es düster, oben vor die Sonne schob sich

schweres Gewölk. Ein Rauschen zog durch das Gestämme und die Wipfel duckten sich ächzend vor dem Sturme — und die trotzigsten brachen. Eiskalte Tropfen sausten dem Burschen in's Gesicht. Plötzlich wogt vor ihm eine blendende Feuersäule, sein Athemhauch ist erstarrt, bis ein schmetternder Knall den wilden Augenblick löst. — Als hierauf Ambros hinauskam auf die hohe Wiese, kniete dort im Wettersturm ein blau gekleidetes Mädchen vor einem sterbenden Mann.

„Kommt zu Hilfe!" rief das Mädchen, „vor meinen Augen hat ihn der Blitz erschlagen!"

Ein Greisenhaupt hielt sie in ihrem Arm, mit nassem Grase labte sie seine Stirne.

Das Mädchen war die Tochter eines Bürgers aus dem nahen Flecken. Sie war in einer Gesellschaft von Weibern auf Erdbeeren ausgegangen; das nahende Gewitter trieb sie heimwärts. Ein alter Bettelmann haftete mühsam vor ihnen her — da war plötzlich der Blitzstrahl. Alle Anderen flohen entsetzt davon, nur sie, Kunigunde, sah es: der alte Mann sank lautlos zu Boden mitten auf der Wiese; ehe noch der Donnerschlag verhallt war, beugte sie sich nieder zum Sterbenden

Noch schlug der Greis die Augen auf zu dem lieblichen Engel, der ihm beistand in der Todesstunde; noch flüsterte er die Worte: „Fischerdirn! Afra!" — dann war seine Seele erloschen.

So hatte der Edelreif-Sohn Kunigunde gesehen und nun stand in stillen Feierstunden das ernste, mildheilige Mädchen vor seinen Augen. Und wenn der junge Mann am Morgen und in lauschiger Abendzeit zu seinem Schutzengel betete, wie er es gewohnt war seit Kindestagen, so war Kunigunde vor seiner Seele. Er hatte das Mädchen seither mehrmals bei den Schulkindern als Unterweiserin und im Garten ihres

Vaters gesehen. Aber er hatte nie mehr ein Wort zu Kunigunden geredet, er hatte nur im Gedanken zu ihr gebetet, wie zu einer Heiligen.

Jene Stunde des Gewitters auf der hohen Wiese blieb ihm mit all ihren Einzelheiten im Gedächtniß. So gedachte er auch oft der letzten Worte, die der sterbende Bettler gesprochen hatte. Und eines Tages ging der Edelreif hinab zum See und forschte nach einer Fischerin, die Afra heiße. Er fand die Alte in ihrer schlechten Hütte; er erzählte ihr, wie ein sterbender Greis oben auf dem Berge ihren Namen genannt.

„Das glaube ich wohl," sagte die alte Fischerin, als sie sich näher erkundigt hatte, „das ist ja vor Zeit mein Liebster gewesen. Aber mich däucht, nicht die Lieb' hat in der Sterbstunde meinen Namen genannt, sondern das böse Gewissen. Er ist reich gewesen und ist arm geworden. Er ist gut gewesen und ist schlecht geworden. Meinetweg soll ihn kein Feuer brennen. Oda, willst einmal die Fromme sein, so bete drei Vaterunser für Deinen Vater."

Das ging ein Mädchen an, welches im Schilfe saß und an einem Netze flocht. Der junge Edelreif hat einen Blick hin in das Schilf geworfen . . .

So war das erste Begegnen mit Oda gewesen.

Seither war nun das Jahr verflossen. Verflossen mit sammt dem Fischerfeste. — Und als Ambros auszog, um zu freien, strich er schier pfadlos durch die Gegend. Da war ein Tag, als das Gerücht entstand: Die liebholde Kunigunde wird Edelreifhoferin.

So wie sich einst der Wettersturm erhoben hatte auf der hohen Wiese, so erhob sich dieses Gerücht. Und so plötzlich wie jener Blitzstrahl leuchtete es auf in dem jungen Manne: Ja,

die Kunigunde! — Für den schönen, stolzen Edelreifhof giebt es sonst keine. Diese engelhafte Frau führt er ein in das ehrwürdige Haus, in welchem seine Väter und Urväter gewohnt seit alten Zeiten.

Ambros kam sich selbst höher und edler vor bei diesem Gedanken. Ueber Oda und das Fischerfest zog er die Hülle: Pah, ein toller Streich, die Jugend muß austoben. 's ist vorbei.

Freilich zuckten nun auch die zweischneidigen Schwerter, Lästerzungen genannt, welche die Neider führen. Von der Stunde an, da Kunigunde als Zukünftige des Edelreif bezeichnet wurde, war das Mädchen nicht mehr so gut, so marienhaft und schön, und andererseits wieder war es Schade um das Kind, daß es das Spielzeug dieses herrischen und lockeren Großbauers werden sollte. Derlei Gerede reizte den trotzigen Sinn des jungen Edelreif und eines Tages ging Ambros hin und warb um Kunigunden.

Das Mädchen schlug das Auge erröthend zu Boden und zitterte. Es war nicht erschrocken vor dem Blitzstrahl, aber es war erschrocken vor dem Freierswort des schönsten und vornehmsten Mannes in der Gegend.

Sie bat um Bedenkzeit. Sie verschloß sich in ihr Stübchen und weinte. Und sie betete, daß sie erfüllt würden, die herrlichen Tage an der Seite dieses Mannes, die sie sich so oft im Stillen geträumt hatte.

Aber wenn sie nun durch den Flecken ging und an ihm vorüberschritt, so blickte sie zur Erde und er hörte die Erwiederung seines Grußes nicht. Und wenn sie mit Genossinnen auf Spaziergängen am Edelreifhofe vorbeikam, so hatte sie nur Augen für die Steine am Boden und nicht für das schöne, prächtige Gebäude, das zwischen vier alten Linden mit

seinen lichten Wänden freundlich in die Landschaft hinauslachte.

Dem zottigen Kettenhunde war's zuerst klar gewesen, was da kommen sollte; er hatte schon lange schier die Kette zerrissen, wenn Kunigunde vorbeischritt, er wollte seiner künftigen Herrin so gerne an die Brust springen und mit seiner zarten Zunge ihre blühenden Lippen berühren.

Der Oberknecht merkte wohl dieses Begehren des Thieres und sagte einmal: „So ein Narr wär' ein Anderer auch!" und wischte sich dabei den Mund.

Die Kälte des Mädchens stimmte die Zuversicht des jungen Großbauers herab, spornte hingegen die Ungeduld an. Ehe noch die Bedenkzeit aus war, sprang er über den Zaun in Kunigundens Garten und eilte über die prangenden Beete hin zu den Füßen des Mädchens. Er wiederholte entschiedener seine Frage. Da gab Kunigunde erröthend zur Antwort: „Ambros, jetzt haben Sie mir meine schönsten Blumen zertreten."

So mild und innig als dieses Geständniß war noch kein Wort gesprochen worden im Blumengarten. Und so süß und liebgetreu war noch kein Kuß gegeben worden, als er nun im Uebermaße des Entzückens von den Lippen der Jungfrau floß.

Ambros ging seinem Gehöfte zu und sann nach, wie das Zweierlei wäre: Das störrige, wilde Fischermädchen und dieses milde, sich vertrauensinnig hingebende Kind, das, einen Engel des Himmels, erst der Manneskuß in Fleisch und Blut verwandelt hatte.

„Ob er mich liebt von Herzen?"

Als auch in die schlechte Fischerhütte die Kunde von Ambros' und Kunigundens Brautschaft gedrungen war, da kicherte die alte Afra.

Oda lief hinaus an das Ufer, wo es am steilsten war. Dort stand sie still und sagte zu sich: „All meiner Tag' reut es mich, daß ich das Schwimmen hab' gelernt. Jetzt steh' ich da, und wenn ich mich kopfüber hineinstürz', so ring' ich mich in der Todesangst wieder heraus . . .“

„Hi ho!“ rief die Alte herüber, „spring' nur hinein und schwimme durch den See bis auf den jüngsten Tag, 's ist umsonst — 's ist ganz umsonst — das lustige Fischerfest wäscht Dir kein Wasser mehr ab.“

Hierauf verkroch sie sich in ihre Hütte und murmelte Flüche gegen den alten Bettler, der oben auf dem Berg im Versterben noch durch den Ausruf des Namens ihrer Tochter den Verführer zugesandt habe, als wäre es nicht genug gewesen, was ihr, der Alten, einst selber von jenem Menschen widerfahren.

Sollte es denn wahr sein, daß aus der Schuld der Eltern auch den schuldlosen Kindern Verderben keime? Das wäre eine verfluchte Welt.

Und könnte es denn möglich sein, daß eben jene in Reue, vielleicht in Liebe ausgestoßenen Worte die Ursache zu weiterem Jammer und Elend werden sollten? — Das wäre eine dreimal verfluchte Welt.

Nun ja, der Edelreif war durch den sterbenden Bettler auf die Fischerin aufmerksam geworden — hatte zu gleicher Zeit die Braut und — die Andere gefunden.

Menschen wähnen, sie wären die Spieler . . . nein, sie sie sind Kartenblätter eines oft tückischen Schicksals. —

Oda ruderte auf einem Kahn hinaus über den See und senkte das Netz in's Wasser.

Und Kunigunde senkte ihr Herz in's Meer der Hoffnung. Wie hoch die Wellen gingen! — Aber nicht rein war der

Himmel. Ihr war ahnungsvoll. In der bräutlichen Seele war Bangniß. — Die Kerzen am Traualtar waren der Leuchtthurm, der Edelreifhof war das Gestade. Es war so nahe, es war so fern. Kunigunde wußte sich nicht zu helfen in ihrer Furcht, in ihrer Hoffnung, in ihrer Liebessehnsucht. Da ging sie eines Tages heimlich zur Fischerhütte der alten Afra.

Die alte Afra lächelte, als das Mädchen eintrat.

„Bräutliche Jungfrau,“ sagte sie, „setze Dich auf dieses Kissen von Erden; — die arme Fischerin kann Dir einen besseren Platz nicht weisen. Du wirst Sammt und Seide gewohnt sein.“

„Sammt und Seide verstehe ich nicht,“ antwortete das Mädchen mit Hast, „ich wünsche mir kein Gut der Welt. — Ihr seid die Frau, die von Gott die Gnade hat, das zu sagen, was Andere nicht wissen. Zu Euch kommen die Glücklichen und die Unglücklichen im Vertrauen — und Euch will ich's gestehen: Ambros, der Edelreif, ist mein Leben und mein Sterben!“

Die alte Afra hatte dieses Mädchen, welches die Ursache an dem Unglücke ihres Kindes war, oft schon mit grausem Hasse heimlich verflucht. Nun stand es vor ihr, eine Rath- und Hilfesuchende.

„Soll ich Dir die Karten schlagen?“ fragte die Alte lauernd.

„Sonst brauche ich gar nichts zu wissen,“ rief die arglose Kunigunde, „nur das, ob er mich lieb hat von Herzen.“

„Hi ho! Das ist leicht zu erfragen,“ schnürfelte Afra, langte in einen schwarzen Topf und zog ein Kartenbüschel hervor. Die Karten waren arg abgegriffen; das Mädchen schauerte, als es die geheimnißvollen Blätter erblickte.

„Ich bitt' Euch, Frau, haltet ein," hauchte sie, „ich werde es nicht ertragen können. Auf meinem Herzen liegt ein schwerer Stein."

„Das hat mir auch mein Kind geklagt, gestern in der Abendstunde," zischelte das alte Weib und mischte die Karten.

Und nach einer Weile murmelte Afra für sich: „Gott hat sie zu mir geschickt, daß ich ihr die Wahrheit sage. Aber meine Worte kommen aus einem zahnlosen Mund, da wird sie mir nicht glauben, denn die seinen mit der Lüge strömen von frischen Lippen . . . Wohlan, will sie meinem Munde nicht trauen, so soll sie sehen mit ihren lebendigen Augen." Mit dem Zeigefinger wies sie auf ein Blatt und rief: „Herz-Aß mitten durchstochen!"

„Jesus Maria!" schrie Kunigunde und sprang auf.

„Nein, das ist eine Andere," murmelte die Alte und legte ein zweites Blatt auf: „Herz-Bub!"

Das Mädchen horchte mit Angst.

„Ist's was Böses?" fragte es, und sein Athem wollte stocken.

Die Alte schlug noch mehrere Karten heraus, dann schüttelte sie den Kopf: „Hi ho, was ist denn das für ein Spiel? Heut' kann man ja nichts erfahren! — Ei sieh', da liegt's. — Jungfrau, komm morgen, komm' übermorgen, da werd' ich Dir's sagen. — Halt! Ein's versprich: Verrath' unser Beginnen nicht an fremde Ohren — sonst ist es Dein Verderben."

Aufgeregt verließ Kunigunde die Hütte. — Ihr Schicksal lag nicht so frei oben auf den Spielkarten, wie das anderer Menschen. Ihres lag tiefer, was Wunder, daß es ihr selber so grauenhaft geheimnißvoll vorkam! Und die Alte mag — kann es nicht enthüllen.

Doch glaubte sie nun noch fester an die Wahrsagerin, die ehrlich ist und nichts behaupten will, ohne darin vorher vollständige Gewißheit zu haben.

O, wäre dem unerfahrenen Mädchen nur ein einziger Seherblick gegeben gewesen, wenigstens jener Seherblick, den Andere Instinct nennen, sie hätte die Hütte der Alten nicht mehr betreten.

Ihrer Liebe Stern war so glühend und funkelnd, daß er die jungen Augen des Mädchens für alles Andere blendete.

Die Alte wirft das Netz aus.

Am nächsten Tage, als Oda von ihrer Arbeit in die Hütte zurückgekehrt war, lächelte die Alte süßlich und sagte: „Du, meine Tochter, fischest auf dem Wasser und ich auf dem Lande. Hast Du schon gehört, daß man mit guten Netzen auch Haifische fängt? Nicht die schöne Braut, der schöne Bräutigam ist heute bei mir gewesen. Das Fischerfest ist schon zwei Monate vorbei, da hat er darauf vergessen. Der Leute Gedächtniß für's Schuldigsein hat die Schwindsucht. In neun Tagen will er Hochzeit halten. Da hat der Edelreif recht, hab' ich gesagt. — Darauf hat er gemeint, auch ich dächt' nicht mehr an Vergangenes, und ist zutraulich geworden. Ich habe ihm wahrsagen müssen. Meinst Oda, was hat er sich gedeutet wissen wollen?"

„Warum er zu Dir gegangen ist," antwortete die junge Fischerin.

„Meinst, was habe ich ihm gedeutet?" fragte die Alte wieder. „Schau — der Eichelkönig ist gefallen auf den Herzsiebner; so habe ich zu Fleiß gesagt: Viel Glück, Edelreif! eine Freudennacht außer dem Hause. — Hat anfangs

gethan, als hätt' er's nicht verstanden. Bald hat er mich gefragt, ob ich für morgen eine Fahrgelegenheit wüßt' über den See; er hätte drüben bei Verwandten Geschäfte. — Ist leicht geholfen, sag' ich, meine Tochter fährt den Edelreif gegen ein gut' Fahrgeld gern über den See. — Zur Abendzeit müßt's sein, meint er. — Warum zur Abendzeit? — Ja, des Tags ist vor dem Hochzeitsfeste heillos viel zu thun. — Du Fuchs, denk' ich. Und meine Tochter ist ein guter Matrose, sag' ich, der fährt auch zur Nachtzeit."

„Mutter!" schrie Oda auf, „in der Nachtzeit mit ihm auf dem See?"

„O Du heuchlerische Dirn!" rief die Alte.

„Allein mit ihm in der Nacht!" schrie Oda, „deß straf' Dich Gott!"

„Du Närrchen!" lachte Afra, „meinst, die arme, alte Fischerin verkuppelt ihr Kind! — Oda, in der dritten Höll' unten ist kein Feuer so heiß, daß es ein treulos Mutterherz genugsam kunnt brennen. Disteln und Dornen will ich streuen auf den Pfad Deines Verführers. Und sein Weg zum Altar soll gehen über glühenden Sand, und in sein Ehebett will ich legen giftige Schlangen. — Merk' auf, meine Tochter: während Du den Edelreif über den See fährst und er seine Arme schlingen will um Deinen Leib, ruhest Du hier in dieser Hütte, und träumst, wenn's Dich freut, vom Fischerfest, von des Edelreif Hochzeit oder von was Besserem."

„Mutter," sagte Oda und starrte sie an, „Du bist närrisch geworden."

„O Du überlaute Creatur, Deine Mutter ist heute gescheiter als gestern."

Sie ging und brütete über ihren Plan, bis er reif wurde.

Gefangen.

Und darauf schlich wieder Kunigunde durch das Schilfrohr, um in Angst und Hoffen das Orakel in der Fischerhütte neuerdings zu befragen.

Es war Abend.

Ueber den dunklen, wolkenlosen Himmel zuckte zuweilen ein matter Schein. Im Schilfe rauschte es; zwei glühende Augen richteten sich nach Kunigunden. Das waren Oda's Augen. Eine wilde Leidenschaft leuchtete in ihnen.

In der Hütte kauerte die Alte und schürte einen Gluthaufen. Ihr sonst blasses, knochiges Gesicht, fast dreieckig wie das Antlitz einer Katze, war bei dem Scheine dunkelroth gefärbt. Als Kunigunde eintrat, stieg aus der Glut ein blaues Flämmchen hervor. Afra deutete auf dasselbe und flüsterte: „Hi ho, Jungfrau, Du nahst zur guten Stunde. Siehst Du, so brennt die Lieb' in seinem Herzen!"

Das Flämmchen zuckte aber wirr hin und her.

Die Alte erhob sich und öffnete einen klappernden Fensterschuber, daß der Rauch hinausziehen konnte.

„Der Rauch steigt gegen Himmel," sagte sie dann. „Das ist auch ein gutes Zeichen."

Wohl, dachte sich das Mädchen hüstelnd, aber der Rauch verlegt mir den Athem.

Da faßte Afra mit ihren kalten Fingern des Mädchens zitternde Hand und fragte: „Hast Du Muth, Deinem Bräutigam in's Herz zu schauen?"

Kunigunde senkte das Haupt, schwieg einige Augenblicke und hauchte dann: „Ja."

„Die Männerherzen — mein Täubchen — sind mit sieben Siegeln verschlossen. Aber die Lieb' des Weibes ist stark wie der Tod. Die Lieb' des Weibes sprengt die Pforten

der Hölle und sprengt die Thore des Himmels. Der Mann ist der Herr dieser Erde, aber das Weib besiegt den Mann durch die Lieb'." — So sagte die Alte.

Kunigunde legte ihre Hand auf den unsteten Busen.

„Kannst Du rudern?" fragte plötzlich das Fischerweib. „Antworte, es gehört zur Sache."

„Ich habe mich wohl darin geübt auf unserem Weiher," sagte das Mädchen.

„Gut, gut!" versetzte die Alte, „und jetzt mach' die Ohren auf. — Morgen, wenn es Abend wird, fährt Dein Bräutigam über den See. Du wirst allein mit ihm sein und den Kahn leiten."

Kunigunde that einen Schrei.

„Hi ho, Närrchen, wer nicht spielt, der kann nicht gewinnen. Morgen ist die heilige Bartholomäusnacht, da hat jedes Mädchen den Blick frei in's Herz des Liebsten."

„Ach," sagte Kunigunde, „es ist eine Sünde, an seiner Treue zu zweifeln."

„An der Treue zu zweifeln ist keine Sünde, aber dieselbe zu brechen ist eine," gab Afra zur Antwort. „Die Treue zu prüfen ist eine Tugend. Du wirst morgen bei Deinem Bräutigam sein und Du wirst es sehen, wie es im Innersten mit ihm beschaffen ist."

„Eher will ich sterben, als vor unserem Trauungstage so mit ihm auf dem See zu sein."

„Dir oder ihm, wem traust denn nicht?" versetzte die Alte boshaft.

„Dem See!" rief die Braut.

„Mein Wort darauf, daß Dir nichts geschieht!" versicherte die Alte. „Was? Mein Wort gilt nichts? Weswegen kamst Du denn, als um mein Wort zu hören?"

„O Gott, mit ihm jetzt allein auf dem Wasser! Wie könnte ich vor meinem Vater bestehen?“

„Gut, der Vater, das ist schon ein Schritt weiter,“ grinste die Alte, „hast Du nicht eine Muhme unten in Seewald?“

„Lieber Himmel, die liegt krank schon ein ganzes Jahr lang.“

„Diese wirst morgen besuchen. Heißt das, so sagst Du dem Vater, wenn Du von Heim fortgehst. Der Postwagen fährt den See entlang. Es ist leicht einzuleiten, daß Du aussteigst, und mein Dach ist Dir eine Zuflucht. Hast Du Vertrauen zu mir, so will ich Dich leiten. Hast Du keins, so geh' und laß den Bräutigam mit einer Andern über den See fahren, laß eine Andere in sein Herz schauen.“

„Wie könnt' Ihr das Alles so sagen, Frau?“

„Der Edelreif hat bei mir einen Nachen bestellt und einen Begleiter. Sollte der See nicht ruhig sein, so reden wir morgen Weiteres.“

„Die heilige Maria mög' mich nicht verlassen!“ jammerte das Mädchen. „Was sollt' er sich von mir denken?“

„Hopps! sind wir schon beim zweiten Schritt,“ kicherte die Fischerin. „Schau, Kind, wenn die Alten nicht thäten denken für die Jungen, wohin mit der Welt! — Los' auf! — Du begleitest ihn über den See, giebst Dich aber nicht zu erkennen. Meine Tochter borgt Dir ihre Schifferkleider. Dein Redwerk laß daheim, meine Tochter macht's auch so, wenn sie fährt. Die stumme Fischerdirn! Hast sie nicht schon so schelten gehört?“

„Nein,“ versetzte Kunigunde, „wie könnt' ich ihr die Schmach anthun, daß es dann hieße, sie wäre allein mit einem Mann über den See gefahren.“

„Du Närrchen, so heißt's jeden Tag. Das ist ihr Handwerk. Bist Du blöde, so denke ich, wird sie wohl auch morgen ihr Amt erfüllen."

Das war gut berechnet.

Kunigunde ließ ihre Hände von der Brust sinken und sagte: „Macht mit mir, was Ihr wollt. Ich weiß nichts, ich versteh' nichts, ich bin hilflos. Ich weiß nicht, wie ich jetzt da bin und wie ich jetzt heimkommen soll. Ich lauf' herum in der Welt, wie verrückt und verhext." Und sie faltete die Hände: „Heilige Mutter Gottes, verlaß mich nicht!"

Die Glut hauchte einen hellen Schein über ihre Gestalt. Die Alte lauerte.

„Wirst dabei sein?" war ihre Frage.

„Alles, wenn ich nur überzeugt werde, daß er mich lieb hat."

Das arme, liebeskranke Mädchen irrte und wankte dem Städtchen zu.

Manche Sternschnuppen glitten hin über das Himmelsgezelt und verschwanden, wie sie entstanden. Und zahllose Sterne leuchteten in stiller, ewiger Beständigkeit.

Ob da oben glüht ein Stern so heiß, wie die Liebesglut eines hoffenden Weibes?

Sie naht dem See.

Es war ein milder, reiner Frühherbsttag. Die Glocken der Kirchthürme klangen in Nah und Fern, und die Leute eilten den Gotteshäusern zu. Sanct Bartholomä hat viele Verehrer; man traut ihm mehr zu, als manch anderem Heiligen. Die Liebenden und die Hassenden opfern ihm besondere Gaben.

Kunigunde fuhr zu ihrer Muhme.

Sie werde des nächsten Tages wieder zurückkehren, hatte sie zu den Ihren gesagt.

Sie fuhr den See entlang. Auf der kaum bewegten Wassertafel zog manches Kettchen und mancher sich dehnende Ring, wie eben der Lufthauch spielte oder das nach Mücken jagende Fischlein.

„Das wären schon die Brautringe," meinte der Postknecht lächelnd.

Später erhob sich ein Wind und die Bäume, die am Ufer standen, neigten ihre Wipfel gegen Westen.

„Schau," sagte der Postknecht, „Bartholomä geht mit Sturm über den See. Es kehrt das Wetter um. Die Bäume verbeugen sich gegen das Gebirge."

Wenn dort an einem Herbstmorgen die Wipfel sich gegen Sonnenaufgang neigen, so heißt das: Sonne, Dir sei Lob und Dank, daß Du uns einen heiteren Tag willst verehren! — Beugen die Bäume aber ihr Haupt gegen die westlichen Berge, so ist das ein Zeichen der Furcht und Demuth vor den Mächten des Sturmes, die über kurz von dort losbrechen werden.

Solche Bedeutung hat in der Gegend des weiten Sees der Morgenwind.

Es wird ja Er bei mir sein, dachte Kunigunde — an Weiteres dachte sie nicht. Es war ein gewaltiges Wogen in ihrem Herzen und ein wildes Glühen in ihrem Haupte. Was auch hatte sie von außen zu fürchten, wenn der mächtigste Gewittersturm in ihr selber tobte! Ganz und gar war sie beherrscht von Leidenschaft. Ein einzigmal flüsterte ihr der Engel zu: Kehre um, Dein Herz ist rein, Du sollst nicht verderben!

Doch ein Anderes rief ihr laut: Im Herzensgrunde Deines Bräutigams liegt Deine künftige Welt — Du mußt sie erforschen.

Und die Eifersucht schrie mit krächzender Stimme: Willst Du's nicht thun, so thut's eine Andere!

Noch vor Kurzem war Kunigunde das harmlose, unschuldsvolle Kind gewesen; fromm, liebhold — marienschön hatten sie die Leute geheißen. So würdevoll war ihr Wesen, daß es Keiner gewagt hätte, sie auch nur mit leisem Blicke zu beleidigen. Da, plötzlich hatte der Funke an ihr Herz geschlagen und eine Gewalt war lebendig, von der sie bisher kaum eine Ahnung gehabt — die sie nicht gelernt hatte zu bezähmen. Im Gedanken des baldigen Einsseins mit dem Geliebten überließ sie sich ganz der erwachten Macht. Ihr junges Herz, das wie ein Lämmlein weidete auf der grünen Au, hatte keinen Hirten; da brachen aus dem Walde zwei Raubthiere hervor: die Leidenschaft und der Aberglaube — und verzehrten das Opfer ...

Als der Postwagen an die Stelle kam, wo die Landzunge mit dem dichten Weidengebüsche hinausging in den See, ließ Kunigunde halten. — Sie habe sich's plötzlich anders überlegt, sie fahre nicht nach Seewald. Sie sei durch die Fahrt etwas unwohl, besuche eine Schulfreundin, die hier herum wohne und wolle dann wieder zurückkehren in den Flecken.

Der Postknecht brummte über so ein zimperlich Weibsbild, das schon in den Brautständen kränkle, sagte ihr aber doch, weil er die künftige Edelreiffrau vor sich sah, einen artigen Gruß und fuhr davon.

Kunigunde stand auf der einsamen Au und sah dem Wagen nach, der über den rauhen Schuttweg hinwegholperte und endlich hinter den Büschen verschwand.

Sie kam sich vor, wie hilflos ausgesetzt auf einer wüsten Insel im Weltmeere und das Schiff ziehe davon und kehre nimmermehr zurück.

Aber Ambros! Sie wird ihn hier finden an diesem Abende! Der Gedanke ermunterte sie wieder. Sie ging, sich zwischen dem hohen Schilfe fortwindend, der Fischerhütte zu.

Die alte Afra hatte sie schon erwartet — mit dämonischer Lust das Opfer erwartet, an welchem sie sich selbst und ihre Tochter rächen wollte. Dieses Mädchen hatte die Sterbestunde gesegnet jenem Manne, den sie viel tausendmal verflucht. Dieses Mädchen stiehlt ihrem Kinde das Liebesglück.

Als Kunigunde nun zagend heranschlich, eilte ihr die Alte mit Hast entgegen und führte sie bald an das Ufer hin.

Dort hieß sie das Mädchen in einen Kahn steigen und unterwies es im Rudern. Draußen strichen Möven über das glitzernde Wasser und schossen bisweilen nieder auf ein Fischlein.

Die fernen Berge waren im Dufte des sonnigen Tages kaum sichtbar. Der Wind hatte sich ganz gelegt und Afra sagte: „Eine gute Fahrt wird's sein. Und ist es Noth, so führt auch der Edelreif das Ruder." Dann belehrte sie, wie Kunigunde wohlvermummt in Oda's Kleidung auf der ganzen Fahrt kein lautes Wort sprechen solle; wie Ambros dann einschlummern werde und wie sich ihr hierauf ein Gesicht darthun müsse, welches das ganze Innere des Bräutigams ohne Hehl und Hinterhalt offenbare. Am jenseitigen Ufer noch vor der Morgenstunde könne sie sich entweder entdecken, oder allein zurückrudern, oder den Kahn der Aufsicht eines Schiffers anvertrauen und zu Lande heimkehren.

Kunigunde hörte die letzten Worte kaum. Mit Argwohn und Zuversicht zugleich dachte sie an die ihr bevorstehende Offenbarung.

Und die Alte murmelte für sich: „Das geht noch besser, als ich hab' gedacht. Die Lieb hat sie zum Narren gemacht vom Kopf bis zum Fuß. — Schier thut's Einem leid um das Wesen." — Sie starrte auf das steinige Ufer, an welches die Wellen lind anschlugen. Eine Regung des Mitleids fühlte sie. Aber sie dachte an Oda, das blasse, betrogene Mädchen, das arme Fischerkind, nur gut genug zum Spiele — dann hingeworfen zum Spotte, zum Abscheu. Und eine Andere an ihre Stelle gesetzt, die kein Recht mehr hat an die bereits verpfändete Liebe.

Wohlan, nun konnte sie Rache üben für zwei verlorene Leben — für ihr Kind, für sich selber. Und das war süß, so süß, daß es Ersatz bot für all das Elend und den Schmerz.

Wenn aber der Edelreif nicht kommen sollte? Nein, von diesem Manne war es kaum zu denken, daß er sich die letzte Gelegenheit entgehen ließe. Wenn er aber und vielleicht erst auf dem See die ganze Falle durchschaute? Was wäre dadurch für die Fischerin denn verloren? Der eine letzte Weg, der Braut seine neugeplante Untreue zu verrathen, blieb ihr immer offen.

Freilich sollte die Vergeltung herrlicher sein.

Der Tag verging. Kunigunde schwebte in Angst und Erwartung.

Gegen Abend steckte die Alte das Mädchen in die fahlfarbigen Kleider ihrer Tochter. „Schöner sind die Deinen," grinste sie, „aber es mag sich zutragen, daß auch der Fischerkittel seinen Reiz hat. Dieses Tuch lege um das Haupt, schlage es fein über das Gesicht; so macht es auch meine Tochter gern, wenn die Nachtluft geht. — Sei fein stark und halte Dich ruhig, daß er Dich nicht erkenne; es ist zu Deinem und zu seinem Guten, das mußt Du bedenken. Hab' Muth, Täubchen, die Nacht wird dunkel sein."

Das Schifflein zieht davon.

Die Nacht wird dunkel sein. — So dachte sich auch Ambros, als er in der Dämmerung der Hütte im Schilfe zueilte. Er konnte keine Ahnung davon haben, wie seine nächtliche Seefahrt in der Fischerhütte gedeutet, noch viel weniger davon, was gegen ihn für ein arges Netz gewoben wurde. — Wohl, ein wenig leichtsinnig war er gewesen. Er hatte Manchem, was zwischen ihm und Oda vorgefallen, zu geringe Bedeutung beigelegt, als daß er heute noch an Folgen davon denken konnte. Ihm war's eine Jugendtändelei gewesen, ihr doch auch? — Was weiter?

Ambros hatte vor, bei Verwandten jenseits des Sees seiner Braut eine Ueberraschung für den Hochzeitsmorgen zu bestellen — einen glatten vornehmen Schrank aus Nußbaumholz, den er mit dem allerfeinsten Linnen zu füllen gedachte — wie solches ja die Wonne echter Hausfrauen ist. Deshalb hielt er Kunigunden die Fahrt über das Wasser geheim und deshalb war's ihm lieb, daß dieselbe zur Nachtzeit geschehen konnte.

Still, freudig an die zu schaffende Ueberraschung denkend, wand sich der junge Mann durch das Schilfgras. Der Himmel war nicht trüb und nicht heiter, er hatte einen leichten Schleier. Einige der hellsten Sterne nur guckten durch.

Es war finster als Ambros in die Fischerhütte trat.

„Alles bereit!" flüsterte ihm die Alte vielsagend zu.

Der Edelreif hatte ein Goldstück als Fahrlohn hervorgezogen und suchte damit ihrer Hand beizukommen. Afra jedoch versteckte die Hände unter den Fetzen und so ging sie ihm voraus gegen den See hinab.

Der Kahn, noch an's Ufer gebunden, schwankte. In demselben kauerte die junge Schifferin.

— Also doch mit ihr — der heißblütigen Fischerdirne, über das Wasser! dachte der Edelreif. Absicht oder Zufall?

Der Abendhauch war mild und lau. Das Wasser rieselte lauschig an den Ufern.

Ambros sprang mit einem Juchschrei in das Fahrzeug.

Die junge Fischerin hielt das Ruder krampfhaft in der einen Hand; die andere Hand legte sie auf die eisenbeschlagene Kante des Schiffsschnabels. Das kalte Metall that ihr wohl, ihr war fiebrig heiß.

„In drei Stunden mögt Ihr drüben sein,“ sagte die Alte, „gute Fahrt!“

Das Mädchen stemmte das Ruder gegen das Ufer — da glitt das Schiffchen ab.

Oda — die echte Oda — kauerte hinter einem Busch und preßte die geballten Fäuste an die Brust. — Da zogen sie hin auf wiegenden Wellen, er und Oda, das schöne Fischermädchen. Nein, nicht Oda, ihre Puppe, ihr bloßer Name nur. Ihr Name wird hier geschändet, und sie selbst ist verdrängt von seiner Brust durch eine Andere.

„Kennst Du die Pein, die ich leide?“ rief Oda ihrer Mutter zu. „Kein Mensch auf der Welt hat sie noch ausgestanden: Die Eine hat Ihn, die Andere hat die Sünde! Mutter, Du hast meinen Namen verschachert.“

Die Alte horchte auf, als verstände sie ihre Tochter nicht.

„An Deinem Namen ist nichts mehr zu verderben,“ murmelte sie hierauf langsam, „Du hast ihn selbst wohlfeil gegeben; nicht in Liebe hast ihn geopfert, wie ich, wie Andere, sondern in Hoffart. Es sind Dir Freier gekommen aus unserem Stande, aber ein Fischer ist Dir viel zu schlecht, der Edelreifhof liegt Dir just noch hoch genug. Willst leugnen? Ich weiß einen Zeugen! Sanct Peter hat's gesehen! Du

schlechte Creatur hast seinen Festtag verkehrt! Und mich willst anklagen?"

„Und ich klage Dich an!" rief Oda bebend, „mein Vater ist auch keiner gewesen von Deinem Stand, und kann's Peter nicht bezeugen, so kann es Paul, daß ich auf der Welt bin!"

Da hob sich die Alte schier gespensterhaft empor: „So fährst Du mich heut' an! Heut', wo ich Menschenglück schlachte mit eigenen Händen, um Dich, mein Kind, zu rächen! — Schau hinaus! Die Nacht hat sie schon eingehüllt, den Ruderschlag kannst noch hören. Mit dem listigen, lustigen Teufel fahren sie davon — mit der brennenden Hölle kehren sie zurück und bei dem Hochzeitsreigen tanzen die bösen Geister. — Hi ho! Glück auf die Reise."

Die Alte torkelte vom Ufer zurück; sie verkroch sich in ihre Hütte. Oda kauerte in wirren Gedanken an der Strandung und die Wellen fächelten heran zu ihren brennenden Füßen.

Das Wasser rieselte und plätscherte leise. Erzählte es, was auf dem einsamen Schifflein war, draußen in den Weiten des Sees?

Die Schleier fallen.

Das einsame Fahrzeug in den Weiten des Sees zog langsam dahin. Sein Ruderschlag war wie das gedrückte Athemholen eines Schwerträumenden.

Der Edelreif saß anfangs still auf seinem Bänklein. Bei dem lauen Hauch der Nacht, bei dem lauschigen Flüstern des Wassers wurde sein junges Blut allmählich wärmer, sein Herzschlag lebendiger. — Heute hatte er die Trauringe bestellt beim Goldschmied. In wenigen Tagen wird er den Reifen an der Hand fühlen, als Sinnbild des ewigen unlöslichen Bundes. Dann ist er geschritten über die Brücke und hinter

ihm ist eine blühende Welt voll süßer Lust und bunten Lebens untergegangen. Was hatte er am Verlobungstage Kunigunden doch nur versprochen? Er hatte versprochen, daß er ihr ewige Treue schwören werde am Altare; von einer Treue vor der Trauung war die Rede nicht gewesen. — Und Oda ist eine wilde Blume im Morgenthau, die — kommt erst die Sonne, bald welkend verblassen wird, kommen die Hummeln, bald saftlos entblättert hinsinken wird auf den Sand . . .

Was geschürzt ist, muß gelöst werden . . .

So sann der junge Edelreif, als die Wasser rieselten in nächtlicher Ruhe.

Er hatte lange unverwandt gegen das Ufer geblickt. Und als dort die Büsche und Bäume in der Dunkelheit verschwommen waren, als nur mehr eitel Wassergrund zitterte ringsum, da wendete er sich. — Er blickte die Schifferin an, er lächelte still. — Das ist wieder die Stolze, die sich jedes Wort, das sie sprechen soll, im Voraus mit einem Kuß bezahlen läßt.

Es ging ein warmer, fast schwüler Hauch, aber das Fischermädchen zog sein Uebertuch enger um sich und ruderte emsiger.

„Das ist eine schöne Nacht, da trinkt man warmes Leben ein," sagte Ambros endlich.

Das Mädchen schlug das Ruder tiefer in die Wellen.

Sie hätte es am liebsten fahren lassen, hätte mit beiden Armen den Geliebten umfangen und hell gerufen: Ja, Ambros, eine schöne Nacht! — Aber sie mußte die weichen Wellen peitschen, daß sie den Kahn schaukelten, daß sie den Bräutigam einwiegten in den Schlummer. Denn nur wenn er schläft, soll sie in den Grund seines Herzens schauen. — Wenn er aber wachend bliebe, wie konnte sie ihn täuschen,

wie konnte sie vor ihm bestehen? — Ja, falsch sein mußte sie heute, um seine Treue zu prüfen. Nur einen einzigen Händedruck wollte sie ihm geben, in dem ihr Herz überströmen konnte. Aber Gott! ihm — der sie nicht kannte — kam der Händedruck ja nicht von ihr, der Braut, sondern von der Fischerin . . . Dieser Gedanke gab ihr Kraft; sie riß das Ruder an sich; einen Fußtritt that sie gegen den jungen Mann.

„Laß die Stange und ruhe," sagte Ambros.

Das Mädchen schien das Wort nicht zu hören.

Ein mattes Leuchten flog über den sternenlosen Himmel; Ambros bemerkte es kaum, die Schifferin aber zuckte zusammen vor diesem Schein. Konnte er doch bald heller flammen und zum Verräther werden. — Und wenn ein Gewitter ausbrach? Sie, die Unkundige, hatte es übernommen, ihn über den See zu führen, sie war verantwortlich für sein Leben.

Er dachte nicht an eine mögliche Gefahr.

„— Oda, wir sind allein," sagte Ambros. Er sagte es fast zitternd, es war ihm unstet in der Brust, im Haupte — ihm war schier, als wolle das Fahrzeug versinken mit ihm, mit ihr in unendliche Tiefen, als sei er mit dem Mädchen ganz allein mitten in einer untergehenden Welt.

Die Schifferin war bei dem obigen Worte leise zusammengeknickt — fast als wäre ein Blitzstrahl hingefahren nah' an ihrem Haupte.

Und Ambros dachte auch an den Blitz: wenn er jetzt niederzuckte, und sie vor mir getroffen zusammenstürzte, ob ich wohl so stark wäre, wie Kunigunde auf der hohen Wiese? — Ach, Kunigunde ist so groß, so stark — so still und rein, wie eine herbstliche Mondnacht — sie ist wie eine Braut Gottes . . . Aber des Menschen Glück reift an Sonnenglut . . .

Die Ruderstange schlug nun krampfig in's Wasser, aber das Fahrzeug kam nicht weiter, es wendete sich um sich selbst, es ging im Kreise wie ein Taumelnder. Die Schifferin hatte das Lenken verlernt.

„Laß doch jetzt die Plage," sagte Ambros, „setze Dich hierher und raste!"

Da ließ das Mädchen die Ruderstange los; es sanken ihr die Hände.

Jetzt war es fast ganz still auf dem See und die Nacht brütete in ihrer tiefsten Finsterniß.

„Mädchen," flüsterte Ambros, ihr näher rückend, „Du hast bei den Fischen das Sprechen verlernt, aber Du hast mir doch das Hören und Erhören noch bewahrt?" — Er wußte kaum mehr was er sagte.

Kunigunde legte ihre fiebernde Hand auf die kalte Eisenkante des Kahnes; sie wollte die scharfe Ecke einbohren in ihr Fleisch, daß es davonbrause, das wilde, wüthende Blut ihres Herzens. — Sah sie so das Innere ihres Bräutigams? Weh', ihre Ahnung!

„Siehe, wie das Schiffchen sanft uns schaukelt," sagte Ambros, der stets in linden Worten zu sprechen wußte, wenn es galt, freundliche Huld zu gewinnen. „Liebchen, fühle die weichen Wellenarme und die schweigenden Vorhänge der Nacht, die von allem Neide der Welt uns trennen. — Du königlich reiche Fischerin, welch ein reizendes Brautgemach hast Du zu eigen! — Du weisest mich heute zurück —?"

„Deine Braut!" stieß das Mädchen tonlos hervor.

„Oda," sagte er, „Du weißt es, der Mensch ist nicht Herr seiner Verhältnisse, die Ehe ist Bestimmung, da kann man nicht wählen. — Ich achte meine Braut, ich liebe sie auch, doch verlange nicht, daß ich sie so wie Dich ... Du

zitterst Mädchen! Ach, komm' zur Brust herauf, sei Du jetzt meine Braut!"

„Ich bin Oda!" kreischte sie.

„Eben das weiß ich ja, mein süßes Kind!" flüsterte Ambros, und wie er sein Haupt gegen das Mädchen neigte, erhob sich dieses rasch — hoch über ihn — stürzte sich nieder und schlug ihr Haupt mit wilder Gewalt in die eiserne Kante.

Der Schrei war bald verklungen in den Oeden der Nacht und der Wässer. Ambros hatte in demselben Kunigundens Stimme erkannt; hintastete er nach der zusammengebrochenen Gestalt. Diese lag da, still und regungslos — und ein Strom ergoß sich über ihr Gesicht. — Schlägt das Wasser herein? Ein heller Schein zuckte über den See, da sah Ambros das blutbedeckte Antlitz seiner Braut.

Sie athmete, sie hauchte noch ein Wort — er verstand es nimmer. Das Flüstern des Wassers hatte ihm ihr letztes Wort geraubt.

Bald athmete sie nicht mehr. Und Ambros, der junge, schöne, reiche Mann kniete im Blute vor der Leiche seiner Verlobten.

Da verging ihm alles Denken. Er schlug sich hart auf die Stirne, daß er erwache aus solch schwerem Traum.

Nein — aus Schuld und selbstgeschaffener Qual ist kein Erwachen. — Ambros fühlte das Blut rieseln, das ihn so heiß geliebt hatte. Er fühlte das Wesen mählich erkalten und erstarren. Und wenn er's nicht glauben wollte und nicht fassen konnte, so flammte die Röthe eines Blitzes und zeigte, wer da lag und was geschehen war.

Laut und wild verfluchte er sich selbst und so oft ein Blitzstrahl zuckte, hob er die Hände: „Auf mich fahr' nieder!" — Das Gebet, in welchem blutbefleckte Hände sich falten, findet

nicht Erhörung. Da dachte er an den Flammentod des alten Mannes auf der hohen Wiese; dem war die Sünde vergeben; in den Armen eines Engels konnte er verscheiden. Dieser Engel lag nun vor Ambros' Füßen und er, der arme, bräutliche Witwer irrt auf des Lebens Schifflein ohne Schutz und Trost — verworfen und verloren.

„O, wer hat mir's angethan?" rief Ambros plötzlich aus. „Oda, bist Du die Schlange? Ist's das alte Weib? — Bist Du es selbst Kunigunde? — O, siehe, ich habe Dich geliebt, o, siehe, ich küsse, trinke Dein Blut — ach! Thränen sind es. Du hast geweint. — Ich trockne sie, Du wirst wieder glücklich sein, meine Braut! — Scherze nicht, steh' auf! Laß dem Teufel kein Haar, er treibt leicht sein Spiel. Ich seh's ja wohl, Du machst es gut — ich lach' über den Spaß; laß genug sein! Das Blut wasch' ab ... Was? Todt! Und rothe Ströme auf dem See? Ueber Blut geht das Schiff? — O, verblindet, löscht aus, ihr schrecklichen Wolkenflammen! ..."

So raste er in wüster Qual. Dann wurde er stumm. Seine Seele war gebrochen. Stumpf, wie im halben Schlummer saß er neben der Leiche und der Kahn stand still und bewegte sich kaum. Kein Lüftchen strich, im Gewölke leckte häufiger der Wiederschein ferner Blitze.

Ambros richtete den Leichnam auf und gab ihm eine lehnende Stellung. Er legte seine Hand auf die tiefe Wunde an der Schläfe. Dann hub er an zu weinen.

Ein kalter Lufthauch wehte plötzlich, der Kahn hub an ein wenig zu schaukeln.

Ein dumpfes Donnerrollen war vernehmbar; es war nicht zu bestimmen, von welcher Seite es kam, in welcher Richtung das Gebirge lag. Der Kahn schwankte planlos auf hohem Wasser.

Ambros hielt der Leiche rechte Hand in der seinen. Einmal hatte er nach der scharfen Eisenkante getastet und gemurmelt: „Dich wird auch der Rost verzehren vor der Zeit. Blut ist ein arges Ding!"

Plötzlich riß in den pechschwarzen Himmel eine brennende Spalte, die alle Wolkenmassen und Wellen des Sees entzündete. Die Wogen wurden ungestümer, das Fahrzeug schwankte nach allen Seiten, Wasser gischte empor an den Wänden, bespritzte eine heiße Stirne und eine kalte. Da brach es los. Eiskalter Regen strömte, vermischt mit Schloßen, der Sturm brauste drein und das Schifflein glitt in weitem Bogen auf und nieder.

Es sei in Verzweiflung, in Wahnsinn, in Stumpfsinn — sein Leben will der Mensch nicht vergessen. Ambros langte nach dem Ruder. Er kämpfte mit Macht gegen den Sturm; aber was sind gegen elementare Gewalten zwei ringende Menschenarme? Der Kahn wurde gestoßen und geworfen — Blitz um Blitzstrahl flammte und ungeheuerlich war das Tosen und Grollen weit in der Runde.

* * *

Zur selben Stunde lag der Edelreifhof wohl geborgen unter seinen Linden.

Alle Bewohner desselben ruhten in ihren Betten und horchten halb bangend, halb mit Behagen auf das Unwetter, das draußen wüthete. Der „Herr" war nicht daheim. Der hat sich irgend wo anders ein trautes Nest bestellt, der weiß für sich schon zu sorgen. — Wer hätte ahnen mögen, daß der junge Besitzer des großen Hofes in dieser Nacht, von Allem verlassen, auf dem weiten See rang mit den Elementen! — Nur der älteste Mensch im Edelreifhof, ein Mütterlein

von achtzig Jahren, konnte gar nicht schlafen und Ruhe finden: sie stand auf, zündete eine Kerze an und betete. — Wenn man, so hatte sie gedacht, um Mitternacht nicht schlafen kann, so soll man immer beten, denn die Welt ist weit und es können zur Stunde Menschen in Bedrängniß sein zu Wasser und zu Land. —

Im Flecken wachte Kunigundens Mutter. Sie verhüllte die Fenster dicht gegen die grellen Blitze und dachte bei sich, ob unten in Seewald, wo Kunigunde weilte bei der Muhme, wohl auch eine so wüste Nacht sei.

Unheimlicher war es in der Hütte der alten Fischerin. Fast der Boden bebte vor dem Branden des Sees, und die bereits erlöschenden Funken des Herdes wurden wieder aufgefacht von dem brausenden Sturme und sie stoben auseinander und gar der alten Afra in das wirre grauende Haar.

„Hoi!“ rief diese kreischend aus, „was haben denn die Teufel heut mit meinem Haar?“

Oda hatte auf ihrem Lager dem Tosen zugehört, nun aber erhob sie sich und warf einen Mantel um ihre Glieder.

„Wo willst mir hin, mein Kind?“ rief die Alte, „hörst nicht? Das Himmelreich ist niedergebrochen!“

„Du kannst ruhig sein, Mutter?“ entgegnete Oda erregt, „weißt es nicht, daß draußen auf dem See zwei Menschen sind?“

„Närrchen, die sind Dir lang' schon drüben; die haben in Oberberg ein besseres Dach, als wir alle Beide. Schau, wie da die Tropfen herabgucken und zucken. Wir haben naß bei Tag und Nacht, in jungen und in alten Tagen; wir sind arme Fischersleut' — verlassen unser Leben lang.“

Oda eilte hinab zum Ufer. Im Scheine der Blitze spähte sie hinaus auf den See; dieser wogte, wallte und gischtete und die strömenden Nebel wälzten über ihn hin.

Oda rief laut den Namen Ambros und sank händeringend auf einen Stein. Einen scharfen Splitter hatte sie sich in den Fuß gestoßen; sie achtete nicht darauf, dieser Schmerz rieselte fast wohlthätig gegen die Angst in ihrer Seele.

Lange saß sie auf dem Stein und betete im Herzen zu Sanct Peter, dem Patrone der Schiffer.

Und als nach und nach die Blitze seltener, die Donner dumpfer, die Wogen ruhiger wurden, schöpfte sie am Strande einen Nachen aus, ankerte ihn los und fuhr hinaus auf den See. Anfangs wollten sie die Wellen zurückwerfen, aber sie arbeitete mit fast übermenschlicher Kraft. Erst als das Wasser eine andere Strömung nahm, glitt ihr Fahrzeug rasch dahin.

Ein dreifaches Grab.

So hatte sich's zugetragen in dieser Nacht.

Als die Morgenfrühe kam und im Osten die langen lichten Streifen tagten über den verschwommenen Rand des hinabziehenden Gewitters — trieb Oda noch in Kreuz und Quer auf dem See. Sie steuerte jedem Schattenpunkte, jedem Baumstrunke zu, der vom Lande hereingetragen umher schwamm. Aber von dem Kahne, den sie suchte, war nichts zu entdecken.

Ein alter Korbflechter fuhr im Morgengrauen gegen eine Landzunge hinaus, um Weiden zu schneiden. Er sah den Kahn der Fischerin, er hörte ihr Wort: sie suche den Liebsten. — Eine Weile blickte er dem kleinen, unsteten Fahrzeuge nach.

Und Oda starrte hoffend und verzweifelnd über die weiten Wasser. Dort, zwischen zwei Nebeln erhob sich klar und scharf das Gebirge; dorthin mußten sie ihre Richtung genommen haben. Auch über den See zogen immer noch Nebelgestalten, da oben schon der Himmel blaute und auf den Berghäuptern die Sonne lag.

Plötzlich, als sich wieder einer der Dunstschleier löste, schwamm ganz in der Nähe Oda's der Kahn, den sie suchte. Keine Gestalt ragte in ihm auf; sich selbst überlassen, wiegte er auf der Fluth.

Mit aller Kraft ruderte die Fischerin dem Fahrzeuge zu. Da sah sie darin zwei Menschen liegen, regungslos und mit Blut begossen.

„Ambros!" schrie sie mit gellender Stimme. Da richtete sich eine der Gestalten halb empor, starrte mit wirrem Auge um sich und verdeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Einen wilden Blick that er nach der Fischerin, die mit zerrissenen Locken, umgischtet von Wasserschaum, wie ein Dämon hastig ihm nahte — dann stürzte er sich in die Fluthen.

Oda rang mit ihm in den Wellen, er schlug ihr die Faust in's Gesicht und riß sich von ihr los. Wieder erfaßte sie seinen Arm; er klammerte seine Finger um ihren Hals; so rangen sie lange — sie um das Leben, er um den Tod. Allmählich sanken sie unter. Die Wellen schlugen hin über ihre Köpfe — ein Wehschrei verhallte über den morgendlichen Wassern.

Der alte Korbflechter hatte den Kampf gesehen, hatte eilig sein Boot herbeigelenkt, hatte mit seinem Eisenhaken die Untergehenden errafft und sie emporgezogen in sein Fahrzeug.

— — Als die letzten Nebel vergangen waren auf dem See, als darüber das endlose Himmelsrund blaute mit seinem funkelnden Sonnenstern, da glitten zwei Kähne auf der Fläche. — Der eine war leer und wurde bald aufgefangen und der andere Kahn schwamm noch einen Tag und eine Nacht auf dem See; endlich glitt er in der Nähe der Ortschaft Seewald dem Ufer zu, bringend eine Jungfrau mit der Todeswunde auf der Stirne.

Fast zur selben Stunde war's, als im Dorfe Oberberg die Glocken klangen. Oda war schon einige Stunden nach dem Todeskampfe auf dem See verschieden. Ambros, der Edelreif, lebte noch einen Tag und legte das Bekenntniß ab von seiner Schuld und willigen Sühne. —

Auf wilden Wogen der Liebe giebt es schlimme Fahrten; Ambros starb nicht schuldiger, als hundert Andere leben.

Auf dem Kirchhofe zu Seewald wurde er bestattet — ihm zur Rechten Kunigunde, ihm zur Linken das Fischermädchen.

Die alte Afra kauert heute noch am Strande des Sees. Sie sieht das Flunkern und Zittern des Wassers; den Ungrund sieht sie nicht, der — wie die Liebe — Herzen in Seligkeit wiegen, und Herzen verschlingen kann.

Das Christkind von Scharau.

Das Frommsein ist doch wohl schön! Und 's ist Einem dabei so anmuthig. Nur schade, daß es blos alle heiligen Zeiten einmal sein kann. Die übrige Weile muß der Mensch an was Anderes denken. Zu viel von der Gattung macht mager, meint der Baumbart-Bauer. Aber wenn eine heilige Zeit kommt — insonderheit die Weihnachtszeit, da thut er die Bibel herfür. Die Bibel und das Bübel, das Letztere ist sein jüngstes Söhnlein und dem legt er die Bibel aus und sagt: „Mein Gott, die Kinder!"

Denn der Knabe brennt durch und durch vor Liebe zum Christkind und die heiligen Flammen schlagen ihm zu den hellen Augen heraus. Und die Fäustlein sind gar fest gekniffen, denn es giebt auch ganz elendlich schlechte Leute in der Bibel.

Es ist der heilige Abend und es geht schon um's Dunkeln. Der Baumbart-Bauer ist eben auch schon in den Jahren, wo man mit der Frömmigkeit nicht mehr viel versäumt. Er hat sich's in der Stube bei der Bibel recht behaglich gemacht, denn das gehört dazu, und er deutet nun dem Kleinen das Weihnachtscapitel:

„Ist selb' Zeit, mußt wissen, im heiligen Land eine Volkszählung gewest, im Vergleich wie bei uns vorigen

Sommers, wo der Schulmeister als Umgangssprache die lateinische angegeben hat, was richtig ist, weil beim Frohnleichnamsumgang die Geistlichkeit und Meßner lateinisch beten."

„Und die Ministranten auch," vervollständigte der Knabe, weil er ja selber einer war.

„Gehört nicht her da," sagte der Baumbart-Bauer. „Und bei der Leutaufschreibung im heiligen Land ist auch unsere liebe Frau von weit her nach Bethlehem kommen, wo sie zuständig gewesen, und daß sie sich angeben wollt'. Ist ein arm' Weib gewesen und wie's finster worden ist, hat sie in der ganzen Stadt Bethlehem keine Nachtherberg gefunden."

„Hat sie nicht bei ihren Blutsfreunden anfragen können, wenn sie zuständig ist g'west?" warf der Knabe sehr brav ein.

„Meinen sollt' man's," sagte der Alte, „aber wer so bettelarm ist, der hat keine Vettern nnd keine Muhmen. So gern sich die ganze bethlehemitische Freundschaft später bei der Himmelfahrt der Mutter Gottes an ihre Falten angeheftet hätte, so gern hat sie zu Bethlehem dem armen Weib die Thür vor der Nase zugeschlagen. So sind die Leut', mein Bübel, sind grundschlecht, die Leut'!"

„Gelt, wenn sie zu uns wär' kommen, die liebe Frau, wir hätten ihr das hintere Stübel warm heizen lassen?"

„Gehört nicht her da!" sagte der Bauer, „so christlich sind wir gleichwohl in der Scharau, daß wir die Mutter Gottes nicht in einem Ochsenstall übernachten ließen, wie das Judenvolk von Bethlehem so unbarmherzig ist gewest; die armen Hirten haben braver sein müssen. Hör' nur zu!"

Da ist die christliche Unterhaltung plötzlich unterbrochen worden. Die Baumbart-Bäuerin kam eilig in die Stube getreten, aber so leise als ginge sie in eitel Socken; und halb über den Tisch hingelehnt, lispelte sie dem Ehemann zu:

„Du, jetzt ist Eine draußen, die will sicherlich dableiben heut' Nacht."

„Aha," meinte er, „für die Festtage sucht sich das Bettelvolk allemal den Baumbarthof. Die Krapfen, die Du heut' backen hast, riechen halt weitum in der Luft."

„Ein Bettelweib ist's dieweilen zwar auch noch nicht, die draußen steht," sagte die Bäuerin.

„Ist's wer der will, behalt' sie und gieb ihr eine Suppe."

„Und bist gar nicht begierig, wer's sein möcht'?" fragte das Weib. „Rathen kannst lang', derrathen wirst es nicht."

„Nachher wird sie von weit her sein."

„Vom Masenthal herüber."

„Etwan doch nicht die Plonel?"

„Schau, was Du für eine scharfe Nase hast," sagte die Bäuerin und indem sie sich weiter über den Tisch bog und noch näher an's Ohr ihres Mannes hin: „Das stinkt aber auch darnach. — Sie laßt den Vetter schön grüßen."

„Kann mir's denken. Umsonst kommt die nicht zu ihrem Vetter. So Leut' tragen allemal weniger in's Haus herein, als hinaus."

„Dasmal," versetzte nun die Bäuerin, wies aber, bevor sie weiter sprach, den Knaben davon; die Kinder brauchen just nicht Alles zu hören. „Dasmal möcht's umgekehrt sein, däucht mich schier —"

„Wie meinst das?" fragte der Bauer und lugte sie schief an.

„Geh' hinaus, in der Küche steht sie, wenn sie sich nicht niedergesetzt hat. Betracht' sie Dir einmal, die Plonel, ob sie nicht schwerer aufgefaßt hat, als ein Weibmensch in solchem Alter tragen soll . . ."

In der Küche stand sie wirklich, denn sie hatte sich nicht niedergesetzt. Obwohl der größte Theil ihres Gesichtes und

Körpers in ein wollenes Umhängtuch eingemummt war und obwohl sie so demüthig und armselig dastand, merkte man doch leicht, daß sie jung und hübsch war. Die großen dunklen Augen, die zwischen der Vermummung aus einem feinen, vor Kälte und Anderem noch geröthetem Gesichte hervorschauten, waren gar treuherzig und gar traurig dabei. Die Hände, die in fingerlosen Handschuhen staken, hielt sie vorne unter dem Busen aneinander und in denselben ein Handbündel.

In die Länge war sie seit zwei Jahren nicht gewachsen, das sah der Baumbart-Bauer auf den ersten Blick. Die Plonel war ein armes, fleißiges und gutherziges Ding, eine Waise und zur Zeit, als ihre Dienstherren mit ihr wohl zufrieden, mit dem Baumbart-Bauer weitläufig verwandt gewesen. Aber seit sie vor zwei Jahren aus der Scharau in's Masenthal hinübergewandert war, wo die Leute um ein gut Stück lustiger sind als da herüben, und wo sie in dieser Sache die Ehre der Scharauer rettete, indem sie thatsächlich darthat, daß Scharauerblut noch viel lustiger sein könne, als welches vom Masenthal, und seit der Ruf davon in's Heimatsdorf zurückgekehrt war — fand der Baumbart-Bauer, daß die Verwandtschaft mit ihr eigentlich nur eine „erheiratete" gewesen und dieselbe längst „mit Tod abgegangen".

Diese erheiratete, aber mit Tod abgegangene Verwandtschaft hatte das Mädchen jetzt mitten im scharfen Winter aus dem fernen Thale herübergeführt, um zu den Weihnachtsfeiertagen ihre Vettern und Muhmen auf dem Baumbarthofe heimzusuchen. Als der „Vetter" in die Küche trat, wollte sie ihm die Hand küßen. Er ließ es nicht angehen, sondern sagte recht gutmüthig, das wäre was Neues, daß sich die Plonel auch wieder einmal anschauen ließe. Sie sollt' nur ein wenig abrasten und einen Löffel warmer Suppe essen, auch dürfe

sie ein Stück Weihnachtsbrot nicht verschmähen, obwohl er wisse, daß die Masenthaler ein besseres hätten. Er thäte gern sagen, daß sie in seinem Haus über Nacht bleiben möchte, wenn ein einzig Platzel aufzutreiben wäre; aber es sei über und über Alles besetzt; Verwandte, die ihn über die Feiertage besucht, hätte er auch im Haus. — Na, wie's ihr alleweil ginge? Das Aussehen wär' nicht schlecht.

Der Plonel hatte es die Rede verschlagen. — Wie es ihr ginge? Daß sie müde ist vom weiten Weg und in einer schweren Bangigkeit! Und daß sie jetzt in der Scharau keine Herberg hat! — Sie hat's nicht gesagt. Als sie des Bauers, ihres einzigen Verwandten, Worte gehört hatte, konnte sie weder essen noch trinken. Da müsse sie wohl wieder anrücken, sagte sie gar kleinlaut und betrübt, sie hätte noch einen weiten Weg. Die Bäuerin suchte ihr etliche Krapfen aufzunöthigen; der Bauer sagte ihr noch freundliche Worte, und als das Mädchen das Umhängtuch fester um ihren Körper gebunden hatte und langsam, mit jedem Schritte völlig zögernd, in den dämmernden Winterabend hinausgegangen war, athmeten die guten Baumbartleute auf: „Gott sei Dank, daß wir Die fortgebracht haben!"

Der muntere Knabe trachtete den Vater bei den Rockschößen wieder in die feierliche Stube zu zerren und rief: „Jetzt mußt Du mir die Geschichte von unserer lieben Frau in Bethlehem weiter erzählen!"

„Gehört nicht her da!" sagte der Bauer etwas unwirsch, wußte aber selbst nicht, warum er unwirsch war.

Als es ganz finster geworden und so recht der Frieden der heiligen Nacht über das Dorf ausgebreitet lag, als auch das Aveläuten verklungen war, die Glocken mit ihren letzten Schlägen aber noch anzudeuten schienen: Heute sagen wir

nicht: gute Nacht! heute fangen wir noch einmal was an! — da hieß es im großen Baumbarthofe plötzlich: „Der Kinigl-Peterl ist da!“ Das Knäblein schoß wie ein Pfeil zur Thür hinaus und stand auch schon vor dem wunderlichen Mann.

Der Kinigl-Peterl war ein alter, großer, hagerer Patron, der zu jenen bestgesuchten und schlechtest geachteten Leuten gehörte, wovon jedes Dorf die seinen hat, Leute, die Alles können und anfassen, wofür zufällig sonst Niemand zu Wege ist. Sie sind Strohdachdecker und Brunnengräber, Krankenwärter und Rattenfänger, Obstbaumpelzer und Honigausheber, Kapaunzüchter und Ochsenmacher, und noch viel mehr, kurz: nahezu Alles — und darum nichts.

Der Kinigl-Peterl, der mit seinem rechten Namen Peter König hieß, verlegte sich außerdem noch auf die Kaninchenzucht, was ihm allerdings nicht viel zu schaffen machte, denn die Kaninchen besorgen derlei selber. Er hatte davon manch feines Brätlein und den Namen Kinigl-Peterl. Nebenbei hatte er eine kleine Familie mit einem nicht immer harmonisch gluckenden Weiblein und drei Töchtern, die schon erwachsen waren und zur Sommerszeit vor dem Häuschen mitten auf der Straße saßen und mit Sandhäuflein und Steinchen spielten. Es waren die „drei armen Hascher“ von Scharau. Ihr Vater hatte denn viel zu schaffen, daß sie zu ihrer unendlichen Armuth der Sinne nicht auch noch Hunger leiden mußten. Im Häuschen sah's wohl arm aus, aber nicht bettelhaft, und der Peterl nahm jede Gelegenheit wahr, sich was zu „verdienen“.

Eine solche Gelegenheit zum „Verdienen“ war die heilige Weihnachtszeit, da er von Haus zu Haus ging und den Leuten die „Geburt Christi“ sang, wofür er eine kleine Gabe erntete. Denn überall beschloß er seinen Sang mit den Worten: „Glück hinein, Unglück hinaus, Gott besegne dieses Haus!“

So stand der Kinigl-Peterl in seiner langbemantelten, hageren, vorgeneigten Gestalt, mit dem kleinen Gesichtlein und den weißen Bartstoppeln d'ran, mit frommen Geberden, aber fürwitzigen Aeuglein — so stand er da an der offenen Hausthür; der Schein des Herdfeuers fiel auf ihn und er sang die Geschichte der Einkehr zu Bethlehem, wie sie eine Stunde früher der Baumbart-Bauer aus der Bibel dem Knaben erzählt hatte. Nun kam der Bauer und legte sich aus dem Beutel zwei Silberzehner in die hohle Hand zurecht, denn das christliche Singen nach altem Brauch gefiel ihm gar wohl, und das Almosengeben schien ihm heute recht stimmungsvoll; es kam ihm bedeutend leichter an, wie sonst: Nur heraus damit, heiliger Abend ist nicht alle Tag.

Der Peterl hatte die „Geburt" schier zu Ende gesungen; jetzt war er gerade dabei, wie die römischen Beamten zur heiligen Familie in den Stall treten, um von ihr die Beschreibung aufzunehmen. Da sagt

Der Schreiber: „Sagt an, sagt an, wie des Kindleins Namen ist?"

Der Vater Josef: „Das Kindlein heißt Herr Jesu Christ."

Schreiber: „Sagt an, wie heißt die Mutter fein?"

Josef: „Die Mutter heißt Maria rein."

Schreiber: „Und saget, wie der Vater heißt?"

Josef: „Der Vater heißt der heilige Geist."

Während solcher Ceremonie war aber auf dem Gesichtlein des Peterl keine rechte Andacht zu erkennen. Das gefiel dem Bauer nicht. Er hielt dem Alten die flache Hand mit den Silberstücken hin und sagte: „Du siehst, Peterl, es sind ihrer zwei. Und hab' sie Dir geben wollen allzwei. Aber weil Du's ein wenig spöttlerisch machst mit der heiligen Sach', so

kriegst nur einen.“ Damit nahm er mit der andern Hand den einen weg und schob ihn in die Tasche. Den zweiten nahm der Peterl mit einer schönen Verbeugung und sang den Schlußvers:

„So sei Dir, Haus, wohl ehrenwerth
Des Boten letzter Gruß bescheert,
Glück hinein, Unglück hinaus,
Gott —“

Der Peterl unterbrach sich und sagte recht demüthig: „Ich hab' Dir zwar das Ganze vermeint gehabt, Baumbart-Bauer, aber ich denk', das Letzte behalte ich für mich selber.“

Und schob davon. —

Wie diese Zwei zu solcher Stund' und in der Weise auseinandergingen, hätte man nicht vermuthet, daß sie sobald wieder miteinander sollten zu thun kriegen. Und doch schon in derselbigen Nacht.

Als der Baumbart-Bauer vom Mitternachtsgottesdienste nach Hause ging — es war ein heftiges Schneien und Stöbern eingetreten, der Weg über die Wiese hin halb verweht — und als er an seinem einsam stehenden Heustadl vorüber kam, eilte aus diesem eine Gestalt hervor. Eine lange, hagere Gestalt. Der Bauer rief sie an, was sie im Stadel zu suchen gehabt? Der Kinigl-Peterl war's und der sagte ganz erregt: „Ah, Du bist's, der Baumbart! Schau, das ist schon wieder überflüssig, daß Eins bei Nacht und Nebel so weit in die Kirchen geht, wenn man das Christkindl auf eigenem Grund und Boden hat. Willst es wissen: da drinnen ist's, da drinnen im Heustadl. Ochs und Esel stehen nicht dabei, d'rum geh' nur geschwind hinein, ich komm' auch bald zurück.“

Er lief davon. Wie der Alte noch laufen konnte! Im Stadl war etwas zu hören. Der Bauer horchte. Das war

ja schier das Schreien eines kleinen Kindes! — Er ging in die alte Bretterhütte, kroch über Stroh und Heu, rief herum, was denn da wäre und war endlich ganz nahe dem jungen Geschrei. Da es stockfinster war, so machte er keinen Schritt mehr weiter, sondern fragte, wer da sei.

Nun antwortete ihm die matte Stimme eines Weibes, wenn er etwa nur aus Neugierde frage, so nenne sie ihren Namen nicht.

„Ist auch nicht nöthig," versetzte der Bauer, „ich kenne Deine Stimme, mir scheint, die habe ich heut' schon gehört. Warum sagst es denn nicht, daß es so mit Dir steht?"

„Der Vetter hat mir bei Zeiten den Riegel vor den Mund und vor die Thüre geschoben."

„Wenn ich Dein Vetter bin, so wird's mir auch zustehen zu fragen, wer die Schuldigkeit hat, daß er jetzt für Dich sorgt; heißt das, wenn Du's selber weißt."

„Bauer!" sagte sie und ihre Stimme war kräftiger, „mein Mann ist jetzt beim Militär!"

Warum sie's nicht gesagt hätte, daß sie verheiratet wäre?

Weil sie nicht darum gefragt worden sei. Ihr Mann sei ein Lutherischer und mit so Einem hebe man in Scharau keine Ehre auf.

Warum sie jetzt in die Scharau herübergekommen sei?

Weil sie noch vor den Wochen ihre Verwandten besuchen wollte. Die Zeit aber sei Gott bekannt. Die Verwandten hätte sie nun wohl gesehen — jetzt wolle sie Frieden haben.

Da kam schon der Kinigl-Peterl mit einem Laternlicht und mit einem überaus mächtigen Buckelkorb, wie man solche im Sommer zum Grastragen braucht. Er stäubte sich am Eingang sorgsam den Schnee ab, dann kroch er über das Heu her und hinter ihm kroch sein Weib nach, das schleppte

Mäntel und Bettdecken und rief der Mutter mit dem Kinde schon von weitem Koseworte zu, und daß sie nur getrost sein sollten, es kämen ja schon die Hirten mit warmen Suppen und Wollzeug! Und der Peterl schlug vor, sie solle das liebe Christkindel nur keck anpacken und damit in den Korb kriechen, dann wolle er sie Beide rechtschaffen weich und warm einwickeln und in sein Häusel tragen, wo schon Alles bereit sei.

Und als der Baumbart-Bauer merkte, die zwei Häuslersleute wollten sich hier wirklich auf die frommen Hirten von Bethlehem hinausspielen, sagte er: „Na, na, das übernehm' ich, und der Baumbart wird, wenn's d'rauf ankommt, einer der heiligen drei Könige sein."

„Vielleicht der Schwarze!" versetzte das junge Weib rasch, „ich bedank' mich für die gute Meinung; ich bin eine arme Magd und will mit den Hirten gehen."

Sie ging aber nicht, sondern ließ sich hübsch tragen und dankte Gott in ihrem Herzen, daß diese nöthenreiche Nacht einen so freundlichen Christmorgen gefunden hatte.

Am Christtage, als die Leute erfahren hatten, was sich Merkwürdiges in der Scharau zugetragen, kamen sie in's arme Häuslein mit Lob und Gaben. Die Gaben für Mutter und Kind, das Lob für den Peterl und sein Weib. Die „drei armen Hascher" standen auch vor dem Bett und schauten das Wunder an. Es war, als ob von diesem ein Strahl ausginge, so verklärt lächelten ihre einfältigen Augen. Und so ist das Wort laut geworden und ist dem Kleinen, der hold heranwächst, der Name geblieben: „Das Christkind von Scharau".

Die sieben Todsünden.

Die Hoffart.

Die Leute von Heilingbach hatten gut lachen. Ihr Dorf stand weit ab von der bösen Welt und an jenem heiligen Bache, an welchem nach der Sage Maria auf der Flucht nach Egypten die Windeln des Jesukindes wusch.

Der Umweg von Bethlehem nach Egypten über die steierischen Alpen war groß, hingegen besaß der Bach nun die Kraft, daß er Jedermann vom Aussatz reinigete, der in solcher Meinung an das Ufer hintrat und sich mit dem frischen, klaren Wasser den Leib benetzte. Dergleichen Dinge werden ja fast immer falsch verstanden. 's ist Schade um die Menschenherzen!

So kamen manche Wallfahrer gezogen gen Heilingbach und wenn das Wasser im obigen Sinne nicht anschlug, so sagte der Diakonus allemal, es sei der Aussatz der Seele verstanden, von dem dieses heilige Wasser reinige. Das war noch mehr und die Leute des Bergdorfes freuten sich, und der Wirth von Heilingbach that ein Uebriges. Er dachte, wenn das Wasser die Seelen waschen soll, so muß es in's Innere kommen, und that ein Erkleckliches von der Heilquelle in den Wein, den die Wallfahrer bei ihm tranken.

In diesem Heilingbach war es, wo einst ein fremder Priester gepredigt über Luther's Satz: „Das Wasser thut's freilich nicht.“ Er empfahl die Reinigung in der Selbstopferung für Andere. Er rühmte die Wohlthätigkeit, die Liebe zu den Armen und daß die Armen die besten Schimmel wären, um in's Himmelreich hineinzureiten. Wenn sich die braven Leute von Heilingbach nach solcher Lehre richten wollten, dann hätten sie im geistlichen Sinne auch wieder eine erneute Kraft ihrer Heil- und Gnadenquelle zu erhoffen.

Die ganze Predigt klang zwar ein wenig lutherisch; aber die Hebung der Heilquelle war eine Angelegenheit, die Allen zu sehr am Herzen lag, als daß die Predigt nicht eine gewisse Wirkung erzielen sollte. Umso mehr, da, abgesehen von allen mitlaufenden Vortheilen, in den Menschen eine gewisse Neigung vorhanden ist, Geber und Gönner zu spielen, sich Jemanden tief untergeordnet und abhängig zu wissen, damit ihre eigene Abhängigkeit gegenüber Mächtigeren ein Gegengewicht habe.

Also wohlthätig sein! Den Armen beispringen! Ersteres war leicht durchführbar, wohlthätig sein kann man überall vor Jedermann. Aber das Letztere!

Dieses Heilingbach sammt Umgebung war nämlich eine so unglaublich glückliche Gegend, daß man in ihr nicht einen einzigen Bettler fand. Die Leute arbeiteten im Walde und auf ihren Wiesen und kleinen Feldern; es ging ihnen zu schlecht, als daß sie professionellen Bettlern einträglich genug gewesen wären, und zu gut, um selbst beieinander betteln zu gehen. Sie hatten auch kein Armenhaus, obzwar nach Auffassung der Weltkinder fast jedes Haus in Heilingbach ein solches war. Aber das wußten sie nicht, diese unwissenden Leute, so wie es die wenigsten Land- und Dorfbewohner wissen, was eigentliche und wirkliche Armuth ist.

Nun lebte in Heilingbach ein alter Mann, den sie den verbogenen Josue nannten. Es hat nämlich da draußen Jeder, der sich durch ein äußeres oder inneres Merkmal von den Anderen unterscheidet, einen Spitznamen, mit dem er gerufen, gespottet, selbst gelobt wird, den Alle kennen, obwohl man nie weiß, wer ihn anfangs aufgebracht hat, und der an seinem Träger oftmals gar den Geschlechtsnamen verdrängt, so daß sich der Spitzname in's Kirchenbuch einnistet und dort eine Nachkommenschaft erzeugt.

„Die Krumpen", die „Rothschopfigen", die „Schieglenden" (Schielenden), die „Buckligen", die „Krahschinketen" (Krähenfüßigen) sind gar nichts Seltenes. Ich kannte einen „leutschimpfenden Toni", eine „langfingerige (diebische) Kathel", einen „feistenden Lipp", der so viel Wind machte, daß sie ihn immer an die Mittagsseite stellen wollten, weil Südwinde in Heilingbach schönes Wetter bringen. Ich wußte von einem „Hackpeter", der seiner Mutter einmal mit der Hacke gedroht haben soll, worauf ihm die Leute solches Denkmal kindlicher Liebe setzten. Ich wußte von einem „Schnautznasen-Maxl", mir war der „scheinheilig Rocherl" bekannt, und der „Trentscher-Urberl", dem immer nach Allerlei die Zähne wässerten und der Mund überging. Aber auch der „Himmelhupfer-Marterl", der „Schenker-Karl", der „gutherzig Rotel", der „Gottes-Hiesel" war, und es war die „Jesus-Maria-Josef-Sandel", die keinen Satz sagen konnte ohne Anrufung der heiligen Namen. Es war der „Einseitige", und es war der „dreiköpfig Osel", welcher nebst seinem Haupte zwei kindskopfgroße Kröpfe trug, und es war der „verbogene Josue".

Der Josue war in seiner Jugend gewiß auch ein gerader, schöngewachsener Bursche gewesen. Dann kam er in's Gebirge als Almhirt und wer ihn dort so verbogen haben mochte,

daß er hinkend und gebückt und schiefachselig und krummarmig und verkrüppelt über und über zurückkam, das ist nicht nachweisbar. Man vermuthet, daß es in den kalten und nassen Wettern der Höhen die Gicht gewesen sei, oder ein galliger Nebenbuhler, so den Josel zugerichtet, daß er jetzt in seinen alten Tagen dem Brote kaum mehr nachkommen konnte

Also, Heilingbacher Leute, ist das kein Armer, der verbogene Josel? Wahrhaftig, ja. Und sie nahmen ihn in die Einlege, so daß er von Haus zu Haus humpelte und überall etliche Tage verpflegt wurde. Nebenbei hatte er die vollste Freizügigkeit, auf die Gassen und Straßen, in die Häuser und Hütten betteln zu gehen nach Belieben, damit Jedermann Gelegenheit habe, um Christiwillen Almosen zu geben. Nun erst war Heilingbach eine richtige Gemeinde, nun hatte es auch sein Armenwesen. Der Prediger nannte in bester Absicht den armen Mann einen Bruder Gottes auf Erden; aber wir wollen zeigen, wie der Eigennutz Alles mißdeutet und mißbraucht.

Jetzt hatten die Leute von Heilingbach einen Schimmel, auf dem sie selbander in den Himmel reiten konnten.

Und der liebe, demüthige, verbogene Josue konnte sich nun mählich aufrichten: Ich bin der Arme! Und auf seine Würde pochen: Ich bin der Arme von Heilingbach! Er wuchs sich wunderlich aus: Keiner von den Aeltesten der Gemeinde war so stolz als der Josue, keiner so herablassend als er, wenn er bei guter Laune war, keiner so leutselig im Entgegennehmen der Gaben, der Huldigungen, deren er sich als officiell eingesetzter Armer von Heilingbach zu erfreuen hatte.

Ganz theatralisch rührend wußte der Josue in seinem Bettlermantel und schwer an den Stab gestützt mit leise zitternden Gliedern über den Kirchplatz zu wanken, unter dem

Crucifix zu kauern. Malerisch wußte er die geflickten Lappen um seinen eckigen Leib zu schlagen. Die gut erhaltenen Kleider, die ihm geschenkt wurden, verachtete er und blieb bei den standesgemäßen Flicken, bei den mit Stroh zusammengebundenen Schuhen, bei dem zerfransten verfetteten Bettelsack. Auch hatte er sich einen langen Bart wachsen lassen, der noch dazu recht ehrwürdig weiß war. Er wußte mit der Geberde und dem Tone der Erschöpfung herzbewegend um Almosen anzuflehen; dann hockte er vor irgend einer Hausthür und kaute an einer Brotrinde, Dankgebete murmelnd für den Geber.

Das war sein öffentliches Amt; wenn er sich aber in seine Kammer zurückzog, dann durfte er sich auch an die besseren Bissen machen, mit denen er bedacht worden war, dann konnte er sich nach des Tages Mühen dem Federbett anheimstellen, das er von Haus zu Haus mit sich zu tragen pflegte, wohl verhüllt mit armseligen Lodenfetzen.

So vermochten die Leute von Heilingbach nun ihrem christlichen Wohlthätigkeitssinn Genüge zu thun und der verbogene Josue war eine geheiligte Person, die an Nimbus dem Pfarrer nicht viel nachgab. Die Leute von Heilingbach pflegen nicht fein miteinander umzugehen, aber dem alten Josue thaten und sagten sie nichts Schlimmes, weil das Gott zehnfach straft, was man einem seiner geringsten Brüder Böses zufügt. Wer mit dem Bettelmann grob ist, der hat kein Glück in Haus und Hof, an Leib und Seele. Die Armen sind Fürsprecher beim lieben Herrgott, daß kein Blitz in's Dach fährt und kein Wasser in die Grundfesten, daß keine Seuche kommt in den Stall und kein Hagel über das Feld, und keine Krankheit über den Knecht und kein Knecht über die Tochter. Der Geistliche fordert seine Sach', der muß sie kriegen, aber der Arme bittet darum mit dem heiligen

Vaterunser, und ob man hier giebt oder nicht giebt, daran erkennt Gott die Barmherzigkeit und Frömmigkeit seiner Leute von Heilingbach.

Kam ein hoher Festtag, so hieß es: „Dem Josue müssen wir auch was theilen!" War eine Hochzeit: „Des Josue dürfen wir auch nicht vergessen!" Ereignete sich ein Sterbefall: „Der Josue soll was kriegen, daß er betet!" Der Herrgott hält seine Hände auf durch die Armen, sendet seine Schutzengel und Fürsprecher in dem Armen. Gott selber bestechen zu wollen, das ist nicht rathsam, aber in seinen Armen darf man's wagen.

Der alte Pfarrer der Gemeinde war echt auch unter der Kutte. Dem war's recht, was sie da trieben mit dem Armen, wohl wissend, daß sie's anders thäten, wenn sie mehr hätten als Einen. Aber zum Josue sagte er einmal: „Josue, höre!"

Und der Verbogene beugte sein Haupt vor und legte die Hand an's Ohr, denn auch das Schwerhörigsein gehörte zu seinen Obliegenheiten.

„Josue, ich möchte mich an Deiner Stelle nicht immer damit abgeben, Andere selig zu machen, ich wollte auch an mich selbst einmal denken."

Ueber dieses Wort begann der alte Bettler nachzusinnen und meinte bei sich: Damit hat der Pfarrer was sagen wollen. Wenn ein alter Mann zum andern alten Mann so was sagt, dann wird's was bedeuten. Wir sind zwar ein armer Greis und Bruder Gottes, aber eine sündige Seele haben wir trotzdem. Am Heilingbach mag seinen Schmutz sich abwaschen, wer will, ich weiß es besser, ich bin Christ, und kenne es recht gut, das Sacrament, durch welches ich meine Seele reinigen kann. Ich habe es schon bemerkt, es ist mir etwas

ungleich, wenn ich Sonntags neben dem Hochaltar hocke, wie ein zweiter Herrgott, als wollte ich mir mein Theil nehmen von allem Lob und Preis, den die Leute darbringen. Schon mehrmals ist's mir zu Muthe gewesen, als stünde Einer hinter mir und wolle mich hinwegtauchen vom Altar. Und seit ich letztens mit meinem Brotsack auf dem Feldweg an einem vor Hunger weinenden Kind eilends vorbeigegangen bin, weil sich's halt doch nicht schickt, wenn der Bettelmann Almosen giebt, seither schreit immer was in mir, wenn ich in der Kirche recht tapfer vorangehen will: „Halt still! Du gehörst nicht zum Hochaltar, Du gehörst hinten neben den Thurmpfeiler in dem finsteren Winkel. Sei demüthig, alter Sünder, sonst kann's Dir schlecht gehen! Der Himmel-Herrgott laßt mit sich kein Gespött treiben!" Ich muß zur Beichte gehen, und öfter als bisher, sonst kann's gefehlt sein.

So bedachte sich der alte Josue und bedachte auch im Innersten seines Innern, daß es für einen armen Mann ehrenreich sei, wenn er in der Religion den anderen Leuten ein gutes Beispiel giebt, und daß er so auch zu einem richtigen Heiligenschein kommt. Er sucht im Kirchenkalender einen Ebenbürtigen, mit dem er sich vergleichen könnte, aber die meisten der Heiligen sind Bischöfe gewesen und Päpste, und andere Kirchenväter, und Könige und Kaiser; wohl auch ein paar Fischer und Soldaten und Bauern. Aber Bettelmann kaum einer. Wohlan, es soll auch ein heiliger Bettelmann in den Kalender, und wenn kein Tag mehr leer ist, so muß ein Anderer hinaus. — Einen davon wollen wir doch über kriegen.

Von nun an ging der alte Josue allmonatlich einmal zur Beichte und Communion. Gar demüthig und ganz besonders verbogen, mehr kriechend als gehend, so nahte er sich

dem Beichtstuhle, und wie ganz anders verließ er denselben! Als ob er eine schwere, sehr schwere Last hingeworfen hätte, so richtete er sich nun empor, alles Verbogene an ihm schien in die Gerade und Höhe zu gehen; es wollte der Josue, wie er nun dastand, aus seinen Lumpen herauswachsen. So schritt er dann allemal würdevoll dem Hochaltare zu und stellte sich Brust an Brust vor den Tabernakel hin und that bei der Communion so kameradschaftlich mit dem Herrn, als wäre er — wie das Sprichwort sagt — mit ihm in die Schule gegangen.

„Zum Mindesten hat er ihm beim Welterschaffen den Wind machen helfen," spotteten die Leute.

Aber der Josue hatte ein scharfes Gewissen und es dauerte nicht lange, daß er so herrgottsselig vor dem Hochaltare stand. Schon in den nächsten Tagen war er um etliche Bänke weiter zurück, weil er sich der Sünden bewußt war, die jeder Tag brachte und die ihn „demüthig" machten. Bisweilen übersprang er von einem zum andern Tage zwei bis drei Kirchenbänke nach rückwärts auf einmal, je nachdem der Abend schlimme Zerstreuung, die Nacht böse Begierden gebracht hatte. Es ist nicht wahr, daß der Teufel blos junge Häute kitzelt; alte, von denen man glaubt, daß sie von der Gerbsäure der Leiden und Enttäuschungen lange schon gegerbt worden sein sollten, zwickt und kratzt er umso lebhafter und just mit solchen, die sich auf Heiligkeit hinausspielen wollen, treibt er seine ärgsten Bosheiten. Es mußte oft viel des Argen sein, wenn sich der Verbogene darauf um zwei bis drei Bänke degradirte. Ein übertretenes Fastengebot, eine versäumte Messe kostete nicht mehr als eine Bank. Als er dem Schulmeister auf einsamer Weide die Kuh ausmolk, das kostete gar keine, weil sich das Euter unter Gottes freiem Himmel leicht

wieder füllt, und der Schulmeister nicht auf der Welt ist, um Milch zu trinken, sondern um die Orgel zu spielen. Als er oben in der Muttergottescapelle das Oel aus der Lampe stahl, um sich damit für den Frauentag die Schuhe zu ölen, das kostete in der Kirche nur eine Bank. Als er draußen an der Wegtheilung einen fremden Bettelmann über den Haufen warf, der sich nach Heilingbach einschmuggeln wollte, das kostete zwar gar keine.

Eines Sommersonntags war der verbogene Josue vier Bänke auf einmal nach rückwärts gerückt. Im selbigen Stuhl saß ein verkniffenes Bäuerlein, das sagte dem Alten in's Ohr: „Na, alter Krebs, Du mußt sakrisch aufgeladen haben, daß Du Dich nicht weiter nach vorwärts schleppest!"

Wurde der Josue über und über roth im Gesicht.

„Leicht kann ich Dir tragen helfen," meinte das Bäuerlein.

„Trag' Du Deinen Pack, ich will schon Einen finden, der mir tragen hilft."

Und bis der Monat zu Ende ging, hockte denn der Josue fast immer schon hinten neben den Thurmpfeilern im finsteren Winkel. Da war's freilich hohe Zeit, daß er Einen suchte, der ihm tragen half. Er fand ihn gleich daneben im Beichtstuhl. Und von demselben aus ging er wieder in seiner ganzen Gottwohlgefälligkeit dem Hochaltare zu, wo er mit beneidenswerthem Behagen die Communion empfing.

Der alte Pfarrer sagte einmal zu ihm: „Josue, ich möchte Dir den Leib des Herrn lieber hinten an den Thurmpfeilern reichen, vor der Beichte, als dahier am Hochaltare nach derselben."

Der Josue hatte ihn nicht verstanden, sondern bei sich gedacht: Unser alter Pfarrer wird auch schon stark verwirrt in seinen Reden.

Und so ging es jahrelang fort, daß der Bettelmann wohlgehalten war in der Gemeinde, und daß sie in der Hoffnung auf Glück und Segen durch den Armen ihr Theil dahin hatten. So ging es fort, daß der verbogene Josue allmonatlich zur Beichte ging und unmittelbar nach derselben im Bewußtsein seiner Bettlerwürde sich am Hochaltare aufpflanzte, um sich dann allmählich von Bank zu Bank zurückzuziehen unter die düsteren Thurmpfeiler, und stolz zu sein auf seine Demuth. Wenn er vom Beichtstuhle weg in seiner verschlissenen, schlotternden Gewandung und in der komischen Aufgeblasenheit seiner frommen Existenz durch die Kirche trabte, nicht nach links und nicht nach rechts schaute, sondern sein verdorrtes Köpflein hoch und steif auf dem braunen Halse trug, da flüsterten sich die Leute zu: „Heut' geht mehr der Josel wieder!"

Und eines solchen Tages war's, als der alte Bettelmann wieder mit hoher Gravität durch die Kirche geschritten kam, geräuschvoll und mit den Fetzen flatternd, als wäre die Kirche für ihn allein erbaut, und er sich am Altare hingestellt hatte mit Stab und dem richtigen Wurfe der Mantelfalten wie eine Heiligenfigur, die sich hoch verehren, wo möglich ein wenig anbeten lassen will — wie er gerade noch so starr dagestanden war, schrie er plötzlich laut auf, daß es im Kirchenschiff hallte: „Betet mich an, ich bin der Arme von Heilingbach! Betet mich an! Betet mich an!" Dann sank er zusammen. Zuerst sank er an das Postament des Altarbildes, von diesem glitt er auf das steinerne Pflaster hinab — lautlos — leblos.

Der alte Pfarrer sagte an jenem Tage in der Predigt die folgenden Worte: „Der Menschen Straßen sind vielfältig und oft seltsam. Jede hat ihr eigenes Ziel. Dem alten Josue

sind vor einer Stunde die Sünden vergeben worden, aber besser ihm, er wäre vor der Stunde gestorben unter den Thurmpfeilern — in seiner Demuth."

Der Geiz.

Vor dreißig und mehr Jahren haben sich die Leute von Hinterbergen noch Alles selber gemacht, gebaut. Ihr Haus, ihr Gewand, ihr Essen — und auch die Löffel dazu.

So war Einer unter ihnen, den hießen sie den Löffel-Maier. Es war ein gelernter Zimmermann, war aber zur Ueberzeugung gekommen, daß Axt und Winkeleisen nicht Jedermann ernähren, daß es nur ein einziges Werkzeug giebt, welches das thut, nämlich der Löffel. Nicht blos Den ernährt, der ihn zum Munde führt, sondern meist auch Den, der ihn macht. Ich vermuthe, aus Ahorn- oder Nußbaumholz sind die Löffel geschnitzt worden, weiß es aber nicht bestimmt, denn zur Zeit, da ich mich noch mit derlei „Suppenschaufeln", wie wir sie hießen, abgeben mußte, fragte ich weniger darnach, woraus sie bestanden, als was sie enthielten.

Der vornehme Herr würde mit Blechlöffeln besser essen als der Arme, aber er muß Silberlöffel haben. So hat sich auch der Großbauer mit den Holzlöffeln nicht begnügt, sondern sich der Beinlöffel bedient, die aus den Hörnern seiner Ochsen gemacht wurden. Auch solche verstand der Löffel-Maier zu verfertigen. Daß die Hörner nur auch immer groß genug waren, denn man weiß ja: was bei den herrischen Leuten eine Portion ist, das heißt bei den Bauern ein Löffel voll.

Es war eine rechte Freude, zu sehen, wie in Maier's Stube die fertigen Löffel zu vielen Dutzenden — er verkaufte sie nach dem Dutzend — in anmuthig gebundenen Büscheln oder in losen Reihen herumlagen. Die hölzernen Dinger gaben

sich hübsch demüthig, aber die beinernen in ihren bunten Naturzeichnungen, vom Perlmuttergrau bis zum glänzendsten Schwarz, gestreift, gefleckt und am Rücken, wo der Stiel auslauft, mit netten eingegrabenen Zeichnungen versehen, diese beinernen träumten von Rahmsuppen und Schmalzkoch, Brennsterz und gar vom Kaffee!

Der Maier gab ihnen viele Empfehlungen mit an ihre wohlhabenden Käufer und wenn er dann einmal in ein solches Haus kam, da fragte er die Bäuerin: „Nu, Mahm, wie lassen sich die neuen Löffel an? Sind sie nicht zu seicht und kratzen sie nicht?"

War es wohl manierlich, daß hierauf die Bäuerin sagte: „Wirst halt einen probiren müssen!" und ihm was zum Schaufeln vorsetzte.

So ging denn der gewissenhafte Mann an den Feiertagen in der Gegend umher, um seine Löffel zu probiren. Und dieweilen blieb sein Leiblöffel daheim verschont und nützte sich nicht ab. So wie ein Schuster die schlechtesten Schuhe an den Füßen hat, so hatte der Löffel-Maier den armseligsten Löffel. Es war richtig ein beinerner, aber schon rauh und schuppig über und über und an den Rändern arg zerbissen, wie ja der Bauersmann mit Sterz und Schmalzmus, mit Rahm und Knödeln und Allem was er hat, allmählich auch den Löffel auffrißt.

Der Löffel-Maier war nicht für Fraß und Völlerei, wenn's auf seinen Leiblöffel ankam, und die Sparsamkeit, meinte er, ist eine Tugend, die schon auf Erden belohnt wird, wem's auf den Himmel zu lang dauert.

Der Löffel-Maier hatte keine Familie. Weib und Kind haben wollen, sagte er, das sind Schwachheiten! Daß gerade die kräftigsten Männer solchen Schwachheiten verfallen, das konnte

er gar nicht begreifen. Er war auch ein Mann in den besten Jahren, und so oft er Gefahr lief, stellte er sich lebhaft vor, was eine Familie für Geld kostet, erquickte sich dann im Anblicke seines Sparpfennigs und war wieder stark. Er that Alles allein. Er kochte sich allein, verpflegte sich in Allem, seine Ansprüche waren ja bescheiden.

Da hatte er einmal bei einem Nachbar ein junges Schweinlein adoptirt, das wegen seiner vielen Geschwister, die ihm die Muttermilch von dem Rüßlein wegschnappten, recht armselig war. Er hatte den Kindern des Nachbars ein paar mißrathene Löffelein geschenkt und fragte dann, was das halbcrepirte Vieh koste?

„Mein Gott, das kostet nichts, Du hast eh den Kindern die Löffel geschenkt. Nimm's nur mit, das Fackerl; wünsch' Dir viel Glück, daß Du's aufbringst!"

So war's recht.

Der Löffel-Maier atzte das Schwein mit warmer Liebe. Abfälle von Kraut und Rüben hatte er, oder erhielt sie von der Nachbarschaft. Die nöthige Milch gab ihm seine Ziege, die sich auch sonst recht anständig mit dem Stallgenossen vertrug. Da gedieh das Schwein und wurde groß. Ungeahnt wuchsen dem Maier hier egyptische Fleischtöpfe heran und er freute sich auf die Zeit, da er dieses dankbare Wesen schlachten und verzehren würde.

Aber als das Schwein kugelrund geworden war, da dachte der Löffel-Maier in seiner Bescheidenheit: Es ist doch Sünd' und Schad', diese schöne fette Sau selber zu essen! Anderen ist mehr zu thun um einen solchen Klumpen Erdenfreud', als mir. Ich habe an einem braven Erdäpfelröster just so viel, als wie an Fleisch und Speck; ich mag gar nicht fett essen, ist auch nicht gesund. Das Rechtschaffenste wird sein, ich treib' sie hinüber in's Rättenegg zum Fleischhacker.

Und eines Tages im Spätherbst, da legte der Löffel-Maier dem Schwein beim Hinterfuß einen Strick an, und an diesem Strick führte er es aus dem Stalle und vor sich her. Das Thier war ein solches Spiel nicht gewohnt und wollte davonlaufen; aber diesmal ging der linke Hinterfuß nicht mit, das Thier strauchelte, fiel zu Boden, wälzte sich auf der Erde, stand endlich doch wieder auf und trippelte grunzend weiter, weil der Mann mit der Gerte hinterdrein war. Der Maier hatte aber sehr viel Geduld, er schlug nicht zu und er hetzte nicht, denn so eine Sau, wenn sie sich etwas abmühen und ärgern muß, ist boshaft genug und wird unterwegs um ein Pfund geringer.

Wie theuer das Pfund jetzt etwan bezahlt wird? Es geht um, daß in Rättenegg die Saubuis (Schweinekrankheit, Seuche) sein thät. Aber wer weiß, ob's wahr ist. Wenn's wahr ist, geht unsere Dicke gut weg, denn jetzt kommt der Kirchweihsonntag und da brauchen sie viel Schweinernes zu Rättenegg.

So rechnete der Löffel-Maier unterwegs, da stieß die Sau plötzlich einen Schreckensruf aus in ihrer Sprache und machte einen kräftigen Sprung nach der Seite, daß sie den Maier, der gewissermaßen an ihrem Fuße hing, schier über den Wegrain hinabgerissen hätte. Die ganze Aufregung kam von einem Hasen, der über den Weg gesprungen war, und zwar von links nach rechts, was übrigens Glück bedeutet. Glück, wenn Eins zum Fleischhacker geführt wird? Das arme Thier war wahrlich nicht mit Unrecht so nervös auf diesem Wege.

Der Maier war guten Muthes, und zwar in einem so hohen Grade, daß er religiöse Stimmungen bekam. Im Gefühle der Zuversicht geht eigennützigen Menschen das

Frommsein am besten von statten. Darum kam ihm die Capelle ganz recht, die auf dem Bergpasse stand, über den sein Weg führte. Sie stand unter einer Gruppe von alten Schirmfichten, war zwar nur aus Brettern aufgeführt, an denen graue Moosbärte wuchsen. Die Thür war schon aus den Angeln gefallen und im Innern standen auf dem Erdboden kleine Pilzlein. Das macht Alles nichts, der Maier sah es kaum, er dachte nur an Den, der drinnen auf der Wand war, dem die Capelle geweiht worden — kein Geringerer, als der heilige Viehpatron Erhardi, mit dem geschnitzten Ochsen zu seinen Füßen, als Symbol seines Patronates.

Die katholische Kirche hat bekanntlich zum Troste der Gläubigen gegen jede Plage des Lebens einen Patron aufgestellt, respective zur Verehrung und Anrufung vorgeschlagen, was seinen großen Nutzen aufweist für die Vertrauenden und Hoffenden. So haben wir zum Exempel gegen Hochgewitter den heiligen Donati, gegen Feuersgefahr den heiligen Floriani, gegen Wassernoth den heiligen Sebastiani, gegen Pestgefahr den heiligen Rochus, gegen Halsübel den heiligen Blasius, gegen Zahnschmerz die heilige Apollonia, zur Wiederfindung verlorner Sachen den heiligen Antonius von Padua, zur Wiederbringung verlorner Ehre den heiligen Johannes von Gott und die heilige Genovefa. Die Wiederbringung verlorner Ehre ist eine so schwere Sache, daß zwei der mächtigsten Heiligen dazu gehören! Und gegen Viehseuchen ist es der heilige Erhardi, der von dem Volke angerufen wird.

„Mit Dir habe ich heute was zu reden," sagte der Löffel-Maier, als sie zur Capelle kamen, und meinte damit den Heiligen.

Nicht weit von der Capelle hing an einem Pfahl eine weiße Blechtafel mit der Aufschrift: Freischurf. Ein Eisen-

gewerkemann aus dem Thale hatte in dieser Gegend nach Erz gesucht, und zwar so lange, bis er sein Geld verloren. Auf dem Schutte, den er aus dem Stollen gegraben, wuchs Blätterwerk und Gestrüppe, der Stollen selbst war halb verfallen, die Tafel aber, mit der er sein Schürfen zur Kenntniß brachte, stand immer noch da. Weil der Nagel daran just so hakengerecht hervorstand, so befestigte der Löffel-Maier den Strick an demselben, damit das Schwein gesichert war und ihn nicht in der Andacht stören konnte.

Hierauf ging er in die Capelle, hockte sich an das windschiefe Betpult hin und hub an zu beten. Das Gebet lautete beiläufig so: „O heiliger Erhardi, der Du davor auf der Wand stehst und ein sehr schönes goldenes Gewand anhast. Zu Deinen Füßen sitzt ein Ochs. Aber Du bist nicht für die Ochsen allein, Du bist für jedes Vieh, also auch für die Schweine. Ich bedank' mich für's Erste bei Dir, daß Du das meinige so faist hast werden lassen. Und nachher hätt' ich ein schönes Gebitt. Erhörst mich, so laß ich Dir den Opferstock renoviren, der, wie ich sehe, caput ist, und daß Dir die Leute wieder was opfern können. Zu Rättenegg ist jetzt die Saubuis arg. Da geschieht ihnen ganz recht, die Rättenegger sind übermüthig und thun an den Samstagen tanzen, sitzen während der Meß und Predigt in den Wirthshäusern um und treiben auch sonst Allerlei. An Deinem Erharditag ist eine stille Meß gewesen und hab' ich nicht fünf Leut' in der Kirchen gesehen. Der Fleischhacker verkauft Knochen für Fleisch und ausgemergeltes Kuhfleisch für Ochsenlenden. Den Schweinsbraten dunstet er auf, daß aus einem spottschlechten Stückel eine Portion wird; das nichtige Gedärm verkauft er armen Leuten als Speckfleck und G'schneidel und das Abfallet und Ueberlaßlet thut er in die Würste, daß der Geizkragen

auch dafür noch hartes Geld kriegt. So geschieht den Rätten-eggern, und insonderheit dem Fleischhacker, über die Maßen recht, wenn Du sie mit der Saubuis strafest, und ich kann die meinige um das besser verkaufen. Wenn viel verrecken, verhoffe ich mir für die Dicke doch fünfundzwanzig Gulden zu lösen. Nicht etwan, daß Du meinst, es ginge mir nach etlichen Groschen mehr oder weniger, mir ist's nur um Deinen Opferstock zu thun, dem lege ich dann ein lärchenes Band an, hält besser wie ein eisernes und kostet nicht so viel. Mir geht's nicht um's Kosten, wenn ich Dir einen Gefallen thun kann, aber die eisernen Bänder, mußt bedenken, die stehlen sie, die hölzernen lassen sie daran. Also ich verlaß mich d'rauf, schau, wir sind schon alte Freunde, bist mir auch dazumal bei der Viehseuche beigestanden, daß die Hörner sind billiger worden."

Das war die Anrufung, und dieser haarsträubenden Lästerung hing der Löffel-Maier ein Vaterunser an.

Nach solcher Andacht verließ er die Capelle, um nach „Derseinigen" zu schauen. Und jetzt ging das Unglück an. Das Schwein war nicht mehr da. Es war der Strick nicht mehr da, an dem es gehangen, und es war die Blechtafel des Freischurfs nicht mehr da, an welcher der Strick befestigt gewesen. Das an seinem Fuße angebundene Geschöpf Gottes wollte von einer solchen Verbindlichkeit nichts wissen, es hatte das ganze Zeug vom Pfahle losgerissen und auf seiner Flucht mit sich geschleppt.

Das Erste, was dem vor Schreck halb ohnmächtigen Maier einfiel, war natürlich: gestohlen, denn jeglicher Argwohn solcher Leute geht zuerst auf schlechte Menschen. Das Fehlen der Freischurftafel belehrte ihn eines Besseren. Anfangs horchte er, ob er vom Waldgestrüppe herauf kein Rascheln

oder Grunzen höre. Dann begann er das Schwein bei seinem Kosenamen zu rufen, womit er es sonst auch immer zum Fettwerden angeeifert hatte. Als das nichts half und von der Flüchtigen keine Spur zu entdecken war, fluchte er ihr den leidigen Teufel nach, hob dann einen Stein auf, um ihn gegen die Capelle zu schleudern, ließ ihn aber wieder sinken und hub endlich bitterlich an zu weinen.

Weil er den Stein nicht geschleudert hatte, so mochte ihm — nach Maier's Gedanken — der Heilige den Rath eingegeben haben: Auf den Lehmweg mußt Du gucken! In demselben fand der Maier nun auch die Spur der Klauen; diese gingen aber nur eine kurze Strecke wegshin, dann verloren sie sich.

Der Maier suchte sonach den ganzen Tag sein Schwein. Er suchte an den Waldhängen und in Wildsträuchern, er blieb schier stecken in Moorgründen. Wen er ansichtig wurde, den fragte er: „Habt's keine Sau gesehen mit einer Freischurftafel?“ In den Bauernhäusern fragte er dasselbe. Sie hielten ihn für verrückt, und Keiner wußte Rath.

Er war zu seinem Häuschen gegangen, für den Fall sie häuslicher Sinn oder Heimweh zurückgeleitet hätte. Sie war nicht dort, sie war nirgends. Ein Nachbarsknecht sprach die Vermuthung aus, daß sie sich gegen den Steibelhof gewendet habe, denn dort hätten sie einen Focken. „Wenn das ist, wird sie mir mager!“ rief der Maier. „Und kriegst lauter Junge mit Freischurftafeln!“ spottete der Knecht.

Der schwerbedrängte Mann ging weiter.

Als die Abenddämmerung kam — welch ein trauriger Abend! — suchte er noch immer. Da war es ihm, als höre er aus einer Schlucht herauf das Angstgeschrei eines Schweines, wie es solche Thiere gellend ausstoßen, wenn sie mit dem

Tode ringen. In der Schlucht steht die Hütte des Schneider-Michels, der mit seiner Familie bisweilen dem Verhungern nahe ist, seitdem die Nähmaschinen und bei den Krämern das „Kaufgewand" den armen Bauernschneidern das Handwerk legen.

Dieser Michel wäre es schon im Stande!

Der Löffel-Maier fährt halb rasend die Berglehne hinab. Vor der Hütte huschen zwei halbnackte Kinder um, bestrebt, das Hühnervolk in's Haus zu jagen.

Einen der Jungen hielt der Maier an und fragte ihn, wo sein Vater wäre?

„Der Vater thut Sau transchiren," war die Antwort.

An der Thür zornte ein Weib über das lasterhafte Gewinsel des Schweines, das alle Hühner von den Aufsitzstangen verscheucht habe.

„Ja, ja, Du möchtest wohl gewiß auch winseln, wenn man's Dir so triebe!" rief er der Schneiderin zu.

Diese machte große Augen, als sie den Löffel-Maier sah. Ihr Gesichtlein, das zur Hälfte vom Herdfeuer beleuchtet war, sah sich in diesem Augenblicke gar nicht übel an. Der Maier trat an ihr vorbei in die Stube; da drinnen stand an der Spanfackel der Schneider-Michel und schürfte eben das Schwein auf.

„So recht, so recht!" redete ihn der Maier an, „hätt' ich doch Einen gefunden, der mir die Sau gut zahlt."

„Ist das Deine Sau gewesen?" fragte der Michel.

„Gewesen, Schneider?! Wie Du willst, sie kostet fünfzig Gulden."

„Das ist anders, mein Mensch," sagte der Michel, „das Thier da kostet mich gar nichts, als das Einfangen."

„Wieso, möcht' ich wissen!"

„Ist doch," meinte der Schneider und schnitt und schürfte lustig d'rauf los, „die Freischurftafel d'rangewesen. Dort liegt sie noch, gelt, Thadädl, Du hast es auch gesehen?"

Der zur Zeugenschaft Aufgerufene war der Gemeindebote, welcher auf seiner Heimkehr eben ein wenig beim Schneider zugesprochen hatte, um sich eine Pfeife Tabak anzuzünden.

„'s ist so! 's ist so!" sagte der Thadädl, sonst sagte er nichts.

Der Löffel-Maier, der hier seinen Vortheil wahrnahm, forderte für sein getödtetes Schwein immer entschiedener fünfzig Gulden.

Dem Michel wurde die Sache schon unangenehm; er wußte wohl, daß er kein Recht gehabt hatte, das herrenlose Thier zu fangen und zu schlachten. Er verlegte sich nun auf's Bitten, versprach Entschädigung, sobald er nur könne, die Noth in seiner Hütte sei nicht gering, er, der Maier, solle sich Weib und Kinderwerk ansehen.

Wieso er sich als arbeitsloser Mann den unnöthigen Aufwand erlaube? fragte der Maier.

„Welchen Aufwand?"

„Weib und Kind!"

„O lieber Gott im Himmel!" lachte der Schneider seufzend auf.

„Wenigstens nimmt man sich keine Junge!"

Der Schneider bat ihn, das Schwein zurückzunehmen und still zu sein.

„So dumm bin ich nicht," versetzte der Maier sehr gemüthlich. „Das Schwein werde ich freilich nehmen und Dich auch. Hast daheim ohnehin nichts zu essen, so wird Dir der Arrest gut genug sein!"

„Maier!" schrie jetzt die Schneidersfrau.

„Ei so, Du!" sagte der Maier und legte seinen Arm um ihren Leib, „es ist wahr, Du könntest vermitteln. Wollen den Leckerbissen einmal tauschen. Der Meister mag sich an meinem Schweinsbraten doch wohl satt essen, ich bin kein Stein. Aber beim Tisch soll er bleiben und keinen Neid lassen spüren!"

„Das ist genug, just genug!" redete jetzt der Thadädl d'rein, „ich hab's gehört und jetzt wollen wir einmal den Löffel-Maier einsperren lassen. Auf das, was er eben angespielt hat, haben die braven Vorfahren die Todesstrafe gesetzt. Köpfen wollen wir ihn nicht, aber unser Richter versteht in diesen Sachen keinen Spaß. Hat erst vor Kurzem den Schmiedjack auf ein halb Jahr festsetzen lassen, von wegen der Frau Wirthin, und ist leicht nicht einmal was d'ran gewesen. Nachher, Löffel-Maier, kannst Du mit Deinen eigenen Löffeln das ausessen, was Du Anderen eingebrockt hast. Da Du daheim ohnehin immer so viel zu essen hast, so wird Dir der Arrest ganz gesund sein!"

So kräftig ging der Gemeindebote d'rein, daß dem Maier angst und bange wurde. Wenn der Mensch schon keinen Spaß mehr haben dürfe, so behauptete er, dann höre sich ja Alles auf.

Diesen Spaß dürfe er nicht haben, unter keiner Bedingung! belehrte der Bote.

„So hol's der Teufel mitsammt der Sau!" fluchte der Maier und machte sich davon.

„Ich wünsche guten Appetit zum Braten!" sagte der Thadädl, und auch er ging seines Weges.

Die Schneiderleute ließen sich's wohl sein.

Der Löffelmacher hat sich seither mit der Schweinezucht nicht mehr abgegeben; lieber ging er seinen Löffeln nach, wie

vor und eh, bis der Gemeindebote, der schon einmal zu seinem Unglück geboren war, die blechernen in's Land brachte.

Sanct Erhard hat immer noch keinen renovirten Opferstock. Er mischt sich nicht d'rein.

Der Hagestolz.

Der Boden ist zwar ein wenig schwankend, aber meine schöne Leserin möge sich mir unbedenklich anvertrauen. Ich bin stets in hohem Grade discret, und um diese Tugend recht hervorzuheben, will ich als einen Gegensatz nur erzählen, wie es der junge Anton Hinterhölzl getrieben hat.

Dieser Anton Hinterhölzl, Sohn des verstorbenen Josef Hinterhölzl in der Gemeinde Gscheid, Bezirk Oberplankendorf, dreiundzwanzig Jahre alt und frisch und gesund, Gott sei Dank! trat an einem schönen Feierabende des letztvergangenen Sommers zum Dorfbrunnen hin, wo etliche plaudernde Mädchen beisammenstanden. Die netten Dinger gaben an Geschwätzigkeit dem sprudelnden Dorfbrunnen nicht viel nach. Aber Eine stand dabei, die sagte nichts, sondern wartete nur, bis ihr Krug voll war. Zu dieser trat der Anton hin und sagte: „Jungfrau Susanna, wenn Du wüßtest, was ich heute für einen festen Durst habe!"

„Da ist der Brunnen," antwortete sie.

„Laßt mich trinken aus Deinem Krug?"

„Meinetwegen," sagte sie, „Dich laß ich trinken, Du hast keinen Schnauzbart."

Es war in der That so, der Bursche hatte auf seiner leicht aufgeworfenen Oberlippe nur einen losen Flaum; die blonden Härchen glänzten wie Gold, wer sie auf das hin ansah, und das that die Susanna jetzt, denn es war ihr um den grünglasirten Krug, und sie mochte nicht trinken aus

einem Gefäß, in welches vor ihr „so ein Bartsetzen" hineingehangen hatte.

„Der Durst ist nicht gar groß gewesen," bemerkte sie, als er nach kurzem Nippen ihr den Krug wieder zurückgab.

Jetzt legte er keck seine Hand an ihr Köpfchen, bog es an sich und flüsterte ihr was in's Ohr.

„So!" sagte sie laut, daß es auch die Anderen hören konnten, „spazierengehen willst mit mir? Spazierengehen thun die Herr'n; ich bin eine Bauerndirn."

„Und ich ein Bauernbua," d'rauf er, „und wollen wir nicht spazierengehen, so kunnten wir doch zum Wenigsten ein bissel miteinander herumschlankeln —"

„Schlankel zu!"

„— in den Baumgarten hinauf!" flüsterte er.

„Was wollten wir denn im Baumgarten oben, möcht' ich wissen!"

„Schauen, ob die Zwetschken schon zeitig sind." —

So scherzten sie sich zusammen und so scherzten sie sich davon. Als sie in den Baumgarten kamen, war es schon finster. Auf dem grünen Rasen lagen weiße Tücher; das war der Mondschein, der zwischen den Baumkronen niederfiel. Mitten in einem solchen großen, weißen Tuche stand der Stock eines alten Birnbaumes, der gespalten und verstümmelt gewesen, keine Frucht mehr getragen hatte und also vor Kurzem umgeschnitten worden war.

„Wenn der Mensch eine Bank zum Niedersitzen haben will," sagte nun der Anton, „so muß er sich eine aussuchen, die nicht bricht."

Nach diesem Lebensgrundsatz setzte er sich auf den Birnbaumstock und zog das Mädchen ohne viel Anstrengung an seine Seite nieder.

„Ja freilich, so ein Stock wird just groß genug sein für zwei Leut'!" sagte sie, denn je mehr so ein munteres Dirndl befangen ist, desto unbefangener sucht sie zu schwatzen und schwatzt gerade das, was sie selbst am wenigsten glaubt. Sie sah es recht wohl, daß der Stock breit genug war für zwei Leut'. Er legte seinen Arm um ihren Nacken: „Suserl, Dich habe ich schon lang' so neben meiner haben wollen."

„Eh? Und hast jetzt mehr, weil ich neben Deiner bin?" Diese Worte zitterten ihr vom Mund, und es zitterte ihr die Hand, die er auf sein Knie gelegt hatte, und sie dort mit der seinigen festhielt, und es zitterte ihr das Herz.

„Ich weiß es schon lang, daß Du mich gern hast, Suserl!"

„So? Das höre ich auch das erstemal."

„Mag schon sein, weil ich Dir's das erstemal sag'."

„Hat Dir's leicht die Kartenaufschlagerin verrathen?"

„Was brauch' ich die alten Weiber dazu, wenn ich's von Dir selber weiß. Wissen thue ich's daher, weil Du mich allemal so keck abgetrumpft hast."

„Ja, weil ich Angst gehabt hab', die Leut' kunnten's sonst merken. Sie brauchen es nicht zu wissen."

„Jetzt ist's abgemacht," sagte der Anton und preßte ihre Hand mit der seinigen. „Wir zwei halten zusammen."

„Allzu geschwind geht's," sagte sie, „hast Dir's wohl überlegt?"

„Seit einem Jahr hab' ich's überlegt, wie ich Dich zu mir krieg."

„Und ich hab's auch immer überlegt," gestand sie, „wie ich Dich recht ärgern kunnt und doch wieder anlocken. Es ist so viel zum schämen, wenn man Einem sagt, daß man ihn gern hat."

„Schämst Du Dich jetzt noch, Suserl?"

„Jetzt nimmer, jetzt däucht mich, wir wären unser Lebtag beisammen gewesen."

„Und bleiben beisammen. Ich schau keine Andere an, als wie Dich, und Du keinen Andern, als wie mich, gelt?"

„Ja," sagte sie.

„Und jetzt, Suserl, jetzt zeig' einmal Dein Gesichtel her!" Er sagte es, und bog ihr Köpfchen mit dem geflochtenen Haar so, daß der Mond voll und licht auf ihr Antlitz schien. Die Augenlider mit den langen Wimpern schlossen sich halb vor dem hellen Schein und zwischen den Lippen schimmerten die weißen Zähnlein hervor.

Wie der Anton das Köpflein nun so zwischen seinen Händen hielt und er ihr in's Auge schaute und dann auf das weichzuckende „Göscherl", beugte er sich, um auf letzteres einen langen Kuß zu drücken. Der Kuß wollte gar nicht enden, sie hatten sich schier aneinander festgesogen. In demselben Augenblick stupfte Jemand mit einem Stöcklein auf den Rücken des Burschen hin und eine heisere Stimme sagte: „Pfui!"

Das Paar stob auseinander.

Das Mädchen floh, der Bursche kehrte sich um — wer da sei? Wen's was anginge?

„Ich bin da und mich geht's was an!" antwortete der Störefried, stützte sein Stöcklein auf den Birnbaumstock und starrte den Anton an. Niemand Anderer war's, als die „Dorfglocke". So wurde der hagere, ein wenig eingeknickte Mann geheißen, der wegen Schwächlichkeit sein Schusterhandwerk aufgegeben hatte und nun die lebendige Kundmachung vorstellte. Bei Festlichkeiten machte er den Einlader oder Ansager; wenn eine Bittprocession um Regen oder um Sonnenschein gehalten wurde, ging er in seinem schwarzen Tuchgewand von Haus

zu Haus, um es den Leuten zu künden; wenn ein Begräbniß war, ging er in die Runde und sagte an jeder Thür seinen Spruch: „Morgen wird der N. N., den Gott der Allmächtige von dieser Welt abgerufen hat, christlich bestattet und lassen die Angehörigen ihre christlichen Mitbrüder und Mitschwestern bitten um zahlreiche Betheiligung!" Auch wenn sonst etwas zu künden war, wurde dieser Mann gerne verwendet, und lag es also wohl nahe, daß er nun von Haus zu Haus gehen und in seiner eintönigen Weise darthun möchte: „Es ist den christlichen Mitbrüdern kund und zu wissen gethan, daß der Anton Hinterhölzl und die Susanna Bergerin nächtig miteinander im Baumgarten betroffen worden, so nahend beisammen, daß kein Vogel seinen Schnabel zwischen Beide hätte stecken können."

Indessen ist der Mann verschwiegen, er kündet nur, wo er dafür bezahlt wird. Allerdings würde der Anton auch bezahlen, aber in einer Weise, die nicht Jedermanns Sache ist. Etwas Anderes war's, was jetzt die Dazwischenkunft der „Dorfglocke" so unangenehm machte; der Mann war der Oheim und Vormund des Anton, hatte also gewissermaßen ein Recht, mit dem Stocke den Burschen am Rücken zu stupfen und Pfui zu sagen — so schlecht angebracht diese Demonstrationen auch sein mochten.

Ueber den Vormund würde sich der Anton nöthigenfalls hinausgesetzt haben, denn von seiner vollen Selbstständigkeit trennte ihn kaum ein Jahr mehr; dann hatte er in gewissen Dingen allein nur Gott zum Herrn, und mit diesem ließ sich reden, der doch — wie der Bursche einmal singen gehört hatte — „Das Dirndl wegen dem Büaberl gmacht" hat. Anders aber war's mit dem Oheim. Der hatte ein Sächelchen erspart und der Arzt sagte: Der Mann wird nicht

alt. Und das Sächelchen rutscht dann auf den Neffen über, heißt das, wenn der Oheim nicht früher einen Stein in die Rinne legt. Das ist zu vermeiden, und daher muß der Anton nun ganz demüthig dastehen und hören, was der Oheim sagt.

Der Oheim setzte sich auf den Birnbaumstock, denn er stand schwer, wenn er sich nicht wo anlehnen konnte, und lud den Neffen ein, sich daneben zu setzen. Wie gerne hätte dieser versichert, der Birnbaumstock wäre für Zwei zu schmal, wenn nicht just früher der glänzende Gegenbeweis erbracht worden wäre.

„Setz' Dich, Junge, setz' Dich!" drängte der Oheim. Und als selbiger hart an der Kante saß — Galle im Herzen — da sprang eine Kröte auf seine Hand; es war aber nichts als die feuchtkalte Hand des Oheims.

„Anton!" sagte er gewichtig, „was habe ich dahier vorhin sehen müssen?!"

„Unrechtes nichts!" antwortete der Bursche.

„Unrechtes nichts?" lachte der Oheim heiser auf. „So sage mir einmal, seit wann ist es denn ausgestrichen, das sechste Gebot Gottes?"

„Das ist nicht ausgestrichen," antwortete der Bursche, „deshalb will ich mich um einen Schatz umsehen."

Ueber dieses freche Wort war der Oheim derart empört, daß er den Zeigefinger hob und warnend ausrief: „Jüngling! Das Umziehen mit ledigen Weibsbildern ist Sünd'!"

„Deswegen, Oheim, möchte ich mich an eine Verheiratete machen."

„Thor! Thor! Das ist noch größere Sünd'!"

„Heißt das, an Eine, die mit mir selber verheiratet ist."

Der Oheim schwieg, er war ein wenig ärgerlich, daß er in's Garn getappt hatte.

„Ich muß heim zum Rosenkranzbeten!“ sagte der Anton und wollte rasch aufstehen.

Der Oheim hielt ihn zurück:

„Bleib' noch da. Wir wollen ein Anderes beten Allzwei. — Ich weiß nicht, Ihr jungen Leut', was Ihr denn habt. Ihr bildet Euch ein, es müßt' sein, und es ist allmiteinander nur Verführung, nichts als Verführung. Weil Ihr immer die verruckten Lieb'sliedeln hört und selber singt! Und weil Ihr jeden Weiberkittel schon auf das hin anschaut! Was ist denn d'ran, möcht' ich wissen? Das ist ein Geschrei von den sauberen Mädeln und eine ganze Litanei weiß man von ihren Augen und Haaren und Wangen und Statur und was weiß ich! Ich finde nichts an den Weibsleuten, hab' nie was d'ran gefunden, in diesen Stücken bin ich alleweil gescheit gewesen.“

Warum Gott dem Adam die Eva erschaffen hätte? war die Frage des Burschen.

„Mein lieber Junge,“ sprach jetzt der Oheim, „wenn Du über derlei reden willst, so mußt Du auch genau wissen, wie es zu lesen steht. Am sechsten Tage, als alles Andere fertig gewesen, schuf er den Adam, und er sah, daß es gut war. So heißt's, und gut war's! Die Eva ist erst später dazu gekommen, darauf steht's nirgends mehr zu lesen: und er sah, daß es gut war.“

„Der Spaß ist nicht schlecht,“ meinte der Anton.

„Der Teufel auch, ist denn das ein Spaß?“

„Ein sauberes Dirndl busseln, das ist freilich noch ein größerer Spaß. Den verstehst aber nicht, Oheim.“

„Gott sei Dank, nein! Vor dem Abschmatzen und Busseln, da hat mir immer gegraust; soll ich Einer den Mund ablecken?!“

„Das muß ich schon sagen, da bin ich anderer Meinung," entgegnete der Anton.

„So beschreib' mir's, so beweis' mir's!" sagte der Oheim geschmeidig.

„Beweisen," meinte der Bursche, „das müßte ich wohl wem Andern überlassen."

„Wem denn?"

Nun wollte der Anton beginnen, nach bestem Wissen und Gewissen dem Oheim das Weib und das „Gernhaben" und das „Busselgeben" darzustellen. Er spannte schon den Athem dazu an, unterließ es aber noch im letzten Moment. Denn er dachte so: Gelingt es mir nicht, ihn zu überzeugen, so hilft es nichts, und gelingt es mir, so nimmt er sich am Ende selber Eine und die Erbschaft ist hin.

„Ja, Oheim," sagte er denn, „wenn man's genau nimmt, Du hast nicht so Unrecht. Was kann an so einem Weibsbild denn viel d'ran sein! 's ist vielleicht mehr Einbildung als Wirklichkeit in der Sache."

„Bist halt doch ein vernünftiger Bursch'! Mich gefreut's und werden gut miteinander auskommen. Nur wissen möcht' ich's, der Weiber wegen, warum die jungen Teufel alle so d'rauf losgehen!"

„Nicht allein die jungen, Oheim, gemeiniglich auch die alten!"

„Deut' mir's!"

„Probir's!" sagte der Anton, wollte aber das unbedacht entschlüpfte Wörtlein wieder einfangen.

„Meinst, Anton?" versetzte der Oheim weich, „und — ? Wenn man's nimmt, ich bin noch nicht fünfundvierzig, ich werd's erst in drei Wochen. Die besten Tage! Es wird viel sein, wenn ich nicht noch dahinterkomme, was an der Sache ist."

„Daß es Dir am Ende nicht so ergeht," meinte der Neffe dämpfend, „wie dem Bachschneider."

Das war genug gesagt. Was der Bachschneider von seinem jungen Weibe litt, das ahnte männiglich. Sie sperrte ihn unter Anderem in die Werkstatt ein und ging in das nachbarliche Eisenwerk, um ihre Kinder zu suchen. Aber die Freude vom alten Meister, wenn sie geboren wurden, die wog alle Drangsal auf!

„Du hast recht, ich laß es sein," sagte der Oheim. Da fiel dem Jungen ein Stein vom Herzen; er fiel aber so laut zu Boden, heißt das, der Bursche athmete so vernehmlich auf, daß der Oheim fragte: „Was geht es denn Dich an?"

Diese Frage kam so plötzlich, daß sie in dem Burschen, der ohnehin mit der kochenden Galle zu kämpfen gehabt hatte, nicht minder plötzlich den Wiederhall wachrief: „Und was geht es denn Dich an, ob ich mir Eine zulege oder nicht? Das ist mir zu dumm, daß Du Dich da dreinmischest. Ich mag die Susanna einmal und ich mag sie einmal! Heirate ich sie heut' oder auf's Jahr, das ist Einerlei, mein ist sie von heut' an, ich finde nichts Schlechtes dabei und glaube, das sechste Gebot ist für was Anderes da, als für das, wenn man einen Schatz hat und ihm treu bleibt. Gute Nacht, Oheim! Ich schlag' Dir auf die Finger, wenn Du nicht auslaßt! Gute Nacht, Oheim!"

Flink riß er sich los, rasch lief er davon. Der weite, klare Himmel stand über ihm und in demselben der stille, freundliche Mond, der ihm zuwinkte: Mit dem Oheim hast Du es nun zwar verdorben, Du hitziger Junge, aber Dein Schatz, der wartet auf Dich, dort wo das Fensterlein funkelt.

Der Mond hatte recht — er hat in solchen Dingen immer recht, er mag voll oder neu, im ersten oder letzten

Viertel sein. In unserem Falle war er im ersten Viertel, er wurde von Tag zu Tag voller, wie das Liebesglück der beiden jungen Leute, bis er am Hochzeitstage ganz voll und rund am Horizont emporstieg.

Der Oheim hatte noch einige Begräbnisse ausgerufen, das seine schließlich aber verschwiegen. Es kam frühzeitig, wie es der Arzt vorausgesagt hatte. Auf dem Todtenbette soll der arme Mann gesagt haben, nichts Lebendiges bleibe von ihm zurück, also sei sein Leben eine Todsünde gewesen. Er wisse weiters nichts mehr gut zu machen: was an Gut und Geldeswerth von ihm übrig bleibe, das gehöre den Kindern des Anton.

Der Neid.

Daß sie sich nicht einen Mann nimmt! So schlank und interessant und blaß! So schwarz an Haaren, so vergißmeinnichtblau in den Augen! Ein Paar leise Fältchen der Wehmuth um die Mundwinkel, und sich keinen Mann nehmen! Des Herrn Oberamts-Directors eingeborne jungfräuliche Tochter sein und sich keinen Mann nehmen! So zart gebildet, so belesen, so reich an Fertigkeiten: Zeichnen, Malen, Pianofortespielen, so geübt im Sticken von künstlichen Blumen — so züchtig und gretchenhaft, und sich keinen Mann nehmen!

Wer sie in der Laube hingegossen sieht in ihrem lilienweißen Kleide, wie sie eine Rose entblättert mit den ätherischen Fingern, versunken in Gedichten von Mathisson, Schiller, oder versunken in Träume süßer Schwermuth! Denn Röschen kann in Mancherlei sehr hübsch versunken sein, wenn sie es weiß, es geht ein indiscreter junger Mann vorbei, der durch die Fugen des Gartenzaunes lugt. Auch weiß sie in solchen unbewachten Augenblicken das große Auge — dem ich alles

Lob geben darf, womit wasserfarbenkundige Lyriker je ein blaues Mädchenauge besungen — gedankenschwer zum Himmel aufzuschlagen und reizend zu seufzen. 's mag auch sein, daß sie dichtet.

Dabei sieht sie sich von draußen an, nämlich sie schaut im Geiste durch die Zaunfuge herein auf die holde hingegossene deutsche Maid, die so tief versunken ist in das Ahnen der Jungfrau und deren dichterische Seele dahinweht, „hoch über den Welten".

„O Blümlein hold, o klage nicht, wenn Dich ein schlimmer Knabe bricht!" singt sie. Aber ach, die Knaben von Krumppenau sind nicht so schlimm, als sie in den Romanen stehen, es giebt keine Toggenburge und Don Juane darunter, und giebt es deren, so huldigen sie dem Häßlichen und Gemeinen und „Schön Röschen bleibt im Haine ach, wohl einsam und alleine!"

Der neue Adjunct des Oberamtes erhält zu seinem Namensfeste eine anonyme Sendung zugeschickt, ein Blatt, auf das ein herzförmiges Kränzlein von gepreßten Blumen geheftet ist, rothes Herzlieb darunter und Vergißmeinnicht und eine Wickenblüthe, welche — was aber der junge Ignorant nicht weiß — ein aufgebrochenes Schlößlein bedeutet. Und ganz unten, wo das Herz in eine Spitze ausgeht, sind mit sehr blasser Tinte winzig klein zwei Buchstaben: R. H.

Junge Männer, die gegen derlei noch nicht abgehärtet sind, beschleicht bei solchen Briefen in der Blumensprache allemal ein unruhiges Gefühl, das sich noch steigert, je lebhafter eine willenskräftige Mannesphantasie an der Gestaltung der unbekannten Spenderin arbeitet. Aber des Adjuncten Freund, der Unterlehrer von Krumppenau, hilft ihm alsbald aus dem Traume.

„Das Ding kenne ich," sagte der Unterlehrer, als er den herzförmigen Blumenkranz sah, „ich habe es zu den vorigen Weihnachten geschickt erhalten, aber es sofort zurückgesandt."

„Wem hast Du es zurückgesandt?" fragte der erschrockene Adjunct.

„Nun, dem Fräulein Rosa Hollerbusch."

Da ging es dem Adjuncten eiskalt über den Rücken.

Der Postbeamte besaß ihre Photographie, auf der ihr schelmisch schwärmerisches, kindlich junges Gesichtlein überaus reizend mit einem dunklen Schleier halb verdeckt war. Jeder verliebte sich in dieses Röschen.

„Wie alt mag es nur sein?" fragte der Unterlehrer.

„Wohl an die fünfzehn Jahre."

„Das Röschen?"

„Das Bild."

Zahlen sprechen und erklären Alles. Aber unerklärlich, daß eine solche Frucht nicht zu ihrer Zeit geerntet wurde! — Sie hatte einst zwei Bräutigame, aber sie hatte — um die Wahrheit zu sagen — zwei Bräutigame zu gleicher Zeit, und das soll ihr jeder von beiden übel genommen haben. Es war aber ein Mißverständniß, denn heiraten wollte sie nur Einen. Was thäten um Gotteswillen die Romanschreiber, wenn alle Mädchen so prosaisch wären und Gott nicht lieben wollten in seinen Geschöpfen! Als ob nur der legitime Bräutigam und Ehemann ein Geschöpf Gottes wäre, und alle Anderen nicht! Aber auf dem Dorfe ist hierin kein Spaß zu treiben; hat Eine mit Einem zu wenig, so kann sich's fügen, daß sie ganz alleine bleibt; oder daß sie ist wie ein Kirschbaumzweig, auf welchen nur vorüberfliegende Spatzen hocken zu einem kurzen Rasten und Naschen.

„Vöglein, Vöglein schwirre,
Die Kirschen sind schon dürre,
Den harten, herben Kirschenkern,
Den hat das Vöglein nimmer gern.
Vöglein, Vöglein schwirre.“

Seither fühlt Röschen um ihr blasses Antlitz den Nimbus der Verlassenen. Noch hat sie zwei Freunde: den Mai und den Mond.

Und in einer mailichen Mondnacht ist's, da wandelt sie über die Wiesen hin dem Kirchhofe zu, wo die Todten ruhen.

Dort im Knochenhause spielen tagsüber die jüngeren Kinder des Todtengräbers mit den Beinen der alten Gemeinde Krumppenau. Aus den Arm- und Schenkelknochen bauen sie ein Häuslein, mit den Beckenbeinen und Brustblättern decken sie es ein, mit den Todtenschädeln schieben sie es nieder. Oder sie erhaschen einen Schmetterling und halten ihn gefangen in den Augenhöhlen eines Schädels und was dergleichen mehr ist. Wer soll's den unvernünftigen Kindern verübeln, wenn selbst die allwaltende Natur die unglaublichen Allotrias treibt mit den Todten, sie, die in diesen Stücken nicht Anderes ist als die Kinder sind, welche ein hübsches Spielzeug zerbrechen, um dann mit den Trümmern erst recht spielen zu können.

Solch tollwitzige Gedanken hat nun zwar das Röschen nicht; ist sie tagsüber auf dem Friedhof, so „indignirt“ sie sich vor Allem über die älteste Tochter des Todtengräbers, welche die Gräber der alten Frau Postmeisterin und des Großbauers Oberfelner und der kürzlich erst verstorbenen Pfarrerköchin zu besorgen und mit Blumen zu bestreuen hat, und dabei dudlt (jodelt). Die Person ist, so viel man hört, noch nicht zwanzig Jahre alt und schon so frech, daß sie, anstatt Mathisson'sche Gedichte zu lesen, ihre Liebesgesangeln trillert

auf den Hügeln der Verstorbenen! Es soll nur einer wach werden, von den im vorigen Jahre durch das Nervenfieber dahingerafften Burschen, und mit blutlosen Händen aus der Erde ein Loch wühlen und hervorkriechen und die männersüchtige Närrin mit hinabholen in seine Truhen! Es geschähe ihr ganz recht!

Das sind die Gedanken Röschen's, wenn es sinnend über den Kirchhof schwebt und in edler Würde eines züchtigen Mädchens unter den Cypressen der hammerherrlichen Gruft steht, auf welche vom nahen Pfarrhofe das Fenster des Herrn Caplans herüberschaut. Sie wendet sich und thut so unbemerkt als möglich einen kurzen Blick gegen das Fenster, ob in demselben nicht etwa die schwarze Gestalt mit der weißen Halsbinde und dem rosigmunteren Gesichte stehe.

Neben dem Beinhause steht ein Hollunderstrauch, der zu solcher Maienzeit in üppigen Zapfen blüht. Der Herr Caplan ist ein Freund davon und geht manchmal des Abends, sich ein paar solcher Blüthentrauben zu holen. Sie duften gar zu herrlich; Manchem steigt der Duft zu Kopf. Das wäre ihm just recht, daß der Duft ihn nächtlich betäube und holde Traumbilder aufbaue; denn für die Freuden des Traumes könne ihn Niemand verantwortlich machen.

So schwebt nun das Röschen spät am Abend über den Kirchhof dahin. Sie mag ja ein liebes Grab dort haben und kann sich dergestalt ihre treue Seele zeigen Dem, der die Jungfrau wandeln sieht, einsam zwischen den Cypressen.

Es ist schon so finster, daß der aufgehende Vollmond alle seine Zauber spielen lassen kann. In blassen Rosen stehen die Wände des Pfarrhofes da und die klugen Fenster haben ein schalkhaftes Feuer in ihren Augen. Der Kirchthurm ragt wie ein Streifen weißen Tuches in die Nacht empor. Selbst-

verständlich hört man auch die Unruhe der Kirchenuhr, die kein Schilderer eines nächtigen Kirchhofs vergessen darf. Die Grabkreuze werfen ihre langen schwarzen Schatten. Im Ganzen ist die Nacht still und lau und die Hollunderblüthen duften so stark, daß dem Röschen schier die Sinne vergehen wollen.

In demselben Augenblicke wird auf der Kirchhofsmauer eine dunkle Gestalt sichtbar, wie ein riesiger schwarzer Rabe. Ich sage absichtlich: schwarzer Rabe, weil es auch weiße giebt, die aber bekanntlich außerordentlich selten sind, während solche Vögel, wie dort einer auf der Kirchhofsmauer hockte und jetzt innerhalb derselben auf die Erde sprang, auf dieser Welt sehr häufig vorkommen.

Wenn es der Caplan ist, dachte sich Röschen, so falle ich vor Schreck in Ohnmacht.

Es war aber ein Anderer, so viel an der Kleidung und dem Wuchse zu sehen war, ein stämmiger Bauernbursche aus dem Dorf. Röschen zog sich ein wenig in den Hollunder zurück. Der Bursche kam nicht, um Blüthen zu pflücken.

Gegen das Häuschen des Todtengräbers schlich er hin. An der Mauer desselben stand ein Grabkreuz, an diesem kletterte er leise und vorsichtig empor bis zum Fenster. Sachte begann er mit den Fingerspitzen an den Fensterscheiben zu trommeln. Da ward die Scheibe plötzlich weggeschoben und des Leutebegrabers Töchterlein flüsterte heraus, er solle keinen Lärm machen.

Sagte hierauf der Bursche: Darum wären die Knochen mit Fleisch und Blut überzogen, daß sie nicht klappern könnten.

„Stehst fest?“ fragte sie heraus.

„Ich stehe auf einem Kreuz, weil ich mir denke: wenn der Mensch so oft das Kreuz tragen muß, so soll das Kreuz

auch einmal den Menschen tragen. Aber wenn's bricht, lieg' ich unten."

„Wollt' an Deiner Stelle doch lieber daheim bleiben und auf dem Strohsack liegen, als mich da so in die Gefahr begeben."

„Mich tragen die Engel daher zu Dir," sagte der Bursche. „Mußt solches wissen: Wie ich beim Nachtgebet mit meinem Schutzengel red', sagt der zu mir: Heut' ist Samstagnacht und Du könntest auch was Gescheiteres thun, Sepp, als das Stroh niederpressen. Denn schlafen — sagt er — magst Du doch nicht und so ein Liegen, es mag auf der rechten oder auf der linken Seiten sein, auf dem Rücken oder auf der Brust, ist ungesund. Sollst zu Deinem Dirndl gehen, hat er gesagt, mein Schutzengel."

„So!" antwortete das Mädchen, „der meinige hat gerade das Verkehrte gesagt, der hat mir gesagt, ich soll Thür und Fenster gut zusperren."

„Ganz recht, damit der Liebste nicht wieder hinaus kann."

„Oho, damit er nicht herein kann!" behauptete sie.

„Nachher hast Du ihn schlecht verstanden. Ich will Dich aber nicht überreden, mein liebes Agathel. Du bist Dein und kannst Dich behalten so lang Du willst, und kannst Dich geben, wem Du willst. Ich mach's auch mit mir so. Aber ich selber brauch' mich nicht und bin mir auch wieder zu gut, daß mich die Erste, die mich brauchen kunnt, haben sollt'. Mir ist die Sauberste und Herzigste gerad' gut genug und wenn Du mich fortgehen läßt, wie ich gekommen bin, so mußt Dir nicht denken, ich klopf' aus Zorn und Trotz an ein Nachbarsfenster, obgleich ich etlich' wüßt', wo Einer wie geschmiert hineinrutschen kunnt. Nein, ich geh' in meine Kammer, und ist's schon nicht gesund, wie ich dort lieg', so magst Du's verantworten, und

ich vermeine, Du wirst für Dich allein nicht gesünder liegen und ist's gar nichts Anderes, als eine zweifache Narrheit, was hier zwei Liebesleut anstellen, wenn sie mir nichts dir nichts auseinander gehen."

So sagte der Bursch.

Das Mädchen war ganz kleinlaut und meinte nun nach einigem Säumen, sie übernähme gar keine Verantwortlichkeit.

„Da hast Du ganz recht."

„Gleichwohl Ihr Mannsleute der Meinung seid, wir Weibsbilder wären recht zum Schuldaustragen, weil wir dazu die Schürzen um hätten."

„Darum flink weg!"

„Und damit das schamrothe Gesicht verdecken, gelt! Bist mir schon ein sauberer Rathgeber, Du! Geh' heim schlafen, daß Du morgen die Predigt nit versäumst. Die thut Dir noth!"

„Meinst!" sagte der Bursche, weil er für den Augenblick nichts Anderes zu sagen wußte.

„Freilich meine ich's!" hierauf die Maid, weil auch sie jetzt nicht Anderes zu sagen wußte.

„Ihr Dirndln sollt's froh sein, daß wir Burschen die Predigt verschlafen. Es möcht' Euch sonst einmal schön langweilig werden auf der Welt!"

„Meinst!" sagte jetzt sie.

„Geh', Agathel, zier' Dich nicht. Bist mir eh' schön genug. Laß mich nicht so lang stehen."

„D'rum rath' ich Dir ja, daß Du gehen sollst."

„Mußt nit so unbarmherzig sein, Dirndl!" sagte er in fast trauriger Weise, „schau, das Weiß-Heimgehen ist selbst dem Geistlichen hart, um wie viel härter erst einem Liebhaber!"

Ob das Agathel die Bemerkung verstanden hat, weiß man nicht, aber verstanden ist sie worden, das beweist ein

tiefer Seufzer, den in demselbigen Augenblick der Hollunderstrauch fahren gelassen hat.

Das Agathel wollte jetzt das Fenster zuschieben, der Sepp aber reckte den Arm hinein und sagte sehr leise, aber sehr deutlich: „Nein, Dirndl, jetzt nimmer. Jetzt, weil wir einmal so viel miteinander gesprochen haben, jetzt bleib' ich da. Wenn Einer, mußt wissen, beim Fensterln einmal so lang auf dem Fenster sitzt, daß das Brettel warm wird, nachher geht er nimmer nüchtern heim!"

„Du sitzest ja auf keinem Brettel," berichtigte sie.

„Hingegen ist schon die ganz' Wand heiß, an der ich lehne," sagte er, „aber was hilft das viel Schwatzen, deswegen steh' ich nicht auf dem Todtenkreuz. Ich will auch einmal wissen, warum es der Pfarrer gar so scharf verboten hat."

„In Gottesnamen," sagte sie bittweise schmeichelnd, „aber nicht schlimm mußt sein, Sepp, schau, gescheit mußt sein ... "

Das Alles hatte Röschen im Hollunderstrauch hören und sehen müssen. Wie ihr dabei zu Muthe war, das ist unbeschreiblich. Aber jetzt hielt sie es länger nicht mehr aus, und als sie gewahrte, daß der Bursche vor dem Fenster verschwunden war, schoß sie aus dem Strauch hervor wie ein aufgeschrecktes Wiesel, und über Grab und Gruft dem Kirchthurme zu. Der Kirchthurm hatte unter sich einen offenen Durchgang, in den die Glockenstricke niederhingen. Zwei solche Stricke erhaschte das Röschen, zwei zugleich, und riß und riß, daß die Glocken schrill aufschrien, weit hinaus wimmernd in die nächtliche Runde.

Zur Tageszeit machen die Kirchenglocken in der Krumppenau just keinen sonderlichen Eindruck und geht Jeder trotz des Aufrufes zum Gottesdienste sachte seinen Geschäften oder Vergnügungen nach. Aber in der Nacht, wenn die Glocken

plötzlich rufen! Da ist's Nothschrei, da ist's Hilferuf! Alle Thüren flogen auf, die Gassen wimmelten von Menschen und Thieren. Von den Dachfenstern flogen Feuereimer herab; aus dem Hofe des Gemeindehauses rollte der Wagen mit dem großen Wasserfaß und in den Schoppen arbeiteten Männer, um die Spritzen flott zu machen.

„Wo brennt's?"

Da lief schon des Oberamts-Directors Röschen des Weges daher. „Im Todtengräberhaus! Im Todtengräberhaus!" rief sie in fürchterlicher Erregung und verlief sich.

Just als die erste Rettungsabtheilung an's bezeichnete Haus kam, sprang dort der Stamgruber Josef vom Dachfenster herab und rief: „Ist schon gelöscht!"

Da gingen die Leute beruhigt auseinander.

Selbiges geschah sechs Wochen vor der Hochzeit des Stamgruber-Sepp mit dem Agathel. Und das Röschen Hollerbusch — das hat immer und immer noch Keinen genommen.

Der Fraß.

„Bruder Isidor, das ist eine zuwidere Sach'!" sagte der halbe Schartenwirth.

„Eine sehr zuwidere Sach', Gallus!" sagte die andere Hälfte.

„Eine zuwidere Sach'," wiederholte der Bruder Gallus noch einmal.

„Steigt dieser Alte etliche siebzig Jahr lang in der weiten Welt um, und just bei uns da heroben, und just heut' geht ihm der Athem aus. Ist höllisch zuwider."

„Sollen wir die Tanzmusik absagen, jetzt, wo wir mit harter Müh' die Licenz kriegt und die Kälber geschlachtet haben, und der Wein —?"

„— muß in Kürze aus. Der Bleizucker halt's nicht lang."

„Wird uns schier nichts Anderes übrig bleiben, wenn nicht etwa — was mir eingefallen ist — der Bachweber so gut sein und den Todten übernehmen wollt'? Daß wir sagen wollten, er wär' in seinem Haus gestorben?"

„Geht nicht. Kommt unter die Leut', möchten es uns gleich aufbringen, beim doppelten Schartenwirth haben sie heimlich einen Todten aus dem Haus geschleppt."

„Wer wird sich denn kümmern um den alten Bettler!"

„Bei seinen Lebzeiten hat sich freilich kein Mensch um ihn gekümmert, so weit hast recht, Bruder; aber paſſ' auf, jetzt, da er verstorben ist, wird der Pfarrer und der Amtmann bald nach ihm fragen. Müssen es haarklein angeben, wo und wie und warum er gestorben ist."

„Wie und warum? Wenn er's heimlich thut hinten in der Krampenkammer bei kohlrabenfinsterer Nacht? Kann man's wissen warum?"

„Aus Hunger wird er gestorben sein, der arme Schelm."

„Zu todt gegessen wird er sich haben."

„Es kommt auf Eins hinaus. Kommt er gestern Abends ganz ausgemergelt in's Haus, setzt ihm die Köchin die versalzenen Butternocken vor, die vom Mittag übrig geblieben sind. Er ißt, so lange er kann, denn etwas in der Schüssel lassen, das ist bei solchen Leuten allzu große Verschwendung. Die Butternocken sind für sechs Drescher gekocht worden."

„Gott sei ihm gnädig!" sagte der Bruder Gallus, „wir wollen zu ihm gehen und schauen, was zu machen ist."

Sie gingen in die Kammer, in welcher der todte Bettelmann lag. Wir müssen aber vom Zweigespräch etwelches erklären.

Der Isidor und der Gallus waren zwei Brüder, welche gemeinsam das auf dem Schartenpaß liegende Wirthshaus besaßen und bewirthschafteten und welche zusammen von den Leuten der Umgebung und der Straße der doppelte Schartenwirth genannt wurden. Aus diesem Ehrennamen begründeten es die beiden Brüder, wenn sie bisweilen, zu besonderen Festlichkeiten, mit der doppelten Kreide rechneten.

Dieser doppelte Schartenwirth hatte heuer wie alljährlich für den Kirchweihsonntag eine Tanzunterhaltung veranstaltet, zu der sich alle lustigen Leute der Gegend einzufinden pflegten. Jetzt war gestern der alte Kirchen-Schnaur, wie er genannt wurde, daher gekommen, hatte sein hölzernes, zweithürmiges Kirchlein vom krummen Rücken abgeladen, auf die Bank vor dem Hause hingestellt und mit den kleinen Glocken angefangen zu läuten, bis Eins aus der Küche kam und ihm einen Kreuzer in die Haube warf.

„Gott gebe Euch," so dankte der Alte, „für dieses Geschenk einen braven Mann und die himmlische Freud'. Aber die Nacht ist nimmer weit, es sitzen schon die Hühner auf, und so hätte ich bei dem rechtschaffenen Schartenwirth ein doppeltes Gebitt: Eine Nachtherberg und was zu essen."

Die Schartenwirthsleute sind immerzu als gerecht und gutherzig gegen die Armen ausgeschrien gewesen. Der Kirchen-Schnaur bekam die Butternocken und die Kammer. Als es finster geworden und im Hofe Alles zur Ruhe gekommen war, läutete der Bettelmann noch lange seine Glöcklein. Von Allen, die im Hause waren und in ihren Betten dem Tanzfeste entgegendachten, entgegenlachten, ahnte es freilich Keiner, daß Todtenglocken klingelten. Am Morgen, als sie den Schnaur wecken wollten, weil die Kammer als Lazareth für im Raufen Verwundete oder für in Traulichkeit Versinkende hergerichtet

werden sollte, war er kalt und starr. Einen Tag vor dem Kirchweihtanze! Und nun sollte der Todte mindestens zwei Tage lang im Hause aufgebahrt liegen; denn wenn man mit so Einem auch nicht viel Umstände macht, christlich bestattet muß er doch werden, das war der doppelte Schartenwirth sich selber und seiner Hausehre schuldig. Das Tanzfest ließ sich nicht verschieben, der Todte ließ sich nicht vertuschen, daher die Bedrängniß der Brüder Isidor und Gallus.

Als sie nun in die Kammer gingen, um den erstarrten Bettelmann auf das Brett zu legen, fanden sie in seinem Brustlatz einen zweifach zusammengelegten Lederfleck.

„Das ist ein Amulet," sagte der Gallus.

„Ein kaiser-königliches!" antwortete der Isidor, denn im Leder lag ein ganzes Päcklein Fünfguldennoten.

Die beiden Brüder lächelten sich an.

„Es war ein braver Mann," sagte der Isidor, „er hat sich was erspart für ein christlich Begräbniß. Es sind — zähl' einmal mit, Bruder Gallus — es sind achtzehn Fünfer."

„Wir lassen die Tanzmusik absagen. Wir wären es dem armen Mitbruder schuldig, der in unserem Hause verschieden ist."

„Schlage den entgangenen Gewinn gering gerechnet auf fünfundzwanzig Gulden an."

„Wir stellen Leichwachen an, wie es der Brauch ist."

„Raite Most und Brot auf fünf Gulden."

„Laden die Nachbarschaft ein zum Begräbniß."

„Truhen, Kerzen, Träger und was dergleichen ist, thut fünfzehn Gulden."

„Nehmen einen halben Conduct und ein Todtenamt."

„Der halbe Conduct steht, glaub' ich, auf acht Gulden. Das Amt kostet nach neuem Tarif drei."

„Der Gräber, der Meßner?"

„Schlagt sich auf vier Gulden."

„Wie viel hast noch?"

„Dreißig."

„Dafür geben wir ein Todtenmahl, wie sich's ziemt, und daß wir unsere Kälber anbringen."

„Wollen unrechtmäßigerweise auch nicht einen Kreuzer einstecken von diesem Blutgeld."

„Gott bewahre uns davor!"

„Kein Mensch weiß es, daß der Alte Ersparniß gehabt hat."

„Kann's Keiner wissen."

„Braucht's Keiner zu wissen." —

Das gab nun dem doppelten Schartenwirth ein rechtes Ansehen. „Es sind doch kreuzbrave Männer," meinten die Leute, „wie sie da den armen Kirchen-Schnaur in Ehren aufbahren und begraben!"

„Mein Gott," sagte der Gallus, „was kann man da machen! Der arme Mann ist eben auch ein christlicher Mitbruder. Gott hat ihn in meinem Haus zu sich gerufen, da muß die weltliche Lustbarkeit zurückstehen, und ist's das letzte Almosen, das man dem Bettelmann reichen kann: eine christliche Bestattung."

Das wäre wohl brav gedacht, meinten die Leute, und dasselbe sagte auch der Herr Pfarrer, der anfangs erschrocken war über die Nachricht, daß der alte Schnaur gerade in seinem Sprengel gestorben.

Zu der Leichwache in der ersten Bahrnacht fanden sich nicht Viele ein. Als es aber laut wurde, was man bei derselben für weißes Brot gegessen, für guten Most getrunken, konnte in der zweiten Nacht das Haus die Anwesenden kaum fassen.

Zur Begleitung in's Pfarrdorf und auf den Kirchhof stellten sich etwa ein paar Dutzend Leidtragende ein; darunter auch ein alter Steinschlager von der Landstraße, der mit dem Schnaur ein wenig verwandt gewesen war. Der erkundigte sich so nebenher, ob man wisse, welchen Weg der Schnaur gegen das Wirthshaus herangekommen sei, ob er nicht etwa gesagt habe, daß er kürzlich in der Stadt gewesen? Wollte auch wissen, wie der Bettelmann gestorben sei, ob er in der Sterbestunde bei Bewußtsein gewesen und etwa nichts aufgetragen habe, an den Steinschlager auszurichten —?

Das war Alles nicht zu sagen, weil der Schnaur des Abends nicht viel gesprochen, als von Hunger und Müdigkeit und weil er in eitler Nacht ohne Beistand verschieden.

„Wirst halt als Andenken seine Kirche haben können, Steinschlager," sagte der Isidor.

„Was hättest nachher Du für Deine Mühe und Gutheit?" versetzte der Steinschlager.

„Ich thu's um Gotteswillen."

„Und meinst, halbeter Schartenwirth, daß ich den alten Flitterkasten auf den Buckel nehmen und damit hausiren gehen soll?"

„Meinst Du, mein lieber Steinschlager, daß der Schartenwirth damit hausiren gehen soll?

„Ich meine, die Kirche gehört zum Wirthshaus."

„Wer wird denn jetzt warteln!" redete einer der Nachbarn drein, da er merkte, das Gespräch wäre ein wenig säuerlich und Jeder bedanke sich für die Hinterlassenschaft des Bettelmannes, die wieder nur für einen Bettelmann gut war.

Bevor man den Sarg hob, gab's zu essen; dann theilte der Gallus rothe Wachskerzlein aus, die bei dem Todtenamte anzuzünden wären, und hernach sagte er, mitten unter

den Leidtragenden aufrecht stehend, schlicht und deutlich folgende Worte:

„Jetzt werden wir unsern lieben Mitbruder aufheben und auf den Freithof tragen. Nachher ist das Todtenamt für seine arme Seel'. Und alsdann mach' ich meine Einladung, daß die ehrsamen Leidtragenden wieder möchten hergehen zu meinem Haus auf der Scharten, wo ihnen ein kleines Todtenmahl wird aufgesetzt werden. Jetzt beten wir noch die fünf Wunden unseres Herrn Jesu Christi für die abgeschiedene Seel' unseres Mitbruders."

Die Umstehenden waren sehr gerührt. Und die Brüder im Schartenwirthshause stiegen zusehends in der Achtung und Bewunderung der Leute.

Das Begräbniß fand unter den üblichen Feierlichkeiten statt und nach dem Gottesdienste zog sich Alles sachte, aber doch in gerader Richtung dem Schartenwirthshause zu. Es waren junge Bursche und Dirnlein darunter, die miteinander den Paß hinanschäkerten, als gingen sie nicht zu einem Todtenmahl, sondern zu einem Kirchweihtanz. Und das wäre recht, gab der Isidor zu, auch die Alten — wie es in den Büchern stünde — hätten ihre Todten im Lustigsein geehrt!

In der großen Stube des Schartenwirthshauses waren schon die Tische gedeckt und mit Tellern und Gläsern bestellt.

Der Isidor machte den Truchseß und ordnete Alles in leutseliger Weise. „Geht's nur her, Leut'," sagte er, „'s wird nicht viel sein. Nehmt's halt fürlieb. Setzt's Euch zusamm'. Steffel, mach' den Anfang, ruck' in's Winkel. Deine Alte daneben. So! Alsdann, Ihr Andern, schiebt's Euch nach, wie's eben kommt, Männlein und Weiblein durcheinand, ist das best' Mittel gegen den Tod. Ha, ja freilich, der Mensch muß einen Spaß haben auf der traurigen Welt. Todten-

graber, hast auch noch keinen Platz! Tauch' heut' Deine Schaufel einmal in die Schüssel. Schau dazu. Der Steinschlager steht auch noch da. Ruck' an, Steinschlager, daß Du nicht allzuweit von der Schüssel bleibst. Verhoff's, die Knödel sind nicht so hart, wie Deine Steiner. Nau, gunn Dir den Platz!"

„Warum soll denn just ich mich zum Todtengraber setzen?" fragte der Steinschlager nicht ganz glatt.

„Vor dem Todtengraber fürcht' ich mich nicht," rief ein kerniger Bursch und setzte sich hin; „den Todtengraber trinken wir heut' unter den Tisch hinab."

„So ist's recht, meine Gäst'!" lachte der Isidor. Da kamen schon die dampfenden Schüsseln.

Der Isidor schlug ein lautes Kreuz und sprach das Tischgebet, mit Einschluß der „armen abgeschiedenen Seele, die der Herr zu seinem himmlischen Hochzeitsmahle möge laden".

Sonach machten sie sich d'ran.

Etliche waren dabei, die nicht recht wußten, wie sie sich den Knödeln und dem Krennfleisch gegenüber verhalten sollten. Kam noch was nach? oder nichts mehr? Es ist kein Spaß, eine solche Bauernmahlzeit, man hat keine Uebersicht im Vorhinein, keinen Speisezettel, es kann Bestand haben, es kann aber auch plötzlich aus sein. Der einzige Anhaltspunkt sind etwaige Gerüche, die verrätherisch aus der Küche dringen und nach denen dann der Praktiker berechnet, inwieferne er mit dem Raum seines Magens hauszuhalten hat. Heute mischten sich die Gerüche so seltsamlich, daß es den Zweifelhaften für alle Fälle am sichersten schien, sich an den ersten Gerichten gründlich zu atzen.

Nun kamen — als Nachlaufer oder Vorläufer? — kälberne Sulzfüßeln. Sie gingen ziemlich rasch den Weg alles

Fleisches. Hernach erschienen Speckwürste mit Sauerkraut, Geselchtes auch und gedünstete Rüben dazu. Dann kam der Todtenstrudel, fast schwarz über und über vor lauter „Weinberln“ und „Zibeben“, und braungeröstet die fettigen Kruſtlein. Beim Todtenstrudel hub es an lustig zu werden, denn es kamen die Mostkrüge.

„Ist der Boden gelegt?“ fragte der Gallus, der mitten unter den Gästen saß und fortwährend zum Essen und Trinken antrieb, was aber nur anfangs nöthig war. Je mehr sie schon zugegriffen hatten, desto glatter ging es voran. Der Bauernschlund muß erst geschmiert sein, dann bewährt er sich.

„Wenn der Boden gelegt ist, soll das Weitere anrucken!“

Es kam Braten mit rothen Rüben und Erdäpfelsalat. Es kamen die Fleischkrapfen, es kam Griesbrei in Schmalz gekocht. Und es kam allerlei, was die Köchinnen aus Kälbern und Schweinen, aus Mehl, Gemüse und Schmalz zu bereiten verstehen, jedwedes mit einer andern Delicatesse. Und sie aßen, sie aßen.

„Heut' fressen wir ja, als ob Fasttag wär'!“ rief einer von den Gästen.

„Wie ist das gemeint?“ fragte der Isidor etwas schief.

„Das ist so gemeint, halbeter Schartenwirth, weil ich mich nur alle Fasttage einmal recht satt essen kann. Der Sterz und das Schmalzkoch füllt besser, als wie das Stückl Fleisch mit Kraut.“

„Ist eh wahr!“ bestätigten Alle und gossen Wein auf die Wahrheit.

Im untern Winkel saß ein kleiner dicker Halter, der aß bedachtsam und langsam und war in sich gekehrt, und wurde mit jedem Löffelzug langsamer und betrübter.

Ob ihm der Tod des alten Kirchen-Schnaur so sehr zu Herzen ginge? fragte ihn ein Nachbar.

Dann rannen dem Kleinen die Thränen von den Wangen und er gestand schluchzend, es sei ihm bitter wehe, denn er äße noch gerne und könne nimmer.

Sie hörten es, aber Keiner lachte! Denn ein allgemeines Empfinden war hier kurz und echt zum Ausdruck gelangt.

So machte der Gallus nun einen Vorschlag.

„Wenn," sagte er, „wenn in einen vollen Kornsack nichts mehr hinein will, so muß man ihn rütteln, dann geht wieder was d'rauf. Manner und Weiberleut sind da, wir wollen Eins tanzen. Der Zithernschlager sitzt in der Kuchel, hat auch schon gegessen."

Einen guten Rath läßt man sich nicht zweimal sagen. Die Tische wurden an die Wand geschoben, aber sachte, daß die Schüsseln, Krüge und Gläser nicht litten, denn man gedachte sich ihrer noch zu bedienen. Bald kreisten die Paare, und die Heiterkeit und Lust stieg immer höher und höher. Alles war aufgelegt, witzig und immer wieder durstig. Der Todtengräber sang die tollsten Liedlein, aber stark lallend, suchte die drallste Tänzerin, denn immer Knochen und nichts als Knochen, das sei keine Sach'! Der Isidor reigte mit seinem Bruder Gallus, und für die Nichttänzer, die immer nur aßen und tranken, war es ein heller Spaß, den doppelten Schartenwirth tanzen zu sehen.

Plötzlich, als die Zither einen Augenblick schwieg, war es, als ob im Kirchlein des Bettlers, das draußen im Vorhause stand, die Glocken klingelten.

Die Tänzer hielten still. Die Glocken schwiegen. Die Tänzer begannen wieder zu reigen, zu hopsen; die Glocken klangen von Neuem. Einer rief, man solle das Tanzen sein

lassen an diesem Tage. Etliche stutzten, aber der Todtengräber kam vom Vorhause mit dem Bericht, sie sollten es nur d'runter und d'rüber gehen lassen, der alte Schnaur tanze selber mit!

„Wieso das?"

„Bei Eurem Springen zittert das ganze Haus und zittern auch die Glöckeln mit."

„Wenn's sonst nichts ist, da tanzen wir weiter."

Zur Lust kam der Uebermuth. Sie warfen dem Wirthe Geld hin, daß er für die Weiber Kaffee bringe und für die Männer Glühwein und Krampamperl (Crambambuli).

Höher ging es her, als bei der Kirchweih. Da schmunzelte der Gallus zum Isidor hin und der Isidor schmunzelte zum Gallus her.

„Wir haben Profit!" flüsterte die eine Hälfte des Wirthes zur andern. „Es ist gar von den neunzig Gulden noch ein Restel da."

„Davon wollen wir noch eine Messe lesen lassen. Es soll uns vom armen Mann nicht ein Pfennig brennen."

„Ihr sprecht da etwas von neunzig Gulden," sagte nun auf einmal der Steinschlager, der ganz nahe hinter den beiden Brüdern stand, ohne daß sie ihn bemerkt hatten. „Ihr habt Geld gefunden bei dem Schnaur. Ihr seid ehrliche Männer und wisset, daß das Geld beim Gericht niederzulegen ist und daß ich sein einziger Verwandter bin."

Die beiden Brüder wußten nicht, wie ihnen geschah. Sie taumelten in ihre Privatstube, einer dem andern nach. Dort sagte der Gallus: „Da haben wir's!"

„Wir haben überall herumgesagt, wir thäten es von unserer eigenen Sach', daß wir den Alten christlich begraben lassen und das Todtenmahl gäben, Alles um Gotteswillen.

Und jetzt können wir das ganze Geld hergeben, als wie wenn's der Teufel geholt hätt'!"

„Sagen, wir hätten nichts gefunden, das ginge wohl nicht?" warf der Gallus leisetretend ein.

„Bruder!" entgegnete hierauf der Isidor, „aus zwei halben Wirthen zwei ganze Schurken machen, jeder einer um fünfundvierzig Gulden, das wäre uns doch zu lumpig. Wir sind einmal die Geprellten: aber machen wir zum schlimmen Spiel ein lustig Gesicht, denn das läßt sich nicht leugnen, einen lustigen Tag haben wir doch gehabt."

„Wie Du willst, Bruder," sagte der Gallus.

Hierauf suchte der Isidor im tollen Gedränge den Steinschlager auf: „Ah, da bist! Hätt' ein paar Wörtel mit Dir zu reden, ehe Du mir davongehst. Wie ich gehört hab', bist Du vom seligen Schnaur der einzige Verwandte. Ich mache Dir als solchem zu wissen, daß wir, wie wir den Todten aufgebahrt, in seinem Brustlatz neunzig Gulden gefunden haben. Das wird wohl Deine Erbschaft sein."

„Ihr seid erst brave Leut', Schartenwirth," antwortete der Steinschlager. „Das Geld ist mein Eigenthum. Ich habe es ihm vor etlichen Wochen gegeben, weil er gegen Leoben wollte, daß er mir's in die Sparcasse legen sollt'. Hab's nur nicht gewußt, ob er schon dort gewesen ist, oder nicht. Achtzehn Fünferbanknoten sind's gewest."

„Das stimmt. Das Geld gehört Dein."

„Wirst wohl was abziehen wollen für's Begräbniß?" fragte der Steinschlager mit Bangen.

In der Brust des Wirthes stritten verschiedene Mächte. „Freilich wohl, daß Alles Geld kostet," sagte er, „der Gräber, der Schreiner, der Pfarrer, der Meßner, der Wachszieher und der Fraß. Noch jetzt fressen und saufen sie d'rauf los.

Indeß, das Steinschlagen! Wird wohl eh' Dein einzig Erspartes gewesen sein, Alter. Will Dir nichts abzwicken davon. Machen wir das Kreuz darüber. Das Schartenwirthshaus hat auch Gottessegen zu brauchen."

„Vergelt Dir's Gott!" gröhlte der Steinschlager und umfaßte mit seinen beiden Händen den rechten Arm des Wirthes. „Und jetzt, daß ich's aufrichtig sag', wenn ich mich auf das noch einmal zu Tisch setzen dürft', jetzt wollt's mir erst schmecken. Ich hab' vor Angst um mein Geld nicht gar viel essen und trinken mögen."

„Wird mich gefreuen, wenn Du recht viel zehrst," sagte der Isidor, „da hast Dein Geld, aber — muß ich Dir sagen — das Todtenmahl ist zu Ende."

Nichtsdestoweniger blieb das Haus voll Ueberfluß und die vollen Mägen der Schwelgenden preßten unversehens die Geldbeutel leer.

Die Leidtragenden sind den Abend und die Nacht im Wirthshause verblieben, und zwar so lange, bis sie wirkliche Leidtragende geworden sind. Weiteres ist — nicht zu melden.

Der Zorn.

Es ist die Montagsfrüh für arbeitsunlustige Leute der unangenehmste Morgen in der ganzen Woche. Dem Blasius aber ist der Werktag lieber, als der Sonntag, da weiß man doch, was man anzufassen hat und warum man auf der Welt ist. An Sonn- und Feiertagen soll der Bauernknecht für den Himmel arbeiten, Du mein Gott, das geht Einem nicht so von der Hand wie der Pflug, die Sichel, der Dreschflegel.

Der Knecht Blasius hat auf dem thaunassen Felde schon ihrer ein Dutzend Furchen geackert, bevor nun die Sonne

über die ätherblassen Wälder heraufsteigt, zu sehen, wie sich der Sonntag verschlafen hat. Der Blasius geht hinter dem Ochsenpaare her und leitet den Pflug. Um ihn dampfen in der Sonnenwärme die schwarzen Furchen, daß er bisweilen schier in den rasch aufwehenden Dunst gehüllt ist und ihn die Fredel, die an dreißig Schritte mit der Haue hinterher geht, kaum sieht. Wenn sie ihn nicht sähe, die Fredel den Blasius! Das wäre ein Unglück!

In dem Blasius — er ist jetzt dreißig Jahre vorüber — hatte sich sehr viel Wachsthum entwickelt; nur fand dieses Wachsthum die gebräuchlichen Wege und Formen nicht, anstatt in die Gerade und Höhe und Schlanke zu gehen, wie das der Kaiser und die Weibsbilder an einem Burschen erwarten — und mit Recht! — trieb sie hinten an der linken Achsel hinaus und im Hals an der rechten Seite; sogar das Angesicht war ein wenig schief gerathen, was wohl daher kam, daß der Blasius mit einem Auge fortwährend zwinkerte und das andere gern weit offen hielt. Einen sehr schönen, fast goldig schimmernden Backenbart hatte er, den er wohl zu pflegen verstand, nach dem Grundsatze: Die Angelschnur zum Weibsbilderangeln müsse aus Barthaaren gedreht sein. Die Knie des Blasius hatten sich gegenseitig so gern, daß keins an dem andern vorübergehen konnte, ohne es grüßend zu berühren. Die Füße — doch wozu das! Wir haben die Leute gescholten, daß sie den armen Burschen ob seiner mißrathenen Körpergestalt neckten und verspotteten, und jetzt thun wir's ihnen nach! Der Blasius war einfach ein wenig häßlich. Die Fredel — die Felddirn — hingegen war eines der hübschesten Mädchen in der Gegend und hatte mit Händen und Füßen zu thun, um sich vor den Huldigungen der Männerschaft zu erwehren.

Aber dem Blasius ging sie gern nach, nicht blos weil sie heute mit der Haue hinter ihm jene Furchentheile zu wenden hatte, die das Pflugbrett zufällig nicht umlegt, sondern auch, weil —

Ihr wollt es natürlich wissen, warum die saubere Dirn dem verkrüppelten Burschen so gern nachging. Nun, weil sie ihn lieb hatte.

Jetzt gab er sich mit den Ochsen ab, die sich noch das thaufrische Gras nutzbar machen wollten, bevor die Eisenschar hinter ihnen den Rasen wendete. Da krackste plötzlich was, als ob ein Stück Holz breche und die Ochsen machten einen Sprung. Was da vorfiel, sah die Fredel nicht, später stellte es sich heraus, daß eins von den Pflughörnern gebrochen war.

Als sie unter dem Schatten eines Ahorns die Vormittagsrast hielten, die Ochsen am niederhängenden Laube naschten und der Blasius auf dem Rücken lag, seinen Kopf auf dem Schoße der Fredel, und so in's Astwerk hineinzwinkerte, sagte er gar langsam und leise: „Für mich wäre es auch besser, ich wäre nicht auf die Welt gekommen!"

„Bist schon wieder kindisch, Blasel?" verwies sie, „hast mir doch erst vorgestern Abends gesagt, Du wolltest mit keinem König tauschen."

„Deinetwegen bin ich so froh gewesen."

„Das gunn' ich Dir."

„Und Deinetwegen bin ich verzagt."

„Wie meinst Du das, Blasel?"

„Weil ich Dein Unglück bin."

„Jetzt gehst weg!" rief sie und hob seinen Kopf rasch von ihren Knien, „bist Du mein Unglück, so kunnt's ein Anderer auch sein."

Er sagte: „Ich bin nicht schön, ich bin nicht gescheit, ich bin nicht reich —"

„Aufhörst!"

Er fuhr fort: „Ich kann Dir nichts geben und nichts verheißen. Das Heiraten kann ich Dir versprechen alle Wochen einmal, aber daß zwei blutarme Leut' nicht zusammenheiraten können, das weißt Du so gut als ich."

„Mir kommt's vor, Du willst mich abbeuteln," versetzte sie jetzt.

„Der Breiteben-Bauer will Dich heiraten!"

„Hast Du die Lug auch schon gehört!"

„Es ist keine Lug, Fredel! Du sagst mir's nur nicht, aus lauter Gutherzigkeit, Du hast ihn abgewiesen. Der Bauer ist ein braver Mann, hättest können eine reiche Bäurin werden, hast ihn abgewiesen. Meinetwegen hast es gethan, weil Du weißt, wenn Du von mir gehst, dann bin ich gar allein und verlassen auf dieser Welt mit meinem armseligen Leib. Derbarmen thu' ich Dir!"

„Gernhaben thu' ich Dich!" rief sie schier lauter, als man derlei sonst zu sagen pflegt. „Und heiraten werden wir auch noch, wenn's Gottes Willen ist. Was frag' ich nach dem reichen Breiteben-Bauer, das ist ein Protz, der Breiteben-Bauer. Ich will Dich haben."

„So hast mich auch," versetzte der Blasius „und hast mich, bis sie mich eingraben. Und hast mich am jüngsten Tag, wenn ich wieder aufersteh' — mit einem neuen Leib, steht's in der Schrift, mit einem schönern, Fredel, schlank und stark, wie ein junger Lärchenbaum, und wie Milch und Blut, so weiß und roth. Meine Erden ist gut, das glaube mir, sie ist jetzt nur verwachsen; aber mit der Allmacht Gottes wird Dir noch ein schöner Mann daraus, wie Du ihn verdienst,

meine Fredel, und wird Dein sein in der ganzen langen Ewigkeit!

Er sagte das mit lächelnder Miene, als sei es ein halber Scherz, aber seine Augen standen voll Wasser.

Sie gingen wieder an die Arbeit. Er führte Ochsen und Pflug voraus, die heiße Berglehne hin, sie ging weit hinter d'rein — so weit als es sein konnte — und wußte sich des Weinens schier kein Ende.

Derbarmen thu' ich Dir! hatte er gesagt. Sie mußte sich wohl selbst gestehen, daß ihr manch Anderer besser gefiel als der Blasius, daß sie sich bei manch Anderem besser unterhalten konnte als bei ihm, daß sie vom Breiteben-Bauer lebhafter geträumt hatte als je vom Blasius, daß ihr schon die goldenen Ringe und Halsketten gefielen und das schöne Gewand, und wenn sie als reiche Bäurin estimirt würde in Weit und Breit.

Aber das Herz möchte ihr brechen vor lauter Erbarmen, wenn sie an den guten, armen Blasius denkt. Sie hatte sich immer vorgestellt, das wäre eben die rechte Liebe zu ihm, die Gott giebt. Und jetzt fällt's ihr ein, ob's wohl auch wahr ist, daß Mitleid Liebe ist? Täusche Dich nicht, nur derbarmen thu' ich Dir! das sagte er selber. Jetzt hatte sie sich auch schon geprüft, hatte sich den Breiteben-Bauer in großer Noth gedacht, elend und verlassen; sie hatte sich Andere vorgestellt in Jammer und Schmerz still dahinweinend — und bei Keinem war's ihr so tief gegangen, als beim Blasius. Das muß doch davon kommen, weil ihr von Allen der Blasius am liebsten ist. Hernach kommt noch dazu, daß er gar rechtschaffen ist, und arbeitsam und sparsam, daß er Niemandem Unrecht thut, nicht grobe Reden führt und in Allem so viel treuherzig ist. Solche Leute hat man immer

gern, und des Höckers wegen? Lieber Gott, auch im Höcker ist nichts drinnen, als lauter Blasius.

Das hat sie Alles erwogen, die Fredel, und sie bleibt beim Blasius.

Sie halten zusammen, das eine Jahr sind sie getrennt bei verschiedenen Bauern als Dienstboten, das andere Jahr sind sie vielleicht wieder unter einem Dach. Sie sorgt für sein Gewand, daß es rein und nicht zerrissen ist, er trägt ihr manchen guten Bissen und Tropfen vom Wirthshaus heim und giebt ihr alles Geld, das er sich erwirbt und erspart; denn sie braucht das Geld, sagt sie, und er frägt nicht, wozu. Sie braucht es zum Aufheben, und legt auch noch das ihre dazu. Kaum er sechsunddreißig Jahre alt ist und sie sieben- undzwanzig, kann sie es ihm sagen: „Blasius, wir haben was Erspartes, wir können heiraten.“

So hatte auch Niemand was dagegen, am wenigsten der Blasius. Sie wollen eine Hube in Pacht nehmen und in Gottesnamen anfangen.

Aber in dem Gewissen des Knechtes ist ein böser Streit. Er hat einen Fehler, einen schweren Fehler, der noch weit häßlicher ist, als der Höcker, der Kropf und einwärtsgebogene Knie. Soll er ihr diesen Fehler gestehen? Soll er ihr sagen, wie es mit seiner Willenskraft und Charakterstärke, auf die sie so große Dinge hält, bestellt ist? Daß im Augenblick, wo er wahrhaft ein tüchtiger Mann sein soll, der Teufel mit ihm durchgeht? Es war ihm bisher gelungen, den Schandfleck fast ganz zu verheimlichen, und wenn sie nun erfährt, daß zu seiner äußeren Häßlichkeit auch noch eine innere dazukommt, so daß schließlich an dem ganzen Menschen gar nichts ist — gar nichts — so sagt sie nein. Wendet sich von ihm und sagt: nein, so einen Narren mag ich nicht. — Er will ihr

aber doch beichten, kommt's wie's kommt, die Ehrlichkeit voraus; denn verschweigt er's, so haben wir gleich zwei Teufel, weil auch die Unredlichkeit einer ist, und wo einmal deren ein Paar, da sorgt es für richtige Nachkommenschaft. Zwar, und das fiel ihm noch wundershalber ein, ist denn sie ohne Fehler? Er hat noch keinen an ihr entdeckt, sie ist so brav und fromm und sanftmüthig wie die Mutter Gottes selber. Aber kann sie nicht doch ein kleines Ungethüm irgendwo in ihr versteckt halten, das sie heimlich nährt und pflegt und kost und großzieht und das sie über ihn loshetzen wird, bis er nur erst nicht weichen kann. Die Weiber! Ganz kann man Keiner trauen. Es ist kein Mensch ohne Fehler und weil er an ihr noch keinen entdeckt hat, so hält sie selben verborgen, und wenn sie den ihren nicht aufzeigt, warum soll's just er thun?

So schlecht sind die Leute. Selbst die braven Leute sind so schlecht. Es giebt für Alles ein Denken, das auswendig gar klug erscheint und inwendig gar niederträchtig ist. Der Blasius schwieg, nahm sich zusammen, daß das wilde Thier nicht plötzlich und besonders nicht vor ihren Augen aus ihm hervorsprang, und sie heirateten.

Es war ein rechtschaffenes Paar, man sagte es allerwärts, und wie man anfangs auch Glossen gemacht hatte gegen diese Heirat: „Aber Fredel, weißt Dir denn kein größeres Kreuz aufzuladen, als diesen Krüppel?" oder: „Ja, Blasius, wohin denkst denn? Willst denn der Gefoppte sein Dein Lebtag lang?" — allmählich waren diese Glossen verstummt. Es war kein Kreuz und kein Foppen, die zwei Leutchen hielten so schlicht und treu zusammen und waren fleißig und munter. Der Blasius ließ bisweilen sogar Uebermuth spüren; es waren Momente, da dem buckligen Mann das Leben blitzartig durch

alle Glieder fuhr, daß die Augen loderten und die Arme zuckten und daß es war, als wäre dem sonst so behäbigen Blasius plötzlich das Herz explodirt. Wenn der Augenblick vorbei war, that er, als wisse er nichts davon, denn er schämte sich überaus. So weit hatte er's gebracht, daß die Leute den Zusammenhang gar nicht merkten zwischen dem meist geringfügigen äußeren Anlaß und der sonderbaren Erregung. Er wollte es noch weiter bringen, wollte sich die leidige Sache abgewöhnen, ohne sie dem Weibe je gestanden zu haben, denn an ihr kam in der That keine üble Eigenschaft zum Vorschein, es müßte denn sein, daß sie sich besser verstellen konnte als er, was freilich auch nicht unmöglich war und Jeder glauben kann, der davon gehört, wie falsch oftmals gerade die geschmeidigsten Weiber sind.

Aber je mehr der Blasius den bösen Geist in sich zurückdrängte, desto kräftiger spannte er sich dort drinnen an, und wenn das wochen- und monatelang fortging, dann schmeckte dem Blasius kein Essen, kein Schlafen, und es kam eine Oede und Verstimmung in ihn, daß die Fredel ihn öfter als einmal fragte, warum er denn so langweilig werde? Sie verträgt es nicht? Sie verdient durch ihre engelhafte Milde und Sanftmuth ein Lamm zum Gefährten zu haben, und sie verträgt es nicht?

Eines Feierabends machte sich der Blasius an die alte Schwarzwälderuhr. Diese Uhr war seit Wochen störrisch geworden und blieb stehen, wann sie wollte, ob nun das Gewicht abgelaufen war oder nicht. Der Blasius verstand sich ein wenig darauf und so hob er heute die Uhr vom Wandhaken herab auf den Tisch, um nachzusehen, wo es denn fehle. Er ließ die Rädchen rasseln und blies den Staub aus dem Gehäuse, und weil er den Mund aus solchem Anlasse schon

gespitzt hatte, so hub er an zu pfeifen. Dann holte er die Holzaxt, um den Haken fester in die Wand zu treiben; auf das ging aber der Perpendikel nicht ein und es sträubte sich immer das kleine Gewerke. Noch einmal mußte die Uhr auf den Tisch, dabei fiel ein Zeiger zu Boden, es verhängte sich die Gewichtsschnur an der Tischecke; da zuckte schon etwas Blitzartiges durch die Glieder des Blasius; er riß die Schnur los, dabei kam sie aus der Rinne des Schnurrädchens. Es war dies und es war das.

Die Fredel war draußen am knisternden Herdfeuer und kochte das Abendmahl. Dabei dachte sie, was sie doch für einen fleißigen Mann habe, der sich nicht einmal am Feierabend Rast gönne. Er giebt sich keine Ruh', er giebt sich keine. Alleweil arbeiten und alleweil lustig dabei. Ob aber die Hausuhr geht oder steht: sie stehen auf, wann sie ausgeschlafen haben, und das ist niemals zu spät, sie gehen essen, wann sie Hunger haben, und das ist niemals zu früh; sie beten, wann es ihnen vom Herzen geht, und das ist immer zu rechter Zeit.

Plötzlich war drinn' in der Stube ein schmetternder Knall, an die Wand und Fenster flogen scharfe Trümmer, als wäre etwas zersprungen. Was ist jetzt geschehen? fragte sich die Fredel und eilte in die Stube.

Todtenblaß stand mitten in derselben der Blasius, zu seinen Füßen niedergesunken lag die schwere Holzaxt, die Uhr war in tausend Scherben, theils in den Tisch hineingeschlagen, theils in alle Ecken der Stube gesprungen, einige Fensterscheiben lagen in Splittern.

„Jesus Christ, was thust denn, Blasel?" rief das Weib.

Er stand unbeweglich da und sagte kein Wort.

„Wie ist denn das geschehen?"

Er wendete sich weg, athmete auf und sagte: „Das weiß ich selber nicht.“

Sie sammelte die Scherben und sagte nichts mehr. Sie ahnte es wohl, was da war. Sie trug die Trümmer hinaus und es war keine Rede von der Uhr und von den Trümmern.

Der Blasius war wieder munter und frisch und leicht im Herzen. Nur das Eine gab ihm zu denken, daß die Fredel auch nicht mit einem einzigen Worte —. Aber etwas Nasses hatte er an ihren langen Augenwimpern gesehen, als sie damals die Scherben zusammen gethan. Sie ist wirklich ein Engel. Es soll derlei nimmer geschehen, nimmer! Ihr zu Lieb'. Er stößt die Faust gegen seine Brust: Merk' Dir's, es geschieht nimmer! Er schreit es in den Himmel hinauf: nimmer! Beschwört den Herrgott, daß er ihm helfe. So fest hatte er sich's noch niemals vorgenommen, als diesmal, daß er sich beherrschen wolle, müsse. So sicher war es noch niemals vor seiner Seele gestanden, daß er von nun an ein neuer Mensch sein werde. Sie — die Fredel — hat ihm Alles geopfert, hätte es gut und groß haben können, hat Alles gelassen, ist beim Blasius verblieben. Es ist ja ein wahres Glück, daß auch er ihr wenigstens *ein* Opfer bringen kann. Den Höcker kann er nicht abwerfen, das kann er nicht. Aber die Häßlichkeiten der Seele kann er ablegen, das kann er. Sie soll einen schönen Mann haben, nirgends ausgewachsen und nirgends verstümmelt, wenn sie auf das Innere schaut. Sie soll alle Weiber der Welt auslachen können, selbe mögen die saubersten, reichsten, mächtigsten, angesehensten Männer haben. Die Fredel soll sie auslachen können und sagen: mein Mann ist's inwendig, was die Euren auswendig sind. Er ist ein ganzer Mann. Die Euren mögen große Herren sein über viel hundert

Menschen; der meinige ist ein noch größerer Herr, er ist's über sich selber. So wird's! So ist's! Und dabei bleibt's!

Am zweiten und dritten Tage nach diesem Entschluß fühlte er schon den großen Segen desselben, er empfand das Glück und den Stolz, ihrer werth zu sein. — Am sechsten Tage nach dem Vorsatz hat er sie erstochen.

Es war am Freitag Abend. Etliche junge Hühnchen, die erste Brut, seit die zwei Leute das Haus zu eigen erworben hatten, waren durch die offene Thür in die Stube geflattert. Der Blasius fächelte mit den Armen herum und wollte sie hinausscheuchen. Das Geflügel schwirrte an die Wände, an die Fenster, an die Winkelleiste, wo ein Glas Brennöl stand, das zu Boden fiel. Jetzt fuhr's in den Blasius, mit würg-lustigen Fingern stürzte er auf die kreischenden Hühner, die Fredel suchte ihn zurückzuhalten; auf dem Tische lag neben dem Brotlaib das Messer, das erfaßte er und stieß es dem Weib in's Herz.

„Weh, mein Blasius!" mit diesen Worten sank sie hin.

— — „Umgebracht hätte ich Dich?" rief der Blasius, als er zu sich kam, als die blauen flimmernden Nebel seiner Augen vergingen, als er sein Weib im Blute und mit gebrochenem Blick auf dem Boden liegen sah, „umgebracht hätt' ich Dich? — Na wart, Fredel, wir wollen es schon machen."

Als er jedoch das Messer aus ihrer Brust riß, um es in die seine zu stoßen, da fehlte ihm dazu der Muth. — Er schrie wie wahnsinnig zu Gott um Zorn, er wälzte sich auf dem Boden und wimmerte um einen einzigen Funken Zorn. Der war ihm versagt in diesem Augenblick, wo er den Zorn mit dem Zorne sühnen wollte. Nichts war in ihm, nichts, nichts, nichts, als der ungeheure Schmerz. Kann's die

Verzweiflung nicht thun, was der Zorn feige verweigert? Kann sie's nicht, die sonst so ungerufen dieses Letzte vollführt? Kann sie's nicht? Kann's auch der Haß nicht? Der Haß gegen diesen vernunftlosen, wahnwitzigen, thierischen Wütherich, gegen diese feige Bestie, gegen dieses scheußliche Ungeheuer, für das kein Menschenleib häßlich genug ist? — Verlassen war er, verlassen von allen erlösenden Leidenschaften. Wie ein Wurm mußte er sich hinschleppen vor das Gericht, um das Almosen bittend, ihn zu tödten. Nur die Barmherzigkeit giebt Almosen, die Gerechtigkeit nicht. Die Gerechtigkeit sagte, es wäre kein vorsätzlicher Mord gewesen, die That sei im Jähzorn geschehen — und bestrafte den Mörder mit der grausamsten Strafe — sie ließ ihn leben bei seinem Schmerze.

Die Trägheit.

Im Baumgarten hinter dem Wirthshause, auf das weiche Gras schlank hingestreckt, ruhte ein Mann. Er hatte glänzende Stiefel, schwarze Tuchhosen und eben solche Weste an, aber keinen Rock. Er war in schneeweißen Hemdärmeln, die zu seinem gemüthlich runden, glatten Gesichte gar nicht übel standen. Die braunen Kräuselhaare waren ein wenig feucht von der Hitze des Sommertages und vielleicht auch von der Anstrengung. Der Ruhende hatte sich nämlich alle Mühe gegeben, nach dem Mittagsmahle auf dem Rasen süß einzuschlafen, aber vergebens, der heidenhafte Lärm der Bauernburschen dort unten auf der Kugelbahn ließ es nicht dazukommen. So zog er jetzt seine Pfeife hervor und seinen Schweinsblasenbeutel und stopfte sich zur größeren Ehre Gottes Eine an.

Die Bauernburschen kegelten und lärmten und machten allerlei Spectakel. Sie tranken, sie rangen, sie sangen, sie

trieben „Fingerhakeln", sie sprangen sich einander auf den Nacken, sie kletterten auf den Kirschbaum, der gleichwohl schon längst „abgegrast" war, sie gingen weiter auf den Anger hin und knallten mit den großen Knallpeitschen, wie solches zu Keilring in den Herbstmonaten üblich ist. Und sie wußten vor lauter Lust und Uebermuth nicht, was sie beginnen sollen.

Es ist Sonntag, denkt der Ruhende im Grase, sie mögen sich erholen.

Und so schaut die Erholung aus bei Leuten, die eine Woche um die andere hindurch vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hart arbeiten müssen? Schon in der vorhergehenden Nacht haben sie vor lauter „Sonntagsruhe" nicht mehr geschlafen, haben gruppenweise über Felder und Wiesen hingetollt, sind um die Nachbarshöfe geschlichen, aus denen sie irgend einen Weibsbilderkittel rochen. Die folgende Nacht gedenken sie auf dem Tanzboden zuzubringen, um morgen Früh frisch ausgerastet wieder an die Arbeit zu gehen.

Nun ja, in den großen Eisenschmieden lassen sie Sonn- und Feiertags über das Feuer nicht ausgehen, weil hernach das Anheizen zu viel kosten würde. Beim Landmann ist's auch so, der darf seine Körperkraft und Bewegung über den Sonntag nicht abstellen, sondern muß sie im Schwung erhalten, wenn er sie Montags Früh wieder ohne viel Umstände zur Hand haben soll. Daß der Bauer an den Feiertagen seine Körperkraft anders spielen läßt, als an den Werktagen, das eben ist bei ihm die Erholung. Das Ausruhen muß nicht gerade im Nichtsthun bestehen. So denkt auch der Mann im Baumgarten und raucht Tabak.

Gegen die Faulheit braucht also der Keilringer Pfarrer nicht zu predigen, denn die es nicht angeht, sind während

des Gottesdienstes beim „Schmirägeln" (ein Kegelspiel), und die es angeht, sitzen in den Kirchenstühlen und schlafen.

„Ein Maß Wein, Wirth!" schreit jetzt Einer auf der Kugelbahn.

„Prahler!" sagt ein Anderer, „Du kannst ein Seidel nicht zahlen."

„Zwei Maß!" schreit der Eine. „Mit Maß und Ziel! ist mein Sprichwort." Da schlug seine Kugel den Eckkegel und den König.

„Das Ziel war gut, wenn's die Maß auch ist!"

„Drei Maß, Wirth!"

„Aufsetzer! Wo ist der Kegelaufsetzer?"

„Ich mag nit," entgegnet der Franzl, der's ist, „mir ist's z'bös."

„Bei uns ist's ihm z'bös," spottet ein Anderer; „der Franzl will alleweil nur bei der Leitenhofer Kathel kegelaufsetzen."

„Halt' Dein Vaterunserloch!" schreit der Franzl zurück.

„Hei Sakra! steigt mir Einer auf's Hühneraug!" flucht der Stegtoni auf. Vielleicht thut er's, daß er ihre Blicke auf seine Stiefel lenkt, denn sie sind heute gewichst.

„Hühneraugen haben ist eine herrische Mod'!" mischt sich ein Weiterer d'rein.

„Desweg' wichst er ihnen zu Lieb' die Stiefel, daß sich seine gespitzten Knie in Spiegel schauen können."

„Beim Toni heißt's halt etwan auch: Vormittag städtelt's, Nachmittag bettelt's!"

Das ist dem Toni gerade genug. „Wen hab' ich angebettelt!" begehrt er auf, „wenn ich einmal betteln geh', zu Euch nicht, Ihr Hascher! Ihr Häferlnascher! Ihr Mistgrubenkratzer!"

„Oho, keilt's ihm den Brotladen zu!"

Da krachen schon die Zaunlatten und der Kirchweihsonntag ist fertig. Es geht rasch vor sich und alle sieben Todsünden spielen sich ab, dreißig Schritte vom Baumgarten, wo der gemüthlich ruhige Mann seine Rast hält. Er hört weiter nicht drauf, das ist ihm nichts Neues und die Porzellanerne, die er gestern vom Oberförster eingetauscht hat, zieht nicht schlecht. Wenn nur das mollige Weibsbild nicht d'rauf wär'! Keiner glaubt's von den Bauern, daß das die heilige Magdalena sein soll. Des Kaufmanns Primaner soll ihr einen Schnurrbart anmalen. Nur kein Aergerniß. — Na wahrlich, wenn's heute im Schatten nicht seine achtundzwanzig Grad hat!

Vom Pfarrhofe her ruft eine weibliche Stimme: „Der Schulmeister laßt fragen, ob er läuten soll?"

„Wer ist denn gestorben?" fragt der Ruhende.

„Zur Christenlehr' läuten."

„Ah so. Na, ich mein' nicht. Den Leuten ist's heute zu heiß."

Dann ist er wieder im Frieden. Den Arm unter dem Haupt, die Augen halb geschlossen, die Pfeife im Mund, so denkt er jetzt: Müßt' Einer der Narr sein! Wenn man sich seine zehn Jahr und länger als Caplan muß herumhetzen lassen wie ein Jagdhund, wär's doch eine wahre Undankbarkeit gegen den Himmel, wenn man sich als Pfarrer auch noch keine Ruhe gönnen wollte. Ist ohnehin traurig genug, daß der Keilringer Sprengel immer noch keinen Caplan hat. Die Seelsorg' ist hier keine Kleinigkeit; man hört's ja, was sie treiben da unten, die wilden Kerle. So sind sie Alle. Zum Glück theilt man sich's so ein, daß wenigstens mit dem Predigtstudiren keine Zeit verthan wird. Man nimmt die

Zeit und ihre Bedürfnisse aus den Blättern wahr und im Gasthause, was braucht man da erst viel Bibel und Kirchenväter zu lesen. Uebrigens, wer die Welt besser machen will als sie ist, der muß gescheiter sein als der Herrgott selber, der sie gemacht hat. Ich nicht, daß ich so anmaßend wär'!

„Ich muß schon wieder incommodiren," sagte die herantrippelnde Haushälterin, „der Herr Werksverwalter schickt das Packetl und läßt um Antwort bitten."

Der Angesprochene richtete sich langsam auf zu einer sitzenden Stellung und indem er das Packet zu enthüllen begann, murmelte er, die Pfeife zwischen den Zähnen: „Wollen einmal sehen, was der Alte für einen guten Gedanken gehabt hat. Ich glaube gar, das ist Zwieback. — O je, ein Buch!"

Es war auch eine Karte dabei, und der Verwalter schrieb:

„. . . . . giebt sich das besondere Vergnügen, den Herrn Pfarrer zu einer kleinen Partie auf das Breitegg einzuladen, die Umstehender und die Herren Beamten heute zu machen gedenken. In einer Stunde brechen wir auf, der Weg geht durch schönen Tannenwald bis zur Höhe, wo die Aussicht herrlich ist und wir den Sonnenuntergang betrachten wollen. Da der Herr Pfarrer die Partie noch nicht kennen und heute ein prächtiger Abend zu erwarten ist, so erhofft Ihre werthe Theilnehmerschaft

Dero ergebenster . . . ."

Als Nachwort: „Erlaube mir das gestern in unserem Zirkel so lebhaft besprochene neue Buch: „Das Christenthum als Culturelement in Amerika" zur gefälligen Einsicht zu überschicken. Obiger."

Der Herr lehnte sich wieder zurück.

„Was soll ich sagen lassen?“ fragte die Haushälterin.

„Schönen Dank und die Herren möchten sich gut unterhalten.“

„Und wollen denn der Herr Pfarrer die Partie nicht mitmachen?“

Der Angeredete streckte sich und sagte: „Mir ist's zu bös. Aber nicht so; sie könnten gleich ihre Späße d'rüber machen. Ein Priester kann in seinen Ausdrücken nicht behutsam genug sein, heutzutag. Sag', ich könnte nicht leicht fort, es dürfte doch ein Versehgang auskommen oder so. Zu studiren hätte ich auch. Eine Empfehlung. Nimm doch das Buch wieder mit.“

„Wollen der Herr Pfarrer nicht lesen?“

„Was kümmert mich das Christenthum in Amerika! Bin froh, daß ich mein Brevier fertig habe. Warte! Zurückschicke ich das Buch heute doch nicht. Es soll anstandshalber ein paar Wochen auf meinem Zimmer liegen bleiben. So, ich will nur noch ein bischen Sonntagsruhe halten. Wart! Den Kaffee nachher kannst Du mir herausbringen, es liegt sich hier gerade bequem. Und die Cigarettenbüchse mit.“

Sie war fort, und er überließ sich wieder seiner Beschaulichkeit und freute sich der friedensvollen Stimmung, die am Tage des Herrn über ihn gekommen war.

Nicht lange aber und die Haushälterin kam wieder, doch ohne Kaffee und Cigarettenbüchse.

„Heut' ist's schon gar!“ entschuldigte sie sich, „daß sie doch dem Herrn Pfarrer so deutsch keine Ruh' lassen wollen. Die ehvorige Red' vom Versehgang ist bei Zeiten wahr worden. Die alte Lisabeth auf dem Greneck schickt. Sie soll schlecht (schwer krank) sein, sagt der Bote.“

Der Herr blieb ganz ruhig in seiner Stellung liegen und sagte gelassen: „Die alte Lisabeth auf dem Greneck soll zum Mosenbach-Pfarrer hinüberschicken."

„Ich dächte nur —" wendete die Haushälterin ein, „weil das Greneck zur Keilringer Pfarr' gehört!"

„Das Greneck wohl, aber die Lisabeth nicht. Sie läßt alle ihre Messen beim Mosenbach-Pfarrer drüben lesen, der soll sie jetzt nur auch versehen. — Sage dem Boten, ich wäre nicht zu Hause."

„Aber — im Garten —" meinte das naive Weib.

„Das mußt eben nicht sagen."

Sie ging, und hierauf hatte er wieder Ruhe. Aber es war doch keine ganz behagliche mehr — wenn man so oft gestört wird! Der Humor ist auch weg. Als die Jause kommt. giebt er Auftrag: „Ich laß den Oberförster herüberbitten auf eine Tarokpartie."

„Der Oberförster ist eben vorhin in den Wald gegangen."

„Also den Schulmeister."

„Der ist gerade mit der Büchse vorbeigegangen."

„Der Schulmeister? Und ohne Waffenpaß?"

„Mit der Kräuterbüchse."

„Ah so, botanisiren. Dann wird der Adjunct Zeit haben."

„Der ist mit auf das Breitegg."

„So hole sie der — Andere."

Der Pfarrer erhob sich, und wir sehen nun, daß er auch stehen und gehen kann auf eigenen Füßen. Er ging in das Gartenhaus hinüber, wo er sich auf eine Rohrbank setzte und die erste Cigarette wand.

Mittlerweile haben sich die Burschen unten auf der Kugelbahn zerstreut. Die Einen rüsten sich für den Tanzboden und gehen den Dirnen nach. Die Verliebten sind im

Ganzen immer noch die Harmlosen; aber die Anderen! — Da schleichen sich Etliche um's Dunkeln in die Schlagbank des Wirthes, wo noch das Schaf liegt, welches eben früher für das Tanzfest geschlachtet worden ist.

„Bist gelaufen genug, jetzt laß Dich einmal tragen!“ sagt von den Burschen einer und packt das Thier bei den Vorderfüßen. Den Augenblick sind die Anderen mit einverstanden, fassen an und tragen das Schaf dem Wirthe durch ein Hinterthor davon.

Sie kommen damit über den Kirchhof; am Kirchenthor steht das christuslose Missionskreuz.

„Hei!“ sagt Einer im frevelhaften Uebermuth, „da ist so Keiner oben, da nageln wir das Schaf hinauf!“

„Ah na,“ meint ein Anderer, „da thu' ich nicht mit; wer weiß, ob's dem Pfarrer recht wär'!“

„Dem alten wär's freilich nicht recht gewesen, der hätt' Einen auf so was ihrer drei Wochen krumm schließen lassen. Aber unser jetziger, das ist ein commoder Herr, der lacht dazu, wenn er morgen Früh den vierfüßigen —“

„Der Spaß ist dumm,“ gab ein Anderer dazu.

„Weißt Du einen gescheiteren?“

„Ich weiß einen gescheiteren. Ihr müßt Eure Ohrwaschel in der Hosen haben, wenn Ihr nicht hört, wie der Wirth umschreit in seinem Haus, wer das Schaf gestohlen hätt'! Wir sind Diebe!“

„Das macht ja nichts.“

„Ich sag's auch so. Und wenn wir's schon sind, so wollen wir es nicht umsonst sein. Wir tragen das Vieh eilends in den Lahnwald hinaus, dort ziehen wir ihm die Haut ab und braten es bei einem großen Rauberfeuer. Ob das kein Spaß ist!“

„Ein trockener.“

„Naß machen können wir ihn. Der Pfarrer hat gestern ein Eimerfassel voll Wein in den Keller rutschen lassen. Der Pfarrer sitzt im Wirthshaus. Die Köchin daneben. Die Hausdirn hockt bei ihrem Lotter im Baumgarten, das ist Eine, die Alles offen laßt. Soll ich gehen? Schickt's mich? Was gilt's, den Wein trinken wir zum Schafbraten!“ —

Am andern Morgen gab's viel Aerger im Pfarrhof, überaus viel. Kaum der Pfarrer aus dem Bett war — und ließ ohnehin allemal erst um acht Uhr zur Messe läuten — kamen Klagen über nächtliche Allotrias, Zuchtlosigkeiten, Raufereien, Diebstähle.

„Was kann ich dafür!“ sagte der Pfarrer, „die Tanzmusiken sind Schuld, die verdorbenen Sitten, und daß man den Ruhetag zu einem Ludertag macht!“

„Es ist kein gutes Beispiel mehr in Keilring!“ begehrte ein Weib auf, „an wem ist denn das, an wem?“

„Ihr schreit mir lang gut,“ murmelte der Pfarrer und ging ruhig in die Kirche, um seine Messe zu lesen. Dort aber jammerte der Meßner, es wäre der ganze Opferwein beim —

„Bei wem?“ fragte der Pfarrer.

„Gott verzeih' mir's, man kann nicht anders sagen, wenn er gestohlen ist. Mitsammt dem Faß!“

Dieser Schlag war noch nicht vergellt, als ein Bote vom Greneck kam, die alte Lisabeth sei gestorben. Einen ganz einfachen Conduct.

„Einen einfachen?“ fragte der Pfarrer, „mir scheint, die Alte wuchert mit ihrem Gelde noch über den Tod hinaus!“

„Hoffärtig,“ meinte der Bote, „ist sie niemals gewesen, die Lisabeth, und so will sie sich recht einfach begraben lassen.

Freilich wohl auf dem dasigen Friedhof, weil sie hergehört. Aber für ihre arme Seel' will sie was thun, und die Todtenämter und Jahresmessen, die gestern beim Versehen mit dem Mosenbacher Pfarrer von der Lisabeth gestiftet worden sind, werden in der Mosenbacher Kirche gelesen."

„So," sagte der Keilringer Pfarrer. „Ich bedank' mich."

Aber das war nun allzu spät.

„— Heut' ist's nichts. — Hanni, bring mir 'mal meinen Kaffee und die Pfeife!" —

Der gute Mann hätte länger Pfarrer in Keilring sein können, als er's war. Heut' ist wieder ein tüchtiger Priester auf jener Seelsorge. Den Hauptwust hatten nach dem Abgang des „Vorfahren" freilich die Gendarmen ausführen müssen, aber den leichteren Kehricht hatte der neue Pfarrer mit seinem feurigen Wort hinweggefegt, hatte mit seinem liebreichen Rath und mit seiner nachdrücklichen That wieder moralische Kraft und Segen gestiftet in der Gemeinde.

Irgendwo im Lande steht ein Kloster. Hinter dem Kloster ist ein kahles, steiniges Plätzchen, auf welchem zerzauste Strohfetzen, alte Papierschnitzel und Glasscherben liegen. Im Sommer, wenn die Sonne warm d'rauf hinscheint, liegt dort gern Einer in der Kutte. Die Fliegen umsummen ihn, hocken sich gern auf sein Gewand, auf seine fleischigen Wangen, auf seine Nase. Er rührt sich nicht, er läßt sie machen. Er hält Sonntagsruhe.

Wie der Obersteirer Hochzeit hält.

(Schreiben einer Dame aus der Sommerfrische.)

Liebster Edwin!

Ob Du lachen wirst über meine heutige Post, oder Dich darüber entsetzen?

Vor zwei Tagen waren Mama und ich bei einer Bauernhochzeit. Unser Hausherr, der Bruder des Bräutigams, lud uns dazu ein: denn, sagte er, ich solle es auch lernen, wie man heiratet. Das ist aber auch wirklich nicht so einfach, Edwin! Wenn ich all das mitmachen müßte, was diese Bauernbraut gemußt hat, ich würde mich schwerlich entschließen zum Heiraten.

Schon am Morgen begann das Pöllergeknall, was uns gebührend auf die kommenden Dinge vorbereitete. Um acht Uhr war der Hochzeitszug angesagt, um 9 Uhr 35, sage neun Uhr fünfunddreißig Minuten erst erschien er. Und wie? Es war fast wie ein Aufzug in Operetten, so ging's durcheinander. Voran schritt die Capelle, zwei Trompeten-, zwei Clarinettenbläser, ein Flügelhornist und ein Trommelschläger. Sie hatten Sträuße mit langen Bändern auf den Hüten. Hernach kam der Bräutigam, der zwischen seinen zwei „Beiständen" einherschritt und schwarze Kleider trug, so daß er ausgesehen hätte wie ein Superintendent in Sachsen, wenn

er nicht ebenfalls einen gewaltigen Strauß mit kirschrothen Bändern auf dem Hute gehabt hätte. Er war im Gesichte ganz blaß und machte eine Miene, als ginge er zum Hochgericht.

Hinter dieser Gruppe, an Seite des Brautführers, eines jungen kecken Burschen, ging die Braut. Sie trug hellbunte Kleider und ein feuerrothes Seidentuch über Schultern und Brust. Auf den glattgekämmten gescheitelten Haaren hatte sie einen Rosmarinzweig. Sie hielt das weiße Taschentuch vor das Gesicht und weinte; es soll so der Brauch sein.

Dann folgten sechs Paare Burschen mit Mädchen, die „Junggesellen" und die „Jungfrauen", die alle künstliche Kränze auf dem Haupt trugen; die Burschen Sträuße mit Maschen. Die Burschen waren fast alle in steirischem Costüm, was sich sehr hübsch ausnahm. Sie schrien und jauchzten fortwährend. Endlich kamen die übrigen Hochzeitsgäste; es waren mehr als hundert.

Mama wollte abseits stehen bleiben, aber der „Bidelmann" (Hochzeitordner), der links neben dem Bräutigam gegangen war, commandirte uns in die Menge hinein. Wir bekamen auch kleine Kunstblumensträuße, die uns die „Brautmutter" — die Hochzeitsmutter — an den Busen heftete, der Mama an der rechten, mir an der linken Seite. Rechts trügen sie die „alten Weiber", links die „Jungfrauen". Ich gehöre zu den „Jungfrauen".

Unterwegs zur Kirche war vom „Brautstehlen" die Rede und weil über diese Sitte schon so viel geschrieben worden ist, so war ich recht neugierig darauf. Es geschah aber nichts. In der Kirche bei der Trauung ging es etwas langweilig zu, weil die Capelle nicht spielte und die Männer nicht juchezten. Der Pfarrer las etwas sehr Langes aus dem Buche,

endlich stellte er die Fragen. Was man daraus macht, daß Bauersleute so kräftige Stimmen hätten — ich habe nicht ein einziges „Ja" gehört. Wenn ich einmal getraut werde, mein „Ja" muß die ganze Kirche deutlich vernehmen.

Nach der Trauung kam der Meßner mit einer großen Weinflasche und Trinkgläsern. Der Pfarrer segnete den Wein, schenkte ein Glas voll, erhob es auf das Glück des Bräutigams und trank. Dann reichte er das Glas dem Bräutigam, der machte auch einen Schluck und gab es hernach dem Beistand, dieser trank ebenfalls daraus und langte es den hinter ihm stehenden Hochzeitsburschen. Hierauf schenkte der Priester das zweite Glas voll, trat an die Braut, trank auf ihre Gesundheit und reichte es ihr. Sie nippte, gab das Glas ihrem Beistand — dem Bidelmann — dieser that desgleichen, langte hernach das Glas der Brautmutter, und von dieser ging es auf die Jungfrauen. Die Gläser wurden immer neu gefüllt, so daß alle Anwesenden ihren Schluck bekamen. Mir gefiel das, kannst Dir aber denken, daß ich — als die Reihe an mich kam — mit meinen Lippen das Glas kaum berührte.

Während dieses Gesundheittrinkens der Hochzeitsgäste hatte das Brautpaar in der Sacristei zu thun. Als die letzte Weinflasche leer war, stellte sie einer auf das Taufbecken und sagte fürwitzig: „Auf Deine Gesundheit, Taufstein!" Sie lachten, weil Bauern immer nur über die albernen Dinge lachen und bei den witzigen ernsthaft bleiben. — Du siehst, daß ich mir schon Volkskunde angeeignet habe.

Der Zug aus der Kirche war, wie er in dieselbe gewesen, nur daß der Bräutigam die Braut führte. Der Zug ging mit klingendem Spiel in's Wirthshaus „zum goldenen Hirschen". Wir mußten auch mit. Ich sah es, wie die Braut in die Küche schlüpfte, wo das Hochzeitsmahl gekocht wurde,

und einen Löffel voll Salz und zwei Silbergulden in den Krauttopf streute. Die Silbergulden that die Köchin sogleich wieder heraus, das war ihr Trinkgeld. Hernach ging es trepp-auf in den Oberstock, wo sich die Capelle um einen Tisch postirte, und wo die Ehrentänze begannen. — Den ersten machte der Bräutigam mit der Braut, dabei hatten sie schon muntere Gesichter; den zweiten tanzte der Bräutigam mit der Brautmutter und die Braut mit dem Bidelmann. Jeder Hochzeitsbursche oder Junggeselle tanzte mit seiner Jungfrau. Dabei behielten die Männer ihre Hüte auf und zogen ihre Röcke aus, daß sie — denke Dir! — in Hemdärmeln waren. Solchergestalt wollte ein junger, hübscher Bursche mit mir tanzen. Ich dankte. Bald hernach hörte man im Gedränge einen Ruf: „Bei so einer Hochzeit mag ich nit sein. Es sind herrische Leut' dabei!"

Unser Hausherr flüsterte mir zu, ich und Mama möchten doch um Gotteswillen Alles mitmachen, da wir schon einmal zu den Hochzeitsgästen gehörten, sonst könne es Verdruß ab-setzen, die Bauern verstünden in solchen Sachen keinen Spaß. „Mitgefangen, mitgehangen!" sagte Mama, und wir baten uns Jede einen hemdärmeligen Tänzer aus. Der meine — Ehre dem Ehre gebührt! — er tanzte nicht schlecht.

Nach diesen Ehrentänzen ging's zum Diner! Die Tafel war in Hufeisenform und so groß, daß alle hundertdreißig Personen dabei Platz hatten. Das Gedecke mit den unzähligen großen Weinflaschen und den dampfenden Suppentöpfen sah sich gar nicht übel an. Wir wurden gegenüber dem Braut-paare gesetzt, und jetzt saßen wir zwischen den hemdärmeligen Gesellen, die weder ihre Hüte vom Kopfe nahmen, noch ihre Pfeifen oder Cigarren aus dem Munde thaten — kaum, daß sie die Suppe, und was nun folgte, Kraut, Saucen u. dgl.,

zu essen vermochten. Immer wieder wurde das Essen von Rauchen, Tanzen und Singen unterbrochen. Die Fleisch- und Mehlspeisestücke, wie sie für jede Person kamen, aß fast Keiner, sie legten dieselben auf das dazu neben jedem Teller bereitete Papier zum Nachhausetragen. Das, was sie nach Hause tragen, nennen sie „Bescheidessen" oder „Moasen": Später kamen Angehörige von einzelnen Hochzeitsgästen nach, wovon sich Eines oder das Andere auf den Platz des Hochzeitsgastes setzte, aß und trank und schließlich das „Bescheidessen" in Bündel band und davontrug. Diese Leute heißen sie die „Moasenschützen".

Was bei diesem Hochzeitsmahle zusammengegessen und getrunken wurde, das ist unbeschreiblich. Es waren eigentlich drei Mahlzeiten nebeneinander. Ich habe von den Gerichten nur noch einige Namen in Erinnerung, z. B.: Tröpfelsuppe, Rindfleisch mit Meerrettigsauce, Speckfleck' (sic!), Bratwürste mit Sauerkraut, Zwetschkenpfeffer (sic!), Kalbsbraten mit Salat, Guglhupf, Schmalzkoch mit Weinberl (sic!), Krapfen. Den Wein, den sie nicht in die Gurgel gossen — denn trinken heißt so was nicht — den gossen sie auf das Tischtuch hin. Die Weiber warfen ausnahmslos große Zuckerstücke in den Wein, denn auch sie hatten es heute darauf abgesehen, so viel als möglich zu trinken. Uns tranken sie zu und hielten ihre Gläser her, daß wir daraus trinken sollten. Wir sagten, sie sähen es ja, wir tränken nicht Wein, wir ließen sogar den unsern stehen. So sollten wir doch wenigstens von dem ihren kosten! meinten sie. Nun muß sich überwinden, doch wurden wir durch oftmalige Ueberwindung fast betrunken, so daß wir mitsangen, wo sie ein bekanntes oder auch unbekanntes Lied anstimmten. Um ein Uhr Mittags hatte die Mahlzeit begonnen, um sieben Uhr Abends, als

die Lichter auf die Tafel gestellt wurden, war sie noch nicht vorüber.

Um die zuletzt angedeutete Stunde war es, als mich plötzlich Jemand — denke Dir meinen Schreck! — am Arme packte und in einen Winkel zerrte. Dort fragte er mich schneidig, warum ich just mit ihm nicht tanzen wolle, da ich doch auch mit Anderen getanzt hätte?! Der nette Bursche war's, dem ich anfangs den Tanz abgeschlagen. Ich machte es gut, denn jetzt war ich die Hemdärmeln schon gewohnt. Wir tanzten einen Steirischen und mehrere „Schnelle“, wie sie die Polkas heißen, miteinander, und fast war es, daß Du auf mich hättest eifersüchtig werden können, aber zum Glück mochte er meinen, der Wein mache ihn noch liebenswürdiger, und trank immer noch mehr hinein — bis ich genug hatte. Hernach begann er mit anderen Burschen zu stänkern und wollte Händel anfangen, aber der Bidelmann trat beschwichtigend dazwischen und sprach, der Hochzeitstag wäre kein Jahrmarkt. Der Bursche verschwand hierauf, mir that es leid um ihn.

Der Bidelmann hatte einen langen Rock an, den zog er nicht aus, so sehr derselbe um die Füße flatterte, als der Mann mit Mama durch den Tanzboden schob.

Das Interessanteste war, als die Musikanten in den Speisesaal kamen und dort anfingen, ganz gräßlich zu musiciren. Es sang nämlich der Reihe nach ein Jeder — besonders die Junggesellen — ein Liedchen in irgend einer beliebigen Melodie, und diese Melodie mußte hernach die Capelle nachblasen. Dann warfen sie Geld in ein Glas, welches die Musikanten der Reihe nach herumgehen ließen. Ein Glas ist für diesen Zweck besser als ein Topf; es zeigt aller Welt, was Jeder hineinwirft. Dieses Geld war ihr

Honorar für den Tag; man sagte uns, daß sie eine andere Zahlung nicht erhalten.

Von den Liedern und Sprüchen, die bei diesem „Gesundheittrinken" gesungen und gesprochen wurden, habe ich mir manche aufgeschrieben und schicke sie Dir.

Der Bräutigam, der mittlerweile recht lustig geworden war, machte den Anfang; er lehnte sich an seinen Stuhl zurück und sang:

„A Häuserl, a Felderl,
A Kalberl, a Kua,
A Stüberl, a Betterl,
A Weiberl dazua!"

Die Musikanten bliesen die Melodie nach. Der Bräutigam fuhr fort:

„A Weiberl dazua,
Und a Beuterl vull Geld,
Und a buxkloana Bua
Wa mei Freud auf der Welt!"

Die Capelle blies es nach. Der Bräutigam erhob sein Glas und sprach:

„Gesundheit die Geistlichkeit und alle Hochzeitleut', und alle Moasenschützen, die beim Ofen sitzen!"

Die Musikanten spielten einen Tusch, der Bräutigam warf einen Ducaten in das Glas.

Die Braut sang nicht, sie hauchte nur: „Gesundheit!" nippte und warf nichts in der Musikanten Glas. Von nun an hat wohl immer ihr Mann für sie das Geld zu legen.

Der erste Hochzeitsbursche sang:

„Unser frummer Herr Pfarrer
Soll tausend Jahr lebn,
Weil er der schön' Braut
Ein' schön' Bräutigam hat gebn!"

Die Capelle spielte es. Der Bursche brachte den Spruch: „Gesundheit Brautleut, Spielleut, Weiberleut, und Mannerleut, und alle Moasenschützen, die beim Ofen sitzen!“

Darauf der Tusch.

Ein Anderer sang in sehr verzwickter Melodie:

„Mei Voda, wann giebst ma dann s Hoamatl,
Mei Voda, wann laßt ma s dann schreibn?
Mei Dirndl wachst auf, wir a Groamatl (Grummet)
Ledi wills ah neama bleibn.

Und mei Voda, der giebt ma hiazt s Hoamatl,
Mei Voda, der laßt ma s scha schreibn.
Mei Dirndl wird gmaht wir a Groamatl,
Braucht kan alti Saudirn mehr z bleibn.“

Die Capelle hat es mit großer Mühe gepfiffen. Je weniger sie es traf, desto mehr wurde gelacht.

Hernach sang Einer:

„Beim Loatabaum han ih mein Strumpf verlorn, Strumpf verlorn,
Ohni Strumpf geh ih s nit hoam,
Hiaz geh ih s halt wieder zum Loatabaum, Loatabaum,
Suach ih s mein Strumpf zu dem oan.“

Dann ließ sich ein junger Geselle so hören:

„Heiraten mag ih nit,
Is mir noh z'früa,
Kein Warmstein, den brauch ih nit,
Kalt is ma nia!“

Ein Anderer warnte vor dem Ehestand:

„He, des meine Mentscher (d. h. Mädchen),
Enk därfs nit verdriassn,
Die Manner zahln sauren Wein,
Die Junggselln an süassn!“

Ein Anderer:

„Ih wünsch halt viel Glück
Unserm liaben Brautpaar,
Und a rothmaulads Büaberl
Nach Dreiviertljahr."

Ein Weiteres lautete:

„Ei, mei liabi Braut,
Jetzt muaßt es schon leidn,
Und muaßt Deine Hemeter
Zan Windln zerschneidn."

Ein Ehemann ließ sich hören:

„Mir sein a drei Brüaba,
Da jüngste bin ih,
Habn a jeder a Weibl,
Die Schlimmste han ih."

Wieder ein Anderer:

„Wann mei Weib in Zügen liegt,
Da greif' ih nach der Geign;
Lusti sein ma z'sammakem,
Lusti wöll'n ma scheidn."

Es soll aber nicht so ernst gemeint sein. Für die Braut ist es jedoch immerhin nicht schmeichelhaft.

Die Gesundheit wurde von Verschiedenen auf Verschiedene ausgebracht, aber Keiner vergaß auf die „Moasenschützen, die beim Ofen sitzen." Einige machten „Spatzenschützen" daraus, so wie sie sich auch regelmäßig versprachen und statt: „Gesundheit Brautleut!" sagten: „Gesundleut Brautheit!"

Ein munterer Greis that sich besonders mit Liedchen hervor und war ganz unerschöpflich. So sang er z. B. dieses:

„Wann die dummen Fischgraten
Nur nit das thaten -- das thaten,
Daß sie gar so stechen thaten!

Aber die dummen Heiraten
Sein halt wie die Fischgraten,
Wann sie nur nit das thaten — das thaten
Daß sie gar so stechen thaten!"

Ein übermüthiges Bürschchen sang:

„Die ganze Welt, wannst haben willst
Ih bring Dirs, mei Dirn,
Und ih laß Dir auf'n Sunntag
A paar Erdäpfel siadn!"

Alsdann wieder ein Weiterer:

„Mei Dirndl is sauber,
Vom Fuaß bis zum Kopf,
Beim Hals hats a Diperl (Knötchen),
Das hoaßt mar an Kropf."

Derselbe hatte noch eins:

„Da Bua hat an sakrischn
Zwoagspitztn Frack,
Und s Dirndl hat an sakrischn
Heiratscontract."

Ein Anderer sang:

„Mei Schatz is a Schmied,
Aber brennt is a nit,
Und hiazt laß ih ma n brenna.
Sunnst kennat ihn nit."

Das ist nun so die Bauernpoesie. Ih danke schön! Beinahe eine Stunde lang ging's so fort. Als die Reihe an uns kam, hieß es, die „Herrischen" sollen auch etwas zum Besten geben. Mama sagte, geben wir nichts zum Besten, so halten sie uns zum Besten, und sang das Liedchen vom „Schwarzkirscherl". Darauf mußten wir wieder aus allen Gläsern trinken. Mama wollte auch Geld in das „Spielleut-

glas" werfen, fürchtete aber, die Capelle damit zu beleidigen, und unterließ es, worauf sie mit einem sehr schrillen Tusch abzogen.

Was ich gesungen habe, weiß ich nicht mehr, es schwindelte mir im Kopf und ich hatte Lampenfieber.

Sie freuten sich, daß wir Alles mitmachten, und ein alter Mann, der ein gemüthliches Gesicht hatte und ein grünes Sammtkäppchen auf dem Kopf, wollte mit Mama „Bruderschaft" trinken. Sie ging auf dem Spaß ein; da richteten wir aber was an. Es kamen nun die jungen Burschen und wollten auch mit mir „auf Du und Du werden". Es tanze sich hernach besser, sagten sie. Mama stieß mich mit dem Ellbogen, wir hätten nun hohe Zeit, daß wir nach Hause gingen. Unser Hausherr hielt uns aber zurück und sagte, jetzt komme erst das Lustigste. Höre nur.

Der Bidelmann stellte sich mitten in den Saal und hielt eine Rede, auf welche die Gesellschaft sehr gespannt horchte. Ich verstand nicht Alles. — Aehnlich war's: Er habe an diesem Freuden- und Ehrentage etwas viel Wein getrunken, habe sich hierauf verirrt hinab in die unteren Räume. Da hätte er im Keller Jemanden bitterlich weinen gehört. Und wie er gefragt, wer an einem so lustigen Tage allhier so bitterlich weine? habe ihm der Hirschenwirth zur Antwort gegeben: Wie soll der Mensch nicht weinen, wenn das ganze Haus voller Leut ist und Alles ißt und trinkt den ganzen Tag und Keiner sagt etwas vom Zahlen! So habe ihm — dem Hirschenwirth — der Bidelmann entgegnet: er wolle es den Gästen zu Gemüthe führen, es wären lauter ehrsame Leute beisammen, sie würden ihren Speisemeister nicht zu Grunde gehen lassen, sondern gewiß ihre Schuldigkeit gerne abstatten. Was er verlange? Sonach hätte der Wirth den

Aufgang hergezählt: Einen ganzen Ochsen hätte er geschlachtet, zwei Kälber, ein paar Sau; zwei Metzen Kaisermehl, drei Häfen Schmalz habe er verbacken, vier Zuckerhüte verbraucht, zwei Pfund Weinberln verthan; Brot und Gemüse gehen in's Unendliche; drei Fässer Wein wären weg; kurz, er wäre ein ruinirter Mann. Wenn er's billig rechne: drei Gulden auf den Kopf! Ist auch wahrlich nicht zu viel, habe der Bidelmann gesagt und sich erboten, diese Kopf- oder, besser gesagt, Magensteuer einzutreiben.

Noch Mehreres sprach er. Hinter ihm stand schon der Hirschenwirth in seiner weißen Schürze, einen Porzellanteller in der Hand. Zuerst gingen die beiden Männer zum Bräutigam, dieser zahlte je drei Gulden für sich, für die Braut, für den Bidelmann und für die Brautmutter. Jeder der Hochzeitsburschen zahlte für sich und für seine Jungfrau. Wie ich höre, soll die Jungfrau ihrem Hochzeitsburschen später mit einem seidenen Halstuch oder dergleichen erkenntlich sein.

Die Reihe des Zahlens kam auch an uns. Mama winkte dem Wirth, wir wären geladen.

„Geladen sind Alle," war die Antwort. „Es ist für die Person drei Gulden!"

Du kannst Dir denken, was wir für lange Gesichter machten. Man bedenke aber auch: wenn die Brautleute für all ihre Gäste das Hochzeitsmahl zahlen wollten, da ginge ihr Heiratsgut drauf. Wir zahlten.

Dieses Zahlen nennen sie das „Weisen". Nach dem Weisen wurden noch einmal die Weinflaschen gefüllt, und was man von da ab noch haben wollte, das mußte bestellt werden. Die egyptischen Fleischtöpfe waren leer. Wir gaben einen Theil unseres übriggeblieben Bescheidessens einem Hausarmen, am andern Theil zehren wir heute selbst noch.

Das Tanzen währte die Nacht über fort. Das Brautpaar mußte dabei aushalten; es heißt, wenn sich das verliert, dann ist es für die Anderen nicht mehr lustig. Es war schon Morgen, als die letzten der Hochzeitsburschen jodelnd nach Hause taumelten.

Jetzt weißt Du fast Alles.

Man findet sich überraschend schnell hinein; ich wollte gleich heute wieder eine solche mitmachen — und selbst wenn es meine eigene wäre. Was sagst Du dazu?

Deine bereitwillige

Hermine.

In meinem „Volksleben in Steiermark“ ist eine landesübliche Bauernhochzeit beschrieben. Die feine Beobachterin „Hermine“ weiß Neues, so sei ihr Brief zur Vervollständigung jener Schilderei hier nachgebracht.

Der Herausgeber.

Die Uhrhändler.

Ein Bildchen aus dem Dorfe.

Auch bäuerlich Mann hat heutzutage seine Taschenuhr — Einer und Jeder. Heißt das, der sie nicht vergurgelt. Wer die Zeit vertrinkt, wozu braucht der eine Uhr?

Aber man weiß, daß bei den Bauernburschen nicht allein das Dirndlhandeln (tauschen), sondern auch das „Uhrhandeln" im Schwung ist. Eine und Dieselbe ist Einem und Demselben nicht alleweil „seltsam". Geht sie gut, so ist vielleicht das Gehäuse nicht brav genug versilbert, oder die Schildkrötenschale hat einen Sprung. Geht sie mittelmäßig, so ist auf sie natürlich kein rechter Verlaß. Und geht sie schlecht, so muß damit Einer angeschmiert werden. Bei solchen Tauschhandeln wiederholt sich freilich gar oft das schöne Märchen vom Hans im Glücke, der durch oftmaliges Umtauschen vom vollen Geldbeutel allmählich auf einen Kieselstein kam und dabei immer noch gewonnen zu haben glaubte.

„Freundlein! Ich hab' Dir jetzt Eine! Schön ist sie nicht, meinst? Nachher weißt Du nichts. Daß man ihr's auswendig nicht ansieht, was sie nutz ist, das glaub' ich. Geh, Du kennst nichts. Du kriegst Dein Lebtag keine solche. Keine solche nicht; das sag' ich Dir dreidoppelt!"

„Was kostet sie?"

„Der Uhrmacher hat gar keine mehr. Die ist seine letzte gewesen von der Gattung."

„Und die?"

„Ist nicht feil."

Eine halbe Stunde später thut der Eine einen lustigen Pfiff in sich hinein — man kann auch in sich hineinpfeifen, man thut's zumeist, wenn man einen Andern insgeheim auspfeift. Der „elendigliche Taschenbrater" ist glücklich weg.

Die alten großen, dreigehäusigen Spindeluhren stehen auf der Bauernschaft draußen heute noch theurer im Preis, als die neuen guten Cylinder- und Chronometerwerke in der Stadt. Die Uhrenhändler wissen, mit was sie den Bauernmarkt füllen müssen, wenn sie recht tüchtig gewinnen wollen.

Mit manchem alten „Knödel", wie man die halsstörrigen Taschenuhren zu schelten liebt, sind schon so viele Liebhaber angeschmiert worden, als es Stunden auf dem Blatte hat. Eine solche kommt dann zu einer gewissen Berühmtheit.

„Die hat Der jetzt!" heißt's mit Spott.

„Die foppt Den jetzt. Der mag sich seine guten Stunden auf einem andern Zifferblatt suchen. Das ist ein reiner Säckelrauber, die!"

„Wenn ich das Geld hätt', was die schon dem Uhrzurichter eingespielt hat, ich kunnt mir damit eine Goldene anschaffen, und kriegte die Kette mit den Frauenbildelthalern, die d'ran hängen müssen, mit d'rein."

Der sie aber eben hat, der preist ihr alle Tugenden an, welcher eine Taschenuhr jemals fähig sein kann; wenn er sie aber trotzdem nicht an Mann bringt, und er ist mit ihr allein, dann geht's ihr nicht gut. „Rabenbradl Du! Hast eh' kein Funkerl Silber an Dir, und zu Lohn, daß ich

gesagt hab', das ganze B'schlacht mitsammt der Ketten wär' eitel feines Silber, zu Lohn bleibst mir jetzt wieder stehen, und hab' Dich erst vor einer Viertelstund' aufgezogen! Zu Lohn, daß ich gesagt hab', Rubinensteine thut man in die besten Uhren heutzutag gar nicht mehr hinein — weil sie Dir herausgebrochen sind, wie einer alten Vettel die Zähn' — zu Lohn laßt mir jetzt auch noch den Zeiger abfallen — hast eh' nur einen mehr, Du schandbar's Gespenst! Hin sollst sein!"

Er schleudert sie auf den Rasen, aber im letzten Auslassen noch so behutsam, daß sie sich nicht allzusehr beschädigt. Dann schaut er sie eine Weile an und bückt sich. — „Nein," sagt er, „nein, Luder, liegen laß ich Dich doch nicht, die Ehr' thu ich Dir nicht an. Mit Dir muß noch Einer angeschmiert werden."

Am Sonntag im Dorf auf dem Kirchplatz wird der Uhrhandel zumeist betrieben. Da giebt's auch Leute, die rein davon leben und gut leben. Denn Jeder ist kein „Hans im Glück"; Mancher hat sich von einer Zweiguldenuhr zu einer Zwanzig- und Dreißigguldenuhr hinangetauscht.

So ein „Uhrhändler" von Profession ist selbstverständlich auf allen Kirchweihfesten und Jahrmärkten. Mir steht aus meiner Jugend eine Gestalt, der „Uhren-Osel" geheißen, noch recht fest im Gedächtniß. Das ist ein wunderlicher Geselle gewesen. Dort geht sie behäbig wackelnd, die kurze dicke Figur, weit ausgepauscht über und über — aber Fleisch und Bein sind das Wenigste d'ran. Das Männlein ist außerhalb seiner Haut lebendiger als innerhalb derselben. Es ist voller Uhren. Nichts als Uhren.

Kommt er dann Sonntags in's Dorf, so errichtet er sich auf einem leeren Faß seinen Tisch. Noch ist Gottesdienst. Er muß sich gedulden, denn heute geht einmal Alles nach

dem Kopfe der Kirchthurmuhr. Endlich ist der Strom da. Die Weiber schlagen sich zum Zwirn- und Bandelkrämer, die Dirnen (bei uns heißt man alle unverheirateten Weibsbilder und halberwachsene Mädchen Dirnen) und die Kinder ziehen sich um den Semmelstand, oder Kirschenkorb, oder um das Zwetschkenfaß herum. Etliche Männer trachten dem Tabaksladen zu oder verschwinden höchst räthselhaft in der Nähe des breiten Einfahrtsthores zum „goldenen Löwen". Eine große Zahl der Männer aber — junger und alter — gruppirt sich um den Uhrenhändler, und jetzt hebt das Geschäft an.

Der Osel handelt. Das Merkwürdige ist nur, daß seit vielen Jahren, da er in der Gegend das Geschäft betreibt, alle Uhren, die er verkauft und vertauscht, die solidesten Silbergehäuse und Beschlachte haben; jene aber, die er nehmen muß, von eitel Packfong oder Blech sind. Er hat, giebt und nimmt Spindeluhren, Ankeruhren, Cylinderuhren, Repetiruhren, Chronometer — was weiß ich, wie sie alle geheißen werden. Ich habe die meine schon seit sieben Jahren im Sack und kenne sie nicht mit Namen. Wäre sie nur so gutherzig, wie jene längstvergangene, von der ich zum Schluß erzählen will!

Mit Uhrgläsern — der Osel war ein gelernter Glaser — hat er den Handel angefangen, und dann reiste er jährlich zwei- oder gar dreimal in die Stadt, um dort die ältesten und zerfahrensten Uhren zu kaufen und die neuesten und besten nach Hause zu bringen.

Heute — es ist nun freilich ein längst entschwundener Tag — geht's um sein Faß noch höher her wie gewöhnlich, heut' wird etwas ausgeschrien. Eine Uhr wird verlicitirt — ihr lieben Leute — eine merkwürdige Uhr! „So ist's ja auf der Welt, Glück und Ehr' kriegt man nicht zu kaufen!" ruft der Osel, „das muß man licitiren. Und wer das Glück hat,

und diese Uhr kriegt, dem muß man auch die Ehr' geben. Denn das Zeugel da — 's ist nicht groß, 's ist auch nicht verjuramentirt, ob es von Silber ist, oder sonst was werth — aber wenn's ein Engländer sieht, das Dingel, wie ich's jetzt halt' in der Hand, so sind auf der Stell' hundert Ducaten mein. — Drei Gulden zum Ersten! —"

Sie fahren um ihn zusammen. Sie lärmen und lachen und stoßen sich die Ellbogen in die Weichen. Sie licitiren mit und jagen sich gegenseitig während seiner hellausklingenden Rufe lustig hinauf.

„Nur nicht balgen und drücken, Leut'!" so fährt der Uhrenhändler fort, „fein still sein und losen. — Vor vierzehn Tagen ist der Dräuberl-Franz gehenkt worden, das wißt ihr. — Vier — fünf Gulden zum Ersten! — Der Dräuberl-Franz hat drei Leut' umbracht und einen Schuster. Darum haben sie ihn gehenkt. Wenn er's nicht gethan hätt', hätten sie ihn leben lassen. — Acht Gulden fünfzig zum Ersten! — Wie ihn der Henker eingraben will, findet er im Hosensack vom Dräuberl-Franz diese Taschenuhr — zehn — fünfzehn — neunzehn — zwanzig Gulden zum Ersten! — Und die Uhr ist noch gegangen! Der Dräuberl-Franz ist maustodt gewesen. Die Uhr ist mit ihm gehenkt worden und ist noch gegangen! — Dreißig Gulden zum Ersten — Zweiunddreißig Gulden zum Ersten! — Und geht heut' noch! Und ist dabei gewest, wie der Dräuberl-Franz die drei Leut' hat umgebracht und ist gehenkt worden! Und geht heut' noch — geht ohne End' und Aufhören! — Fünfunddreißig zum Ersten! — zum Zweiten! — Fünfunddreißig Gulden zum! — Wer giebt mehr? — Fünfunddreißig Gulden zum — Dritten!"

Der's am wenigsten vermeint, dem ist die Uhr in der Hand geblieben. Dem alten Leckenbauer.

„Geldbeutel!" murmelte er, und zog seine Brieftasche heraus, „jetzt wollen wir sehen, ob Du sie werth bist!"

Hätte er gestern an den Schragen-Bartel nicht eine Kuh verkauft — wohl als „tragend," während sie „g'alt't" (unbefruchtet) war — der Geldbeutel wär's nicht werth gewesen.

Etwas kleinlaut nahm er die erstandene — die gleichsam vom Tod und vom alten Leckenbauer erstandene — Taschenuhr in Empfang und trostbedürftig fragte er, ob's doch wohl gewiß wahr sei, daß sie ohne End' und Aufhören gehe."

„Das versteht sich bei einer Galgenuhr," sagte der Osel, „nur auf's Aufziehen mußt nicht vergessen."

„Ja freilich," bemerkte näselnd und säuselnd ein Anderer — der Rockschneider von der Lehne — „das Aufziehen ist eine Hauptsache, wenn eine Uhr gehen soll. Du selber wärst es."

„Was?" fragte der Leckenbauer.

„Aufgezogen. Schau, die Uhr" — der säuselnde Schneider hielt sie an's Ohr — „diese Uhr da muß einen Herzfehler haben, weil der Puls so ungleich geht. Alle Stund' kann's der Schlag treffen. — Und der rostige Flecken da, am Blechgehäuse! 's ist recht schön, die Uhr von einem Raubmörder besitzen, aber — ich für meinen Theil — Blut möcht' ich doch kein's d'ran haben."

Es gingen nicht fünfzehn Minuten um, so war der Rockschneider Eigenthümer der „Galgenuhr". Der Leckenbauer besaß hingegen nun eine eisgraue Greisin, halbblind auf dem Zifferblatt, halblahm am Gehwerk, zahnschartig die Räderchen, runzelig und zerdrückt das Pakfongbeschlacht — aber eine ehrliche Uhr. Und der Leckenbauer war's zufrieden oder that so — freilich insgeheim wünschend, daß sich gestern der Schragen-Bartel von ihm nicht hätte anschmieren lassen sollen.

Das ist so ein kleines Stück aus dem Leben des weitberufenen Uhren-Osel, der ein so munteres Leben führte und ein so schlimmes Ende nahm. — Wieso letzteres, wollt Ihr wissen? Erschlagen ist er worden oben im Pohlwalde und seiner Uhren beraubt. Es läßt sich nicht ergründen, ob eine davon etwa auch wieder solcherweise wie die verlicitirte unter den Galgen gekommen ist. Gut wär's.

Der Uhrenhandel wird auch unter den Weibsleuten betrieben, aber beileibe nicht auf offener Gasse, sondern unter Dach und Dämmerung. In der Bauernschaft ist der Brauch, daß der Bursche seinem neuerwählten Dirndel eine Sackuhr giebt. Das ist statt des Verlobungsringes. Sie trägt das Uhrlein treu und zärtlich hinter dem Busentuche verwahrt und vernimmt an ihrem Herzen allezeit das traute Ticktack. Ist das nicht unendlich sinniger, als ein leb- und inhaltsloser Ring am Finger? — Freilich, wenn sie einmal den Uhrschlüssel verliert, scheint es selbstverständlich, daß sie sich mit dem Anliegen an den Spender der Uhr wendet. Nicht immer! Es giebt auch andere Leute, die Uhrschlüssel haben. Und bei solcher Gelegenheit wird dann getauscht. So bedeutet bei den Weibsleuten der Uhrenhandel geradezu Untreue. — Ein häßliches Wort. Die gute Uhr, deren beständig vorrückender Zeiger still und ernst auf die fliehende Zeit weist, auf das schwindende Leben — sie wird Judaslohn. — Eben weil's so rasch dahingeht, dieses Leben, muß man's nach Gelegenheit und Laune beim Schopf fassen und an's Herz reißen! sagen die Einen. — Eben weil die Zeit so kurz, sollen zwei Menschen, die sich einmal gern haben, treu zusammenhalten, sagen die Andern.

Und der Zeiger der Uhr mißt die Stunden Jedem vor und Jeder — zu frommem Liebesglücke oder zur Falschheit.

O du geliebtes, verachtetes Uhrlein, das ich einstmals besessen! Der mir's angepriesen, glaubte mich damit zu übervortheilen, weil sie arm und schmucklos war am Leibe und bisweilen ein wenig rasten wollte, wenn die Triebfeder ihrer Pflicht nicht gerade allzu stark gespannt gewesen.

Da kam ich einmal zu einem süßen Kinde, und das bat ich um ein Stündlein Glück. Ein einziges, das mag sie gewähren. Der Nachtwächtersruf um Mitternacht schreckte sie auf, aber ich berief mich auf die Uhr, es sei das Stündlein noch nicht aus. Der erste Hahnenschrei endlich hat ein Ende gemacht — der Zeiger wies treuherzig noch die versprochene Stunde.

O du geliebtes, verachtetes Uhrlein, du hast mir's gut gemeint!

Der Stauden-Hiesel.

Da hilft kein Beschönigen, sie nennen ihn eben den Stauden-Hiesel, weil er oft wochenlang in den Stauden umkriecht. Seines Zeichens ist er Bauernknecht, aber diese Stellung ist auf die Länge über alle Maßen langweilig. Im Winter, da geht's. Im Winter, da sind die Tage kurz und die Nächte lang, da nimmt man sich auch ordentlich zum Essen Zeit, weil die Arbeit nicht drängt, da hält der Bauer — besonders zu den Festtagen und im Fasching — Most im Keller, da giebt es frisches Kuhfleisch, giebt Schweinernes und Würste, giebt an den langen Abenden ein Kartenspielchen oder so was; — im Winter, da geht's.

Der Hiesel war vorzeit für seine Feiertags-Unterhaltung ein starker Zitherspieler, kratzte aber mit seinem Fischbein nur einen steierischen Landler, der weder Anfang noch Ende hatte, also einen ganzen Sonntag-Nachmittag ununterbrochen dauern konnte. Da kein Mensch dabei tanzte, Jeder sich viel lieber in eine Nebenkammer zog, weil das „Gespiel" schon schauderlich in den Ohren bohrte, so gab sich der Hiesel mit seinen Pfundsohlenschuhen auf dem Trittbrett des Tisches selbst Tact und Baßbegleitung, wackelte dabei auch minniglich mit dem Kopf hin und her, kurz, wollte seinen ganzen inneren Menschen glauben machen, der äußere tanze.

Ich habe übrigens Ursache, zu glauben, daß der Stauden-Hiesel sein Lebtag mit Weibsleuten nicht einen Schritt getanzt, nicht einen Schlag gerauft, nicht ein Dirndl gefoppt hat. Er war nämlich über alle Weise träge und dumm, und mit solchen Eigenschaften ist es leicht, eingezogen zu sein. Als ich den Hiesel kennen lernte, war er ein Jüngling von etwa fünfundvierzig Jahren. Er war von untersetztem Körperbau und hatte einen wackelnden Gang, so daß er bei jedem Schritt entweder nach links oder nach rechts zu sinken drohte, bis er plötzlich stolpernd nach vorne fiel. Sein Gesicht, besonders Nase und Wangen, blühten im freundlichsten Zinnoberroth, die grauen Aeuglein, deren Pupillen mir immer eckig vorkamen, wie bei Ziegen — duckten sich stets tief unter dem finsteren Schirmgestrüppe der Brauen. Haar und Bart waren schwarz und wollig gekräuselt. Die Gewandung — im Winter und Sommer von grauem, zerschlissenem Loden — war etwas schlotternd und vernachlässigt und die schwarz-roth-gelb gestreifte Zipfelmütze — bei Gott, es waren die Farben, vor denen heute ganze Staaten beben! der Hiesel trug sie ohne jegliche Absicht, außer etwa der, daß ihm die Zipfelmütze die Ohren wärmen solle — diese schwarz-roth-goldene Zipfelmütze ließ unter dem wuchtigen Filzhut ihren Sack mit der Quaste gemüthlich hin und wieder baumeln. Ich freue mich ordentlich darüber, wie der Kerl so lebendig in meinem Gedächtnisse dasteht.

Unter beständiger Anleitung war der Hiesel ein tüchtiger und fleißiger Arbeiter; wo er sich aber in einer Verrichtung allein überlassen war, sei es auf der Tenne beim Korngarbenausschlingen, sei es auf der Wiese beim Rasenwässern, sei es im Walde beim Brennholzspalten oder Reisighacken, da kam er bald in's Trödeln und Dodeln, vergaß auf die Arbeit, that seine Mundharmonika aus dem Sack, wo er sie, sorgfältig

in's blaue Taschentuch gewickelt, mit sich zu tragen pflegte, und begann Musik zu machen. Wie mit der Zither, so spielte er auch mit der „Maulwetzen" fortwährend denselben steierischen Ländler, der keinen Anfang und kein Ende hatte, und dabei trippelte er im Tact, klopfte die Schuhe aneinander und drehte sich um die eigene Achse. Da den meisten Bauern solch musikalische Tagwerke zu vornehm waren, so behielten sie ihren braven Knecht am liebsten unter Oberaufsicht. Da war wohl monatelang über den Hiesel keine Klage.

Einer oder der andere seiner Dienstgeber ließ ihm für Arbeitslohn festes Lodengewand machen. Das vertauschte er aber zumeist gegen alte Mund- oder Ziehharmoniken, Maultrommeln, Schwögelpfeifen (flötenartiges Instrument); Alles, was Musikinstrument war, schloß er in's Herz und war glücklich, wenn es ihm gelang, den Dingen Töne zu entlocken. Einst ging er ganz neuzusammengestiefelt davon; nach mehreren Tagen kam er zerlumpt wie ein Vagabund, in lichtgelbe Fetzen gehüllt, zurück. Mit glückseligem Gesichte, denn auf dem Rücken trug er eine alte Baßgeige, deren Hals hoch über den Hiesel emporstand, die aber nicht eine einzige Saite an sich hatte. Hierauf ging er in die Nachbarschaft, kein Pferdeschweif war vor ihm sicher, aber aus solchen Haaren ließen sich die erhofften Saiten nicht nach Wunsch drehen, und eines Tages gab der Hiesel entrüstet der Baßgeige einen Fußtritt in den Bauch, der ihr Ende war.

Mit wie wenig ein bescheidener Mensch auskommen kann, das zeigte sich an dem Hiesel. Er hatte ein ganz fehlerloses Sprechorgan, eine nachgerade hübsche Baßstimme, aber er sang nicht, er sprach nicht viel, er murmelte nur. Er mochte — gut gezählt — an vierzig Redensarten haben, mit denen er seine menschliche Stellung auf Erden behauptete. So sagte

er z. B. beim Sonntags-Mittagsmahl, wo er stets gut aufgelegt war, und bei welchem man, mehr als an Werktagen, über allerhand zu plaudern pflegt: „Wird eh' völlig schön bleiben jetzt, das Wetter. 's ist, daß es schön bleibt, mich deucht schier. Ja eh', 's kann frei sein, daß es schön bleibt, das Wetter. Es verzieht sich zwar der Sonnenschein ein wenig. Mag sein, daß es regnet. Ist schon möglich. Na, 'leicht doch, daß es schön bleibt, das Wetter."

Oder, es ist von der Jahreszeit die Rede, da weiß der Hiesel auch mitzusprechen. „Ah so!" meint er, „kurz ist er, das Jahr, der Fasching. Die Ostern kommen frühzeitig heuer. Schon im Märzen thäten sie kommen, die Ostern? Voriges Jahr werden sie im April gewesen sein. So, auch im Märzen sind sie gewest, die Ostern? Schau, schau, nachher sind sie im vorigen Jahr auch im Märzen gewest, die Ostern. Heuer kommen sie später. Heuer thäten sie auch schon im Märzen kommen? So, nachher ist er ja schier kurz, der Fasching, das Jahr. Schau, schau."

Es ist eigentlich also gar nichts Schlimmes zu sagen über den Hiesel. Aber eines Tages ist er davon. Er kommt zur Arbeit nicht, er kommt zum Essen nicht, er kommt zum Schlafengehen nicht. Er sitzt im Wirthshaus und sauft wie ein Loch. Den Tag über sitzt er am Zechtisch und trinkt Most oder Wein oder Schnaps; er ißt nicht, er raucht nicht, er spricht nicht, er stiert glückselig vor sich hin und trinkt. Ist das Glas leer, so schiebt er es nur etliche Zoll weit von dessen gewöhnlichem Standplatz über den Tisch hin, da weiß der Wirth schon, was er zu thun hat. Kommt die Nacht, daß im Hause Alles zur Ruhe geht und das Glas nicht mehr gefüllt wird, so thut sich der Hiesel wagrecht auf die Bank hin, auf der er gesessen, und schläft. Am Morgen, wenn das

Wirthshaus wieder lebendig wird, richtet er sich auf, schüttelt sich, torkelt hinaus, um zu sehen, ob die Welt noch auf dem alten Fleck steht, geht wieder in die Stube, setzt sich auf seine Bank und macht's wie am vorigen Tage.

So treibt er's, bis der Monatslohn oder Jahrlohn vertrunken ist, worauf er dem Wirth vielleicht den Vorschlag macht, er wolle ihm später was tagwerken, nur jetzt solle er noch zu trinken geben, denn er wäre arg durstig. Der Wirth ist kein Stein, verdursten läßt er Niemanden in seinem Haus, er nimmt das Mostglas beim Henkel und bringt frisches Wasser.

Der Hiesel kostet und gröhlt, und kostet wieder, aber es geht nicht. — Da geht er selbst.

Daheim, auf seinem Dienstort, das weiß er, blühen ihm, wenn er zurückkehrt, keine Rosen. Es kommt ganz auf das Temperament des Bauers an, ob er einen solchen Knecht, der ihn bei genöthiger Arbeit im Stiche gelassen, kurzer Hand verjagt oder prügelt. So denkt sich der Hiesel, es sei das Gescheitere, keine Feindschaft anzuheben, und kehrt gar nicht mehr in seinen Dienst zurück. Er geht hinaus in die Waldungen, in die Auen und kriecht in den Stauden um. — So that er oft. — Man wußte nicht, was er trieb, seine Nahrung bestand wohl größtentheils aus Beeren und Pilzen; er stellte sich, wenn ihn doch einmal ein Jäger oder Förster sah, wie ein wildes Thier, man kümmerte sich nicht weiter um ihn. Wenn er dann nach Wochen wieder sachte hervorging, da war mehr Bart an ihm, als Gewand.

Selbst zur Winterszeit blieb er einmal viele Wochen von den menschlichen Wohnstätten ferne, so daß man ihn für verschneit oder erfroren hielt, und bereits anfing, mitleidsvoll bedauernd über den „armen Hascher" zu sprechen, bis er zu

Beginn des Frühjahrs plötzlich wieder auftauchte. Als ob er in irgend einer Köhlerhütte oder in einem hohlen Baum Winterschlaf gehalten hätte! Man brachte auch nichts Rechtes aus ihm heraus, und als ob damit Alles in schönster Ordnung hinginge, so verdingte er sich wieder in einen Bauernhof und arbeitete und war gutmüthig und dumm.

Ganz ununterbrochen war er das aber nicht. Es konnte sein, daß er gählings aus geringfügigem Anlaß in Zorn gerieth, in ganz schauderhaft wilden Zorn. Da schrie und fluchte er, daß der Erdboden bebte, da schlug er drein. In solchen Momenten sprangen ihm auch außergewöhnliche Reden über die Zunge, daß man's merkte, er war nicht so harmlos, als er aussah.

Es wäre von diesem Hiesel noch mancherlei zu erzählen, ich bringe von ihm nur noch Eins.

An einem Ostersamstag war's. Der Hiesel hatte Feierabend bekommen und ging von seinem Diensthofe über die feuchten Felder hin — in die Osterzeit hinein. Die Osterzeit war im Dorfe Fischbach unten, denn dort läuteten schon die Festglocken und feiertägige Leute standen auf der Gasse herum. Er ging hinab. Da begegnete ihm der alte Kreuzegger, hübsch im Sonntagsgewand und mit glattrasirtem Gesicht. Da dachte sich der Hiesel: Der ist balbirt, ich bin nicht balbirt. Zu Ostern soll der Mensch doch balbirt sein, das gehört sich, freilich soll er balbirt sein. — Nun war aber in ganz Fischbach kein Bartscherer, seit der Kramer-Veit mit Tod abgegangen.

Sich selber das Messer an den Hals setzen — man thut's nicht gern.

„Bist aber schön balbirt," sagte der Hiesel zum Kreuzegger, „hast Dich selber so schön balbirt?"

„Ah na, selber nit," antwortete der Alte. „Der Herr Pfarrer und ich, wir thun es uns Einer dem Andern."

„So," sagte der Hiesel, „meinst nicht, daß er mich auch thät', der Herr Pfarrer?"

„Wird's eh' gern thun," sagte der Kreuzegger, und dachte bei sich: Tepp!

„Ich trau' mich halt frei nicht hinein zu ihm," versetzte der Hiesel, „Du thätst mit ihm bekannt sein. 'leicht möchtest so gut sein und ihm sagen, er soll mich balbiren."

„Recht gern," sagte der Andere, „er wird ohnehin nichts Besseres zu thun haben, heut' am Charsamstag, wird sich recht gefreuen, daß er Dir den Pelz darf abkratzen."

„Was raitet er denn dafür?"

„Einen Groschen, aber wenn er Dich über den Löffel balbirt, kostet es Dir mehr. Ich gehe es ihm jetzt gleich sagen."

Er eilte in den Pfarrhof: „Muß schon noch einmal aufhalten, Hochwürden. Der Stauden-Hiesel ist draußen und er getraut sich nicht herein."

„So soll er draußen bleiben."

„Freilich wohl kunnt er draußen bleiben, aber er hat sich auf das Oesterliche noch gar nicht vorbereitet."

„Beichten will er?" fragte der Pfarrer rasch, „und ehevor hat er nicht Zeit gehabt, die ganze siebenwöchentliche Fastenzeit lang? Jahraus, jahrein kommt er nicht zu mir. Ist aber eine unzeitige Bekehrung, daß er jetzt zur Stund' kommt, wo die Leute schon zur Auferstehung in die Kirche eilen. Und für morgen noch keine Predigt studirt! — Er soll hereinkommen!"

Der alte Kreuzegger ging geschmeidig hinaus zum Hiesel und sagte: „Du darfst hineinkommen."

Strich der Hiesel in den Pfarrhof, begann, als er vor dem Pfarrer stand, den Hut zu walzen und grinste dabei. Es ist höflich so.

„Geh' in die Nebenstube da hinein und bereite Dich vor!" befahl der Pfarrer, „ich hab', wie Du siehst, just mit dem Chrisam zu thun und komme sogleich nach."

Die Nebenstube war des Herrn Pfarrers Schlafkammer. In derselben begann nun der Hiesel sich vorzubereiten. Er zog den Rock aus, rückte den großen Ledersessel vor den Waschkasten, schlug das Handtuch um seinen Nacken und seifte sich tüchtig ein.

Der Pfarrer nahm seine blaue Stola über die Schultern und ging zum Hiesel. Da sah er's.

„Bist Du's endlich doch!" rief er nach der ersten Ueberraschung, „bist Du toll geworden, Hiesel? Heißt das zur Beicht vorbereiten?"

„Ah na," meinte der Hiesel, „nur gleich ein wenig den Bart abkratzen, möcht' ich bitten."

„Mein lieber Hiesel," sagte der Pfarrer, „Du bist verfehlt dran. Ich bin nicht der Rasirer, ich bin der Pfarrer, verstehe in diesen Dingen keinen Spaß — und jetzt schau, daß Du hinauskommst!"

Nun hob sich der Stauden-Hiesel empor und schaute den Pfarrer mit zuckenden Augen an; diese Augen waren schier das Einzige, was er uneingeseift gelassen hatte.

„Pfarrer!" pfauchte er, „balbiren will Er mich nicht? Und den Kreuzegger hat Er balbirt? Ist der Kreuzegger besser als ich? Ist er ein besserer Christ als ich? Daß er balbirt wird und ich nicht? Wenn Er kein Balbirer ist, was balbirt Er denn nachher den Kreuzegger? Und bin ich kein Pfarrkind nicht? Ein sauberer Pfarrer, der einen Unter-

schied macht bei seinen Pfarrkindern. Ich zahl' meine Sach' auch! Ich zahl' sie auch! Kreuzsakerment! Balbirt will ich sein!"

„Hiesel, sei nicht närrisch!" versetzte der Pfarrer beruhigend.

„Predigt Er," fuhr der zornige Hiesel fort, schrie es aber zu halb in die Wand hinein, weil er dem Herrn Pfarrer nicht in's Gesicht sehen mochte, „predigt Er, daß Einer schicksam und gepflegt in die Kirchen kommen soll. Ich habe kein Schermesser nit und hab' Niemand nit, auch kein Weib nit. Soll ich mir den Bart selber ausraufen? Den Kramer-Veit, den grabt Er ein, und balbiren will Er nit! — Soll ich Dein Narr sein, Pfarrer?!"

Der Pfarrer von Fischbach war ein friedfertiger Mensch. Was blieb ihm übrig, als eines Amtes zu walten, das nicht sein war, und dem halbtollen Gesellen das Gesicht zu rasiren. Er that's halb mit Aerger und halb mit Laune. Als er fertig war, wollte der Hiesel seinen Groschen entrichten.

„Das nicht," sagte der Pfarrer, „Ich mache zwischen Pfarrkind und Pfarrkind keinen Unterschied. Vom Kreuzegger habe ich auch nichts genommen, aber er hat mich rasirt. Jetzt, mich kannst Du nicht mehr, hingegen habe ich im Stall einen schwarzen Ziegenbock stehen, den möchte ich für die Ostern ein wenig herausputzen lassen, und daher bist Du so gut, Hiesel, mir als Gegendienst den Ziegenbock zu scheren."

Mit einer stumpfen Schere wurde der Stauden-Hiesel in den Ziegenstall geschickt, aber der Empfang, der ihm dort zu Theil ward, ließ an Aufrichtigkeit nichts zu wünschen übrig. Der Ziegenbock rannte den Hiesel sofort über den Haufen. —

Bei dem Auferstehungsumgang am selbigen Abende ging der Hiesel ganz rückwärts im Zuge. Anstatt des struppigen Bartes hatte er um die Backen ein Tuch gewunden.

Am nächsten Tage während des Ostermahls sagte der Hiesel: „Wird sich halt doch nicht schicken für einen geistlichen Herrn, wenn er Leut' balbiren thät. Ich glaub's eh, daß es sich nicht schickt. Hat doch die geistliche Weih', so ein Herr, nachher ist's schon möglich, daß sich das Balbiren für so Einen nicht thät schicken. Weil er, wenn man's nimmt, doch ein geistlicher Herr ist. Wenn er Balbirer thät sein, nachher wär's was Anders, nachher thät sich das Balbiren für ihn schon eher schicken. — Aber den Gaisbock soll der Teufel holen!"

Seit jenem Ostersamstag läßt sich der Stauden-Hiesel gar nicht mehr rasiren. Auf diese Weise, meint er, komme man mit der hochwürdigen Geistlichkeit am besten aus.

Der Ameisler.

Ein Bildchen aus dem Walde.

Wer in den Wald geht, der kommt selten leer zurück. Zerrt er schon keinen Baumstamm hinter sich her, so hat er doch ein frisches Stöcklein in der Hand; schleppt er schon keine Reisigfuhr, so trägt er doch ein grünes Zweiglein am Hute; hat er schon keinen Korb mit Wildobst bei sich, so doch ein Sträußlein duftiger Beeren; und trägt er schon kein erlegtes Wildpret, so krabbeln doch an seinem Leib Käfer und Ameisen auf und nieder.

Freilich nimmt der Mensch — der famose Erfinder des Wörtleins „Gerechtigkeit" — Alles mit Gewalt und ohne etwas dafür zu geben. Ich wüßte auch nicht, was der Wald von ihm brauchen könnte, als etwa Ruhe, die der Mensch eben nicht giebt. Die Holzschläger, die Reisigschneidler, die Streufrauer, die Pechschaber, all diese und andere seiner „Freunde" sind ihm gefährlicher, als sein Todfeind, der Borkenkäfer.

Doch der Waldparasiten giebt es auch noch andere, die ihn indirect schädigen, da sie ihm seine Beschützer verderben. Einst war der Bär und der Wolf des Waldes Beschützer, heute sind es weit unscheinbarere und harmlosere Wesen, die im Kleinen unermüdlich und allüberall arbeiten, um den Wald von den schädlichen Insecten zu befreien. Freilich hat der

Wald nur ganz zufällig davon den Vortheil, denn sie thun es aus Eigennutz, sowie auch sie selbst wieder dem Eigennutze Anderer, Stärkerer zum Opfer fallen.

Da kannst Du im Walde einen sonderbaren Mann begegnen. Seinem zerfahrenen Gewande nach könnte es ein Bettelmann sein, er trägt auch einen großen Sack auf dem Rücken; aber über diesem Bündel und an all seinen Gliedern, von der beflickten Beschuhung bis zum verwitterten Hut, laufen in aller Hast zahllose Ameisen auf und nieder, hin und her, in Schreck und Angst und wissen sich keinen Rath in der fremden, wandelnden Gegend, in die sie gerathen.

Der Mann ist ein Ameisler. Er geht aus, um die Puppen der Ameisen, die Ameiseneier, zu sammeln, die er in Markt und Stadt als Futter für gefangene Vögel verkauft. Er sammelt auch die Harzkörner aus den Ameisenhaufen, um solche als den in der Bauernschaft beliebten Waldrauch, der in den Häusern besonders bei Krankheiten als Räucherungsmittel dient, oder gar als Weihrauch zu den bekannten kirchlichen Zwecken zu verwerthen.

Da geht der Ameisler in den Nadelwald auf die Suche. Vor dem Wildschützen erschrickt er nicht, aber dem Förster weicht er aus. Endlich findet er einen Ameisenhaufen, er ist zumeist an einen halbvermoderten Baumstock hingebaut und in Form eines bisweilen meterhohen Kegels aufgeschichtet aus dürren Zweiglein und Splitterchen, aus den abgefallenen braunen Nadeln der Bäume. Er ist über und über lebendig und die unzähligen schwarzen oder braunen Thierlein rieseln beständig durcheinander hin und wieder, zu den tausend kleinen Stollen und Schachten aus und ein, jedes eine Last auf sich oder eine solche suchend; Andere wieder Ordnung haltend, daß überall die gemächliche Emsigkeit herrsche und nirgends

gestört werde. Die Einen tragen ihre Puppen in's Freie, daß sie von der Sonne erwärmt werden; die Anderen fangen Blattläuse ein oder Goldkäfer, die sie als ihre Melkkühe zu verwerthen wissen. Die Puppen jedoch nähren sie mit eigenem Safte. Der Verrichtungen sind tausenderlei. Manche Haufen haben auch ihre eigenen Wegmacher, welche auf den begangensten Straßen die dürren Baumnadeln und Holzstückchen klein beißen. Trotzdem sind die Wege und Stege just nicht die glattesten und bequemsten; eines der Thiere steigt über das andere und wird dann selber wieder niedergetreten, aber das macht nichts. Vom Haufen hinweg über Baumwurzeln oder unter Heidekraut laufen sie zu Tausenden und kehren mit Baumateriale, mit Harzkörnern, mit erbeuteten Käfern und Würmlein mühevoll aber guten Muthes zurück. Die innere Ordnung und den mustergiltigen Haushalt der Ameisen können wir zufällig Vorübergehende kaum ahnen. Aber wie ein kunstvolles Uhrwerk geht das fort den ganzen Tag und nur wenn der Abend naht oder bei Regen oder Gewitterschwüle ziehen sie sich in ihre Stadt zurück, zum häuslichen Herde, wo sie sorgfältig die Puppen bergen. Blos Einzelne steigen langsam an der Oberfläche um, wie Wächter auf den Wällen.

Ueber diese Gemeinde kommt plötzlich das Unglück.

Kaum der Mann in die Nähe kommt — sie riechen ihn, bevor sie ihn sehen — gerathen die Ameisen in eine größere Hast, sie laufen wirr durcheinander, überstürzen sich, purzeln eine über die andere hin, ergreifen Nadeln, Körner, um sie wieder fallen zu lassen. Anstatt sich in die Löcher zu verkriechen, eilt Alles aus denselben hervor, so daß die Oberfläche des Haufens ganz schwarz wird und ein wildes Drängen und Wogen entsteht, wobei die wenigen Besonnenen die große Masse nicht mehr zu beruhigen vermögen.

Der Ameisler reibt seine Hände noch mit Terpentin oder einem anderen Oel ein, damit sie gegen die Ameisensäure gestählt sind; dann erfaßt er seine Schaufel und reißt den seit Jahren mit unsäglichem Fleiße kunstvoll aufgeführten Bau auseinander. Die Thierchen spritzen noch wehrhaft ihre scharfen Säfte gegen den Feind; aber nun, in dem Greuel und Schreck der Zerstörung, wo Diese unter den Trümmern begraben sind, Andere dem grellen Tage bloßgelegt, Andere verstümmelt, erdrückt — denken sie an nichts mehr, als an ihre Kinder, die Puppen! Jede stürzt sich auf eine Puppe, um sie zu retten, zu verbergen; in den Trümmern der Stadt, das wissen sie, sind sie nicht sicher, also fort, hinaus in's Freie, in den Wald. Aber der Ameisler sputet sich, denn auch er will die Puppen, und bevor diese verschleppt sind, thut er seinen Leinwandsack auf und stopft und kraut und scharrt den ganzen Ameisenhaufen mit Allem, was d'rum und d'ran ist, in den Sack. Der Haufen war gut bevölkert gewesen, wohl an fünfundzwanzigtausend Puppen mag er in sich geborgen haben — ein hoffnungsvolles Geschlecht, und jetzt im Sacke des Räubers!

Dieser bindet ihn zu, wirft ihn auf die Achsel und indem er über und über voll von Ameisen ist, eilt er mit der Brut weiter durch Wald und Schlucht, um neuen Fang zu thun. Und findet er wieder einen Haufen, so macht er's wie mit dem ersten und die Ameisen, große und kleine, schwarze und braune, sammt ihren Puppen, sammt dem Nadelgefilze ihres Baues, sammt ihren Harzkörnern und Vorrathskammern kommen zusammen in den Sack, bis er voll ist.

Wir beschreiben den Jammer der Gefangenschaft nicht. Wir können vergleichsweise nur sagen: Wie wäre den Menschen zu Muthe, wenn sie mitsammt ihrer Stadt und Allem, was drin ist, in einen großen Sack gesteckt würden! Die Ameisen

sind weit unseliger dran, sie bleiben lebendig! Allvergebens ist ihr Kämpfen um die Freiheit, in der Verzweiflung Wuth fassen sie sich gegenseitig an, wie es bei großem Unglück ja auch die Menschen machen und sich einander die Schuld geben. Die kleine rothe Ameise ist die wildeste, sobald sie einsieht, all ihr Mühen um die Freiheit wäre umsonst, fällt sie die Genossinnen an und erwürgt sie mit ihren Zangen. Eine gräßliche Meuterei entwickelt sich zwischen den verschiedenen Gattungen von Ameisen; in ihrer Raserei morden sie sich hin ohne Plan und Zweck, ein Beweis, daß auch das Thier in seinem Wahnsinne so thierisch werden kann als der Mensch.

Der Ameisler sucht nun einen geschützten, sonnigen Anger. Dort breitet er auf dem Rasen ein großes, weißes Tuch aus; am Saume des Tuches ringsum legt er grünes Laubwerk, über das er dann den Rand des Tuches zurückschlägt. Nun öffnet er den Sack und schüttet den ganzen Inhalt desselben mitten auf das Tuch. Einstweilen hat hernach der Ameisler nichts zu thun, er kann sich in den Schatten des nahen Waldsaumes hinlegen, Brot und Speck aus dem Schnappsack holen, auch Moschbeerbranntwein, wenn er welchen mit hat, mag sich hernach eine Pfeife anzünden und guten Muthes sein; die Ameisen sind von ihrer ärgsten Qual erlöst. Diese nehmen ihre Freiheit wahr, aber auch die Gefahr, die sie noch immer bedroht, sie eilen, laufen, rennen, um sich zu orientiren; sie kommen an den Rand, wo das grüne Blattwerk ist, das heimelt sie an, doch nicht an ihre eigene Rettung denken sie, rasch kehren sie zurück, jede zu einer Puppe, um sie aus dem Trümmerwerk in's Grüne zu tragen. Da sucht nicht erst Jede lang nach dem eigenen Kinde, Jede nimmt das nächste; die große Ameise die Puppe der kleinen, während die kleine schwer

an jener der großen schleppt. Da ist alle Feindseligkeit vergessen und die Mörderin sucht das Ei der Gemordeten zu retten.

Der Ameisler schaut aus seinem Schatten dem Treiben und „Auslaufen" der Ameisen zu. Sichtlich wachsen die Häuflein der Puppen, die sie unermüdlich aus dem Wuste schleppen und am Rande abladen, wo das hingelegte Blätterwerk ist, so daß die Thiere glauben, dort schon fängt das freie Land an, während sie die Eier doch noch auf dem Gebiete des Feindes ablegen. Sie haben mit ihrem Rettungsversuch nur wieder für den Ameisler eine mühsame Arbeit verrichtet, haben ihm die Puppen vom Wust gesondert und in Häuflein gesammelt. Jetzt steht der Ameisler auf, nimmt sein blechernes Becherlein und füllt es immer wieder mit den aufgehäuften, gelblichweißen Puppen, um sie in den dazu bereiteten Behälter zu thun.

Viele Ameisler, die das Geschäft im Großen betreiben, pflegen die Säcke an sicheren Orten aufzubewahren, bis sie eine größere Anzahl beisammen haben, schütten sie dann mitsammen auf das Tuch und gewinnen beim „Auslaufen" an einem Tage oft an dreißig Maß Puppen.

Finden endlich die Ameisen im Wirrsal des zerstörten Haufens keine Puppe mehr, so laufen sie davon; laufen über das Tuch hinaus auf den Rasen und fort. Von all ihrer Arbeit und Habe besitzen sie jetzt nichts mehr. Arm bis auf's Blut, thun sie sich zusammen und gründen wieder kleine Familien und diese thun sich zusammen zu einer Gemeinde, zu einem kleinen Staat und beginnen allsogleich den Bau eines neuen Haufens. Gottlob, wenn der Winter noch fern ist, so können sie noch einmal fertig werden. Und Gottlob, wenn er nahe ist, dann haben sie Feierabend und vergessen im Winterschlafe der Drangsal, die sie heimgesucht hatte, bis

nach leid- und freudloser Ruhe in der Maiensonne ihr Leben wieder erwacht.

Hat der Ameisler die Eier untergebracht, so macht er sich an den todten Wust, der auf dem Tuche zurückgeblieben ist; aus diesem weiß er die wohlriechenden Harzkörner zu ziehen und kehrt sonach mit doppelter Beute in sein Dorf zurück, um im nächsten Jahre die Gegend wieder abzugehen, was etwa die Ameisen neuerdings beisammen hätten.

Ich habe solchem Treiben, besonders dem „Auslaufen" oft zugeschaut, weil die Meinung geht, daß der erquickende Wohlduft, der sich beim Ausschütten der Säcke verbreitet, kräftigend für die Brust wirken soll. Zwar hat mir die Brutalität nicht immer wohlgethan, mit welcher der Mensch die fleißigen Thierlein beraubt; doch, Du lieber Gott! wohin käme man mit solcher Sentimentalität auf dieser Welt, wo es der Mensch mit dem Menschen nicht besser treibt, wenn er die Macht hat. Hingegen wohl hat's mir gethan, das Hinauseilen der befreiten Wesen in die sonnige Welt zu betrachten und ihren Muth, mit dem sie neuerdings arbeitsfroh an's Werk gehen, nimmer verzagend, so lange der himmlische Tag ist über den Wäldern.

Wohl ist in vielen Gegenden unseres Landes das Ameiseln verboten. Man hat den Nutzen, den diese Thierchen für die Waldcultur haben, schätzen gelernt. Wenn der Forstmann sonst besorgt gewesen war um seine Bäume, da die Ameisen den Stamm auf- und niederrieselten, so freut er sich jetzt darüber, denn er weiß, daß die Ameisen nach den Larven anderer Insecten Jagd machen, die dem Baume gefährlicher sind, als sie. Die Ameisen sind Fleischfresser, während dem Walde nur die pflanzenfressenden Thiere gefährlich werden, und umso gefährlicher, je kleiner sie sind, je weniger sie von den Menschen verfolgt und ausgerottet werden können.

Doch, was nützt das Verbot! Wie die Gemsen und Hirschen ihre Wilderer haben, so haben sie auch die Ameisen. Es sind Jahre, da man stundenlang in unseren Fichtenwäldern wandern kann, ohne einen Ameisenhaufen zu finden, umso mehr Raupennester anderer Insecten, Mücken und Käfer aller Art.

Der Ameisler betreibt nebst dem Sammeln von Ameiseneiern und Waldrauch gewöhnlich auch andere Dinge, er sammelt Wurzeln und Kräuter, die er in den Apotheken absetzt; versteht sich auf das Bereiten von Branntwein aus Wachholderbeeren oder anderen Waldfrüchten, den er gut verwerthet; grast von allen Schlägen und Waldblößen die Erdbeeren, die er an lecker-lüsterne Sommerfrischler verkauft; geht bisweilen sogar im „Pechern" um und weiß überall zu ernten, ohne gesäet zu haben, ja ohne Grund und Boden zu besitzen. —

Waldbesitzer haben mitunter der lieben Ordnung wegen all ihre Waldfrüchte schon im Vorhinein an zumeist fremde städtische Unternehmer verpachtet, sie haben mit gewissem Vorbehalt des Waldes Heilkräuter verpachtet und die Ameisen, das Harz und die Pilze, die Erd-, Heidel-, Him- und Brombeeren. Die Pächter haben ihre Polizei aufgestellt und das arme Weib mit ihren Kindern darf in solchen Gegenden nicht mehr in den Wald gehen, um Beeren und Schwämme zu sammeln.

Wir meinen, man müsse dem Pecher und dem Ameisler strenge auf die Finger sehen, aber im Walde das Eigenthumsrecht allzuscharf auszunützen, das gefällt uns nicht. Einen ganz kleinen Vorbehalt hat sich Gott doch gemacht, als er diese Güter vertheilte: Daß ich im Waldschatten den Kindern und Armen ein Tischlein decke, das bleibt mein eigener Wille.

Ein Meßopfer in der Hütte des Waldpeter.

Man soll kleine Kinder nicht allein lassen, auch nicht, wenn man in die Kirche gehen will, um zu beten. Diesen Ausspruch hat der Waldpeter hundertmal gethan.

Der Waldpeter ist ein Oheim von mir gewesen und oft in unser Haus gekommen. Seine Hütte stand noch tiefer im Wald als die unsere. Und wenn er in die Kirche gehen wollte, um den lieben Gott zu erinnern, daß er und sein Weib und seine Kinder doch auch auf der Welt wären, so mußte er auf dem Hin- und Rückwege an die sieben Stunden wandern. Thät' ihm aber nichts machen. „Je weiter in die Kirchen, desto näher in den Himmel," sagt das Sprichwort, und er wanderte und betete. Seine Schuhsohlen wurden zerschlissener, je mehr er wanderte, und sein sorgenschweres Herz wurde leichter, je mehr er betete.

Da kam eine Zeit, in welcher der arme Peter ganz besonders das Bedürfniß hatte, vor dem Hochaltare seiner Pfarrkirche zu knien.

Das Weib, die Waldpeterin, war ihm schwer erkrankt.

„Kann nichts dafür," sagte der Peter zu sich selbst, „Gott muß mir sie gesund machen; das muß ich erbitten, und sollt' ich ihm müssen auf den Knien nachrutschen bis zum jüngsten

Tag. Sie ist mein Weib und von meinen Kindern die Mutter."

Am ersten Adventsonntag nimmt er bald nach Mitternacht sein fünfjähriges Söhnlein aus dem Bette und führt es hinaus zur Pfarrkirche. „Zuerst bete für die Mutter," unterwies der Peter den Knaben, „nachher bete für Dich selber —."

Der Kerzenlichterglanz bei der Rorate (Frühmesse) hatte dem Kleinen wundersam gefallen; er lugte nach allen Enden, betete nach seiner Art auch ein bischen für die kranke Mutter; aber seine eigene junge Seele vergaß er nachgerade ganz und gar.

Eine trübe, schnee- und nebelschwere Woche verging; die Waldpeterin lag wie vor und eh schwer danieder. Und als hierauf der Festtag der Empfängniß Mariens kam, da machte sich der Waldpeter noch einmal auf, mitten in der Nacht, aber diesmal allein, um draußen bei der Rorate seines Weibes Gesundheit zu erbitten.

Er hatte daheim noch früher in den Ofen geheizt und eine frische brennende Unschlittkerze neben das Crucifix und mehrere Gebetbücher auf den Tisch gestellt, damit sein Weib Wärme und Licht habe. Dann hatte er gesagt: „Jetzt, Aga, geh ich beten für Dich; bis der Tag aufgeht, mag ich schon wieder daheim sein." Das Weib hatte nur ein klein wenig mit dem Kopfe geneigt, zum Zeichen, daß es höre und verstehe; es konnte sich kaum regen, kaum einen Laut hervorbringen. Dann waren ihr wieder die Augen zugesunken und der Peter hatte noch gesagt: „Steh ihr bei, Du lieber, heiliger Schutzengel, und thu' sie behüten, ich will Dir zu Ehr' schon auch ein Vaterunser beten!" — Und dann war er davongegangen.

Gar eintönig tickt die Uhr; still und unbeweglich steht die röthliche Lanze der Kerzenflamme, als bewache sie eine Todtenbahre. Und als ob die ewige Ewigkeit wäre eingekehrt, so unfaßlich, unendlich ist der Kranken zu Muthe. Der liebe, rothbackige Säugling schläft süß an ihrer Seite; dieses Bewußtsein lindert ihre Bangniß. Und im Schiebbettlein schlummern der Knabe und das Mädchen. Die Mutter horcht nach den Athemzügen ihrer Kinder und hört sie kaum.

Die Kranke kann nicht schlafen und nicht wachen; eine schwere Lähmung hält sie gefangen schon seit manchem Tage; kaum daß sich das nimmer ruhende Mutterherz zuweilen emporringt aus der Erschlaffung.

Wie träge schreitet die Uhr; ach, die Zeit wankt in Winternächten schlaftrunken dahin; in einer einzigen Stunde träumt die wachende Kranke im Waldhause ihre ganze Lebenszeit durch, von heiteren Kindestagen an bis heran zum unseligen Herbstmorgen, da sie an ihres Mannes Seite ein Schlaganfall hat daniedergestreckt.

Um drei Uhr herum ist plötzlich ein dumpfes, erschütterndes Dröhnen vor dem Hause; eine Schneelast ist vom Dache nieder auf den Boden gefahren. Das Kerzenlicht hat ein klein wenig dabei geflattert, um dann wieder — schier ein versteinertes Länzchen — in tiefster Stille weiter zu glühen.

Um fünf Uhr hebt sich aus den blauen Polsterwellen des Schiebbettleins ein Krauskopf empor. Das Mädchen ist's, das eine Weile herumschaut in der beleuchteten Stube, einen langen Hals macht zu der Eltern Bett herauf und nur die kranke Mutter erblickt. Der Vater ist nicht da; das Mädchen horcht, hört ihn nirgends schnarchen, da hebt es sich an zu fürchten und weckt mit leisen Ellbogenstößen das Brüderlein auf.

Der Knabe reibt sich eine Weile die Augen, ist selbst überrascht, daß der Vater fehlt, tröstet aber: „Du Kunderl, draußen im Stall ist er, füttert die Gais und das kleinwinzig Zickerl.“ Da lächelt das Mädchen.

Nicht lange hernach krochen sie aus dem Bettchen hervor; der Knabe that sich mit gewichtiger Miene sein Sonntagshemdchen um und half auch dem Schwesterchen beim Anziehen.

„Weißt Du,“ sagte er, „heut' ist der Frauentag und jetzt gehen wir in die Kirche, wo die Rorate ist und beten für die Mutter.“

„Ja,“ sagte das Mädchen, „jetzt beten wir für die Mutter.“

Die Kranke hörte die Worte. „Bleibt liegen, Kinder, und schlafet in Ruh',“ wollte sie sagen, aber sie hatte die Stimme nicht.

„Jetzt, Kunderl,“ flüsterte der Knabe, „komm nur, jetzt, wirst sehen, baue ich die Kirche und werde Dir zeigen, wie es bei der Rorate gewesen ist.“

„Ja!“ hauchte das Mädchen erwartungsvoll.

„Du, da sind Dir aber viele Lichter gewesen, und auf dem Altar oben sind goldene Engel gestanden. Wart' nur, jetzt —“

Der Knabe kroch auf den Tisch und hub an, aus den Gebet- und Lesebüchern, wie sie zum Troste der Kranken und des Waldpeters herumlagen, und von den Bildern und Papierflittern des Hausaltars auf dem Tische einen Bau aufzuführen. Das Mädchen war auch behilflich und zerrte zuletzt sein blaues Strohkißchen herbei, um den Bau einzudecken. Als dieses geschehen war, that der Knabe das Crucifix in diese seltsame Nische und sagte: „So, jetzt, das ist die Kirche. Und jetzt thu' ich das Licht hinein und nachher hebt die Rorate an.“

„Ja!" lispelte Kunderl und bewegte die kleinen Arme ungeduldig auf und nieder.

Ein plötzliches Aufstöhnen war im Bette der Kranken. Das arme Weib sah die fürchterliche Gefahr, die hier nahte; aber es konnte nicht warnen und retten, und der Knabe stellte das Kerzenlicht in den kleinen Bau aus Papier und Stroh.

„So, jetzt hebt sie an!" flüsterte er dann und kroch nieder auf die Bank zur Seite des Mädchens, und Beide hockten nun still da und falteten die Händchen. Sie beteten für die kranke Mutter.

Die Kerze brannte ruhig und mild und beleuchtete die Bücherdeckelwände und des Gekreuzigten Bildniß.

Das Weib lag im Schweiße der Todesangst; sie ächzte, sie strengte sich gewaltig an zum Rufe: „Löscht die Kerze aus!" — Sie spannte krampfhaft ihre Sehnen, um aus dem Bette zu springen. Gar vergebens. Nur daß die Kinder eifriger beteten, da lieb' Mutter gar so schwer seufzte.

Und das Lichtlein brannte ruhig und mild. Das Weib flehte und klagte im Herzen. — Jetzt kniet der Peter in der Kirche und bittet um Gesundheit, und daheim verbrennt sein Haus mit Weib und Kind! O Gott, barmherziger Gott, will denn kein Retter und Erlöser kommen?!

Der Knabe blickt leuchtenden Auges auf sein von ihm gebautes Kirchlein; das Mädchen hebt die gefalteten Hände, daß die kleinen Fingerspitzen das liebe, rosige Mündchen berühren, und betet wie ein Engel.

Sie merken es nicht, wie das Kissen über der Kerze ein röthlich-braunes Scheibchen bekommt, das zusehends wächst und wächst, merken das Prickeln und Knistern nicht — — da zischt plötzlich die helle Lohe auf und die Kinder kollern vor Schreck alle beide unter den Tisch.

Das kranke Weib, wie vom Blitze aus dem Lager geworfen, steht neben dem Bette, hat den Säugling im Arm; aber schon sinkt es ohnmächtig zu Boden.

Bald ist der Tisch ein Feuerherd und die Flammen lecken hin gegen die Holzwand und auf gegen die rußige Decke und der Rauch wogt durch das Haus.

In demselben Augenblick kracht die Thür, stürzt ein Mann in die Stube, rafft die schwere Wollendecke vom Krankenbette, schleudert sie über den brennenden Tisch — da ist es in der Stube plötzlich pechfinster. Ein grün-weißer Streifen fährt über die Wand, ein Streichhölzchen brennt und mitten im Rauche steht der Peter. Er war nicht bei der Rorate gewesen. Gott war ihm entgegengekommen.

Ein Eissturz hatte die Brücke über den gischtenden Oedbach zertrümmert, so konnte der Waldpeter nicht weiter auf seinem Kirchwege und mußte wieder umkehren. Er hatte das Unheil abgewendet. Bebend hob er sein Weib vom Boden auf und hörte nun nach vielen Tagen wieder das erste Wort — seinen Namen — von ihrem Munde. Wohl fiel sie zunächst wieder in eine tiefe Ohnmacht, die stundenlang währte; aber — die Geheimnisse der Natur sind unfaßbar — der Schreck war wie ein belebender Funke durch ihre Nerven gefahren, und als das Fest der Weihnacht kam, da konnte sie schon sitzen an dem neu gezimmerten Tisch und mit Mann und Kind still und froh das einfache Festmahl genießen.

Das Wunderbild.

Wir sind auf dem besten Wege, uns eine Legion Feinde zu machen, denn wir werden hier etwas erzählen, was vielleicht Mancher gerne mit dem Mantel christlicher Liebe verdeckt wissen möchte. Aber uns ist die christliche Liebe ein zu gutes Tuch, als daß wir daraus lauter Deckmäntel nähen wollten.

Wir wollen Alles beim rechten Namen nennen, nur die rechten Namen selber nicht.

An der Rudolfsbahn im Murthale, unweit des schmucken Städtchens, das den schlanken, spitzen Kirchthurm hat — unweit davon in einem Seitenthale ein Wirth auf dem Berge. Ist das genug.

Ist berühmt worden der Bergwirth in neuerer Zeit. Es wurden Sammlungen eingeleitet, um hinter dem Bergwirthshause im Waldschachen eine Kirche zu erbauen. Aber ich bitt' Euch, ein Opferstock im Wirthshaus? Da wirft man sein Kleingeld doch lieber in die Fässer hinein, das giebt größeren Spaß.

Wenn sie aber mit dem Klingelbeutel umhergehen und zu mir kommen, so gebe ich auch meinen Pfennig, denn ich bin ein Freund von Bergkirchen, wenn ein gutes Wirthshaus dabei steht.

Hinter dem Bergwirthshause im Waldschachen steht seit alten Zeiten eine kleine Capelle, aus Brettern zusammengenagelt. Auf den Brettern wachsen Flechten und die Capelle lehnt sich mühselig an einen alten Fichtenbaum, wie eine graulockige Greisin, die beim Heidelbeersammeln im Walde ein wenig schlummert. Auf diesen Fichtenbaum möchte ich mich aber nicht verlassen, wenn ich Capelle wäre; er ist erstens an seinem Fuße schon arg bebohrt, weil dort die Baumspechte ihren Tummelplatz haben; und in seinem Schatten, den er Nachmittags hinter der Capelle wie ein dunkles Geheimniß hinlegt, hat sich manches vertrauliche Lustspiel abgewickelt, das drinnen bei süßem und feurigem Weine seinen Ursprung genommen.

Bisweilen war ein Wallfahrer männlichen, bisweilen einer weiblichen, und zum öftesten einer sächlichen Geschlechtes — das alte Weiblein — zur Capelle hinangestiegen. Viel Andacht und wenig Geld, was half das dem Wirthshaus? Ich weiß nicht genau, welcher Heilige in der Capelle saß, aber ich weiß, daß seit Menschengedenken kein Mirakel oder dergleichen dahier geschah und der Ort nach und nach in Vergessenheit zu gerathen drohte. Der Bergwirth hatte alljährlich viel „selbsterzeugten" Weinessig zu verkaufen; er war übrigens ein geschickter Mechaniker und nicht auf die gnadenlose Capelle angewiesen; so sprach er mehrmals davon, das Wirthshaus zu verkaufen. Da geschah plötzlich ein Wunder.

Eines Tages war nämlich vom alten Schachenkreuz das alte Bild verschwunden — genau so, wie ein richtiger Minister geht, wenn er sieht, daß er das Vertrauen nicht mehr besitzt. An seiner Stelle stand eine fast vier Fuß hohe Statue, welche man als ein Marienbildniß erkennen wollte und welch letzteres so schön war, daß man im ganzen Murgebiete bisher kein schöneres gesehen hatte. Bekleidet war es mit weißer

Seide, goldenen Sternen und einer funkelnden Krone; das Antlitz war zart, jung und weiß, hatte hellblaue Augen und die Locken waren wie weicher Flachs.

Man wußte nicht, wie dieses Bildniß, das einen wahren Glanz verbreitete auf die morschen Bretter hin, in die arme kleine Capelle gekommen war. Es war eben erschienen. Ein Volksweiser vermuthete, die Engel hätten es vielleicht gebracht und schlug vor, man möge zu Loretto in Italien anfragen, ob nicht etwa dort die Lorettomutter abhanden gekommen. Es sollte sich Einer nur von dem unerhörten Wunder überzeugen, das nun tagtäglich in der Capelle geschah! Wir erzählen die Sache mit Befangenheit, denn die Welt ist so sehr geneigt zum Spotte.

In der Regel hatte das Gnadenbild die Augen geschlossen, als schlummere es, wie's im Liede heißt, einen himmlischen Traum. Sobald aber einer der Andächtigen auf die hölzerne Altarstufe kniete, da that das Bild die großen blauen Augen auf, und mit einem Blick voll Ernst und Liebe, daß alle Grauen und Entzücken über den Andächtigen kamen, schaute es zu ihm nieder. Bis sich der Beter bebend wieder erhob, sanken der Frau langsam die Augenlider zu. Anfangs hat man geschrien, das wär nicht möglich, denn auch der Bauersmann hat sich bereits die Unart angewöhnt, manchmal am unrechten Orte auszurufen: Es ist nicht möglich! Daß bei Gott Alles möglich ist, das zu vergessen ist möglich?!

Wir selbst haben profanen Sinnes seinerzeit das Schachenkreuz besucht. Als wir den Fußfall machten, schlug sie die Augen auf. Wir sind ein ziemlich stattlicher Mann. Nach uns kam ein etwa vierjähriger Bauernknabe barfuß gelaufen und kniete halb in Vorwitz auf die Stufe hin. Und siehe, vor diesem Kleinen öffneten sich die Lider des Frauenbildes nur

halb und sanken schläfrig bald wieder zu, als der Knabe davonlief. Wir waren nicht niedrig genug, dem Bildnisse in seiner Augenmimik irdische Motive zuzuschreiben, und so konnten wir uns das Räthsel nicht erklären. Ist doch die kindliche Unschuld bei den Himmlischen sonst angesehener . . .

So ging es nun und das Bild warf manchem Andächtigen einen verheißenden Blick zu.

An schönen Sommertagen war der Waldschachen und das Bergwirthshaus stets belagert von Wallfahrern. Und jetzt war das Bergwirthshaus nimmer feil und jetzt hatte der Bergwirth keinen Weinessig mehr zu verkaufen. Jetzt sollte anstatt der morschen Capelle eine Kirche erbaut werden und der Ruf war auch in die Stadt gedrungen, wo die wildesten Freigeister und die zahmsten Betschwestern leben.

Die Baronin Grünthal — sagen wir getrost so, denn sie hatte in einem grünen Thale des Unterlandes ihr Schloß — war nun zwar weder Freigeist noch Betschwester, sondern eine von Kümmerniß gedrückte Frau. Leute, denen die Welt in ihrem Leide nicht helfen kann oder mag, suchen ihr Heil gerne bei dem Ueberirdischen und Wunderbaren. So kam die Baronin mit ihrem zehnjährigen Töchterlein in's Bergland gefahren und gen den Bergwirth zum Schachenkreuz. Sie hatte, in rosafarbiges Seidenpapier gewickelt, ein goldenes Herzlein bei sich, das wollte sie der Gnadenreichen opfern und so ihr verstehen zu geben, was sie drückt. Sie war Witwe.

Sie kam glücklich an und blickte mit heiligem Schauer auf die Schlummernde in der Capelle. Dann kniete sie demüthig auf die Altarstufe hin — und das Bild schlug freundlich die Augen auf.

In demselben Augenblicke rief das Töchterlein: „Mama, meine Puppe! Das ist meine Puppe!“

Es fällt uns schwer, die Leser enttäuschen zu müssen, und so frühzeitig, bevor noch die Kirche erbaut und der Bergwirth eigentlich ein reicher Mann geworden. Aber Kinder und Narren sagen die Wahrheit und beredt war der kleine Sprung am Halse, der von dem Falle herrührte, den die Puppe einst von dem Arme des Mädchens auf das Steinpflaster gethan.

Die Puppe hatte die kleine Baronesse zu ihrem fünften Geburtstage bekommen; sie war glatt wie Wachs, hatte Flachshaar und blaue Augen von Glas, die sich vermittelst eines inneren Mechanismus von selbst schlossen, wenn man das Püppchen niederlegte und die sich in ihrer schönen Größe wieder aufthaten, wenn man es emporrichtete. Allmählich wurde die Baronesse, wie das schon zu geschehen pflegt, des niedlichen Spieles überdrüssig und schenkte die Puppe den Kindern einer armen Häuslerin.

Zu dieser Häuslerin verfügte sich jetzt die Baronin Grünthal, als sie von ihrer Wallfahrt zurückgekehrt war, und fragte, ob jene alte Puppe noch vorhanden sei?

„Ach, gnädigste Frau Baronin!" rief das Weib, „da muß ich wohl hunderttausendmal um Verzeihung bitten, muß ich. Die Rangen haben ihr eine Hand gebrochen und hab' sie zum Krippentischler hinabgegeben, die Docken, daß er mir sie heilen thut, denk' ich, der Tischler. Ist d'rauf g'rad etliche Wochen hergangen, bis ich geh' nachfragen, wie es denn mit der kleinen Frau ausschaut, sag' ich. O liebste Marei, sagte der Tischler, die kleine Frau, die findest Du nimmer bei mir, liebste Marei, die hab' ich verrathen und verkauft, hat er gesagt, der Tischler. Ich muß auf die Red' noch lachen, muß ich. Sagt er: Hast leicht lachen, Marei, Du kriegst ein Heidengeld dafür, für die Docken. Einen hellen Zehnerbanknoten wirft er mir her, daß ich todts erschrocken bin, Du närrische

Welt! Und von der Docken, gnädigste Baronin, weiß ich g'rad so viel, wie von den armen Seelen im Fegfeuer — helf' uns Gott, wahr ist's!"

Hierauf hat sich die Frau Baronin zum Krippentischler begeben. Wo er jene Puppe hätte mit den beweglichen Augen?

Der Krippentischler ist ein gebildeter Mann, der thut hastig sein Sammtkäppchen vom Haupte und sagt: „Ergebener Diener, hochwohlgeborne Frau Baronin. Es ist in der That merkwürdig, was sich mit diesem curiosen Spielwerk zugetragen hat. Ich bin in meinem Geschäfte stets gewissenhaft und nahm somit den Gegenstand in Reparatur. Zur selben Zeit kam ein fremder Mann in meine Werkstatt herein, wenn ich mich recht entsinne, ersuchte er um einen Trunk Wasser. Ist vielleicht der Frau Baronin auch ein Glas Wasser gefällig? Nicht. Nun, um bei der Sache zu bleiben, der Fremde sah die Puppe, verwunderte sich höchlich über das Augenspiel und nannte es ein Kunstwerk einzig in seiner Art. Ja wohl, lieber Mann, sage ich, ja wohl, und wir spielen Beide mit der Puppe wie kleine Kinder, ich bitte. Schließlich frägt er nach dem Preis derselben. Ich antwortete, es thue mir leid, allein verkaufen könne ich den Gegenstand nicht, indem er nicht mir gehöre und ich in meinem Geschäfte stets gewissenhaft sei. Nichtsdestoweniger bot mir der Fremdling einen Betrag, der nach meiner unmaßgeblichen Meinung einer unbemittelten Häuslerin wohl besser zu statten kommen möchte, als soches Spielzeug, von dem ich zur Zeit notabene nicht gewußt habe, daß es von Euer Gnaden herrührt. Ich habe den Gegenstand nun allerdings hingegeben, mich noch höchlich darüber verwundernd, wie ein so alter Mensch — der Fremde war schon bei Tagen — sich noch mit derlei Spielwerk abgeben könne. Wenn ich indeß auch nur geahnt hätte, daß die Frau Baronin —"

„Lassen sie das gut sein, Meister," unterbrach ihn die Frau, „erinnern Sie sich, wie der Fremde ausgesehen hat?"

„Die Wahrheit zu sagen, wie ein oberländischer Bergwirth, der auf Weinkauf aus ist."

Die Spur war gefunden. Die Identität des Wunderbildes in der Schachencapelle war hergestellt. Der Bergwirth hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als sein Bergwirthshaus zu verkaufen. Der's kaufte, war ein gar unfrommer Mann, denn er ließ die alte Capelle im Schachen sofort niederreißen und das Wunderbild vertilgen.

Der Korbflechter von Abelsberg.

Es ist immer gut, wenn der Mensch zweierlei Handwerk kann. Und besonders gut für einen Teichgräber, wenn er sich auch ein wenig auf's Korbflechten versteht; denn der Teichgräber ist im Winter gefroren, aber die Körbe lassen sich in der warmen Stube flechten, und deff' freut sich der Teichgräber von Ober-Abelsberg.

Die böse Welt sagt freilich, er hätte das Körbemachen von den Weibsleuten gelernt, die ihn mit derlei Waare einstmals reichlich versorgt haben sollen. Nun, jeder Mensch hat seinen Theil Spott zu tragen, und wenn einer ein doppelter ist, nämlich Teichgräber und Korbflechter, so gebührt ihm der doppelte Spott, maßen doch die Welt damit allemal freigebiger ist, als mit der Ehre. Und ich vermuthe, diese Geschichte hat ebenfalls nichts Gutes im Sinne.

Kam einst der Bauer von der Lärchlend herüber und fragte im Häuschen des Teichgräbers höflich an, ob der Mann auch Kohlenkrippen flechten könne oder ob zu diesem Geschäfte eine besondere Wissenschaft dazu gehöre.

„Zu einem Kohlenkrippenflechten gehört Mancherlei dazu, vor Allem aber recht viel Weiden," antwortete der Teichgräber in seiner vernünftigen Weise, „bringst Du mir die Weiden in's Haus, so kannst Du in acht Tagen die Krippen haben."

Der Eine that's und der Andere hielt Wort. Er ließ sich in seiner Stube warm einheizen, damit die Weiden weich blieben und die Finger nicht steif wurden — denn es war scharfer Winter — er erwog Weite und Tiefe, schnitzte die Jöcher, stellte das Schragwerk auf und begann zu flechten. So eine Kohlenkrippe, wer sie kennt, ist nichts Kleines! Sie ist berechnet, auf einen vierräderigen Unterwagen gestellt zu werden und so viel Holzkohlen zu fassen, als zwei schwere Pferde vom Fleck bringen können. Da gehört schon Schick und Fleiß dazu, in einer Woche eine solche Krippe! Und der Flechter hatte einige Angst, ob er sein Wort wohl werde einlösen können.

Weil er ein gemüthlicher Hans war, der Flechter, so blieb er bei seiner Arbeit nicht lange allein. Es kamen die Nachbarskinder zu ihm, es fanden sich auch Erwachsene ein, die ihre Pfeife rauchten, der Flechterei zuschauten und ihren Spaß hatten, wenn der Mann recht lustige Schwänke erzählte.

Der Jugend gegenüber war er stets lehrhaft gestimmt und erzählte diesmal aus Anlaß der Krippe die Naturgeschichte der Weiden, die gerne am Bache wachsen und recht tüchtig hin und her wedeln, wenn der Wind geht. Dann sprach er von den Holzkohlen, daß dieselben aus Holz gebrannt würden, gleichsam wie die Ziegeln aus Lehm, daß sie dann der Schmied zum Eisenmachen brauche, daß der scharfe Schnitzger, mit dem er hantire, ohne Kohlen nicht hätte zu Stande kommen können, daß es daher recht und billig sei, daß der Schnitzger jetzt mithelfe, den Kohlen eine neue Krippe zu machen, weil die Dankbarkeit eine Tugend und Zier sei aller Creatur. — So wird dem Weisen auch das einfache Handwerk zu einer Quelle der Weisheit. Den Erwachsenen gegenüber war er der Humorist, erzählte die Schwänke vom daumlangen Hansel, von dem

Eulenspiegel oder „Eigenspiegel“, wie er sagte, von den sieben Schwaben auch, zum Exempel, wie sie ein Haus bauten, bei dem sie vergaßen, Fenster zu machen, so daß sie das Licht in Säcken hineintragen mußten, und so weiter.

Dabei wurde viel gelacht, aber der Korbflechter erklärte, es sei in solchen Sachen viel Wahrheit drin, und die sieben Schwaben wären noch nicht ausgestorben, selbst in Abelsberg seien etliche Nachkommen derselben zu finden, so die Thurmbauer von Abelsberg, welche das Geld, aus dem ein zweiter Kirchthurm hätte erbaut werden sollen, vertranken, worauf sie den einen Thurm doppelt gesehen; oder der Türken-Sepp, der sich bei einem Heutrogkauf aus Irrung durch einen Zweiten selber gesteigert hat; oder der Amtmann, der den Schulmeister einsperren ließ, weil der Gutsherr geschrieben, er wolle diesmal sein Namensfest durch ein großes Essen feiern, woran sich die Bürger mit Einschluß des Schulmeisters betheiligen sollten; oder der Bürgermeister selber, der vom Gemeindediener beim Wildern ertappt und in's Gemeindehaus getrieben wurde — das wären lauter Streiche, wo die Schlauheit von der Dummheit geschlagen werde. Eine ähnliche Moral war allemal das Käpplein, das der Korbflechter solchen Geschichten schließlich aufsetzte.

Weil der Korbflechter ein ganzer Mann war, bei dem jedes Wort eine That ist, so war am achten Tage die Krippe fertig.

Der Bauer von der Lärchlend kam, trat in die Stube und stieß einen Schrei aus. Der Korbflechter erschrak; sollte dem Bauer die Krippe nicht recht sein?

„Ueber und über recht!“ rief der Bauer, „eine brave Form, die rechte Größe, was nicht leicht ist.“

„Ja, das glaube ich, daß es nicht leicht ist,“ versetzte der Flechter, „wenn Du sagst, fünfzehn Faß Kohlen muß sie

tragen, da nimmt der Mensch den Bleistift und rechnet. Wäre das Ding viereckig oder rund, so möchte Umfang und Durchschnitt leicht berechnet sein, aber Sachen, die unten eng sind und in der Mitten einen Bauch haben sollen — mein Lieber, da gehört schon ein Kopf dazu!"

„Ist ja Alles recht, aber Flechter, aber Korbflechter!" rief der Bauer wieder, „wie bringst denn das Ungethüm bei der Thür hinaus?!"

„Herr Jesses, auf das hab' ich vergessen!"

— — Das ist die Geschichte vom gescheiten Korbflechter zu Ober-Abelsberg. Wie sich der Conflict zwischen der Kohlenkrippe und der Hausthür gelöst hat, das erhellt nicht; wahrscheinlich hat erstere müssen nachgeben und sich in hundert Trümmer auseinanderreißen lassen. Wenn nicht, so steht sie heute noch in der Stube.

Wo ist der Frauentag?

Vor etlichen Jahren war's, an einem Palmsonntag, da die Bauernknechte, ihre Palmbuschen (Weidensträuße) wie riesige Kehrbesen über der Achsel haltend, vor der Kirche standen. Sie zündeten ihre Pfeifen an, denn der Gottesdienst war vorüber; „tütschten" mit den rothen Eiern, die sie bei sich hatten, weil die Burschen zur Osterzeit mit solchen Eiern beschenkt werden, und zwar von den Mädchen, die freilich nichts umsonst thun, sondern Alles wieder zurück haben wollen. Die „zertütschten" Eier wurden vollends entschält und das hartgesottene Weiße mitsammt dem Dotter in den Mund gesteckt. Der ganze Kirchhof war mit den rothen Schalen bestreut, und es bereitete sich allerwärts in der Erdenfeuchte des Bodens und des Menschenherzens ein stilles Keimen vor. Einer oder der Andere scherzte mit einem Weibsbild, indem er ihm ein „Palmkatzel" hinter das Busentuch steckte. Die Weiber thaten, als nähmen sie's nicht rechtzeitig wahr oder hätten die Hände nicht frei, um sich zu wehren. Und im Grunde macht's ja nichts, das „Katzel" ist schon geweiht!

Nur Eine sagte zum Biegelbauer-Buben: „Du, Franzl! Ob Du mir in acht Tägen, wenn Du die Weihfleisch-Butten (Osterfleisch-Kübel) in die Kirchen tragst, auch was zustecken wirst, möcht' ich wissen!"

„Mit den heiligsten Sachen liebeln sie, die Saggra!" — rief der alte Biegelbauer dazwischen, „und ist's kein Wunder, wenn nachher zur Sommerszeit das Palmholz nicht helfen will gegen Blitz und Hagel, wenn solche Sünden d'ran hängen. Auseinander geh', Lottergesindel, vertracktes!"

Freilich theilten sich die Wege, aber das Dirndl verspürte unter dem Pfaidlein doch das weiche „Palmkatzel", welches sich einnistete, mit der Anwartschaft, daß auch das geweihte Fleisch nicht mehr fern sei. Die Feste des Jahres und die Sitten des Landes, ob sie der Mensch aufstellt oder Gott vom Himmel giebt: das junge Volk schlingt sie um seine Herzen.

Einer aber war an diesem Palmsonntag unter der Menge, dem waren die Weibsbilder ein zu geringes Ding, als daß er auch nur Ein „Katzel" an sie verschwendet hätte. Er war nicht alt und nicht jung, er hatte einen schmalen schwarzen Bart, der von seinem blassen, hagern Gesichte spitzig über den rothen Brustfleck niederging. Sie hießen ihn den „narrischen Hasel", nicht weil er gescheiter war als alle Anderen, sondern weil er mehr simulirte, las und wußte. Es war eben nicht die Bauerngescheitheit. Er war nicht sowohl klug und verschmitzt, er war Einer, der sich fortwährend damit ängstigte, „unser Herrgott ließe die Leut' im Stich". Er war seines Zeichens ein Wagenmacher, war auch Soldat gewesen und also ein wenig in der Welt herumgekommen, und von Natur nachdenklich, ging die Philosophie seiner Erfahrungen dahin: Wenn Gott noch was d'reinzureden hätte, so müßte es anders sein auf dieser Welt! „Der Wagen hat nicht mehr seine vier Räder," pflegte er zu sagen, „es muß eins ausgerutscht sein, weil's gar so höllisch wild hinschleift. Wenn ich nur dahinterkäm', welches!" Im Ganzen

war seine Gesinnung gar christlich, so daß er im Sprengel für den „Festesten im Glauben“ galt. „Hat er im Kopf um ein Radel zu viel,“ meinten die Witzigen, „dafür ist er eben ein Wagner.“

Auch dieser narrische Hasel hatte heute seinen Palmbuschen auf der Achsel. Jetzt aber, da sie aus dem Kirchhofsthor traten, sagte er zu seinem Nachbar: „Du könntest mein Palmesel sein, wenn Du so gut wärest. Dort sehe ich den Pfarrer gehen, mit dem hab' ich was zu reden.“

Der so Angesprochene nahm willig den Palmbuschen an sich, und der Hasel eilte dem Pfarrer nach. Dieser wollte eben die Thür des Pfarrhofes hinter sich zumachen, als der Wagner rief: „Mit Verlaub, ich möcht auch nachschlupfen!“

Und als sie Beide im Zimmer waren, zwischen den weißen Wänden und Vorhängen, und zu den hellen Scheiben die Sonne hereinschien auf den Tisch, wo das vergoldete Crucifix stand und das lateinische Buch lag, und die Glasaugen und die krötenschalene Schnupftabaksdose dabei, und als der würdige Pfarrer sein Sammtkäppchen abzog, so daß die schlichten grauenden Haare sein volles, wohlgeröthetes Gesicht schier anmuthig begrenzten, und er nun so in seinem schwarzen Taffet-Talare im Zimmer auf und ab ging, sich die weißen, geweihten Hände reibend, fragte er den Miteingetretenen: „Ei nun, was bringt der Wagner-Hasel Gutes?“ Da neigte der Hasel mehrmals wie vorwurfsvoll den Kopf.

„Heute in acht Tagen,“ sagte er, „haben wir den heiligen Ostersonntag.“

„Hoffen ihn gesund zu erleben,“ entgegnete der Pfarrer und rückte ihm einen Sessel zurecht.

„Ich danke schön. Ich bleibe stehen," sagte der Hasel. „Ich thu' nicht lang' um, ich will nur fragen, wer alljährlich die Ostern hin und her schiebt, daß sie das einemal so früh und das anderemal so spät kommen?"

„Wer anders, mein Lieber, als Der, welcher Sonne, Mond und Sterne in seiner Hand hält!" sagte der Pfarrer.

Dann der Hasel: „'s ist das recht wunderlich! Die kleinen Täglein der Heiligen, um die sich kein Mensch kümmert, stehen fest wie ein Steinblock auf der Gemeinwiese, und die großen, die schweren, das Ostern, Pfingsten, Frohnleichnam, die lassen sich rutschen wie ein Steirerwäglein, und die heilige Pfingsttaube wird zwischen Mai und Juni hin und wieder gejagt, als wie ein fremder Vogel, den man gern fangen möchte und nicht erwischen kann."

„Die beweglichen Feste," sagte der Pfarrer, „sollen eben zeigen, daß jeder Tag des Herrn ist."

„Wie man liest," bemerkte jetzt der Wagner recht brav, „soll aber deswegen in alten Zeiten der starke Osterstreit gewesen sein."

„Richtig, da wollte die eine Partei zu Ostern blos das letzte Abendmahl Christi feiern und die andere nur seine Auferstehung von den Todten. Und weil sie sich nicht haben einigen können, so ist auf der Kirchenversammlung zu Nicäa beschlossen worden, Ostern solle die Auferstehung sein und der Herr im Himmel selber solle alljährlich die Zeit dafür bestimmen."

„Und — wenn man fragen darf — läßt der Herr das den Kalendermachern allemal wissen?"

„Gewiß, denn wir lesen es in seinem ewigen Buche, dem Sternenhimmel. Mich freut es, Hasel, daß Du Dich um solche Sachen bekümmerst, anstatt Allotria zu treiben, wie

Andere. Und ich sage Dir's gerne, wie die Osterzeit bestimmt wird. Der einundzwanzigste März ist, wie Du weißt, nach dem Kalender der erste Frühlingstag. Von diesem Tag an der erste Vollmond und von diesem Vollmond der erste Sonntag ist der Ostersonntag."

„Daß es so sein soll, hat die Kirchenversammlung beschlossen," bemerkte der Hasel. „Und deswegen — ich bin schon so grob und sag's frei heraus — werde ich nicht den Herrgott, sondern die Kirchenversammlung verantwortlich machen, wenn der Ostertag, wie dies Jahr, auf den fünfundzwanzigsten März fällt."

„Und ist dem Hasel das etwa nicht recht?" fragte der Pfarrer.

„Ich bitte, hochwürdiger Herr, wo ist heuer der heilige Maria-Verkündigungstag?" *)

Ueberaus ernsthaft war diese Frage des Mannes. Der Pfarrer war auf eine solche Forderung für den Augenblick nicht gefaßt. Der Hasel fuhr fort:

„Fällt der Frauentag sonst auf einen gemeinen Sonntag, gut, so fällt er auf einen Sonntag und wird gehalten. Der glorreiche Ostertag, der als größtes Fest des Jahres die Fahne schwingt und noch den rothen Schleppmantel des Ostermontag nachzieht, der läßt keinen andern neben sich aufkommen, und gar am wenigsten einen solchen Frauentag, wo der auferstandene Gott wieder menschlich kleinweis anhebt."

„Hasel!"

„Hochwürdiger Herr, ich bin ein Christ und weiß, was der Mensch zu glauben hat. Und ich frage noch einmal, wo ist dies Jahr der Maria-Verkündigungstag?!"

*) Es war im Jahre 1883, da der Ostersonntag auf den 25. März fiel, als an dem Tag, an welchem die Kirche sonst das Fest Maria-Verkündigung feiert.

„Es ist schön von Dir, Hasel, daß Du auf die Frauenfeste so viel hältst! Leider Gottes, die Neuzeit schimpft, daß zu viele Feiertage wären! Da ist gleich einer dahin!" So der Pfarrer, sehr froh bei sich, daß ihm in bedrängter Stunde dieser Vorwand eingefallen.

Der Hasel schüttelte den Bart und fuhr fort: „Sonst, wenn dieser Frauentag auf den Charfreitag oder Ostertag gefallen ist, und es geheißen hat: die Char- und Ostertage nehmen keinen Marientag an, so ist solcher verlegt worden nach rückwärts oder vorwärts, und ist auf dieselbige Meinung der Mittwoch vor Ostern oder einer nach dem weißen Sonntag roth angestrichen worden. Heuer nehm' ich den Kalender und suche hinten und vorn und suche umsonst! Ich aber sage Euch, Herr: wenn Ihr diesen Verkündigungstag aus der Welt schaffet, so werden wir auch keinen Christtag haben!"

„Laß das gut sein! Du bist Dein eigener Herr, Wagner, und Du kannst Dir ja beliebig einen anderen Tag aussuchen zum Wirthshaussitzen, wenn Dir die Osterfeiertage dazu nicht lang genug sind!"

„Nicht das, Hochwürden, nicht das!" rief der Hasel, über ein solch grobes Mißverständniß schier aufgebracht. „Man muß auch eine Gerechtigkeit haben für die anderen Leut'. Wie viel giebt's nicht Weiber, denen Maria-Verkündigung zu ihrem Namenstag gegeben worden ist und die sich das ganze Jahr darauf freuen, weil sie am Namenstag ihre Ehren kriegen nach altem Brauch mit Schellen und Hafendeckeln eingeläutet, im Brunnentrog abgescheuert und dann mit Wein getauft werden, ihre Angebinde bekommen, und wo sie mit der heiligen Namenspatronin wieder auf ein Jahr Bund schließen! Von so was ist bei uns ohnehin keine Rede, wie etwa bei den Lutherischen im Ennsthal oben, wo auch Jedes,

groß oder klein, seinen Geburtstag hat. Die Unseren haben nur den einzigen Namenstag, und jetzt wird ihnen auch der noch wegstibitzt; ich frage: ob das in Ordnung ist!"

„Was das den Hasel angeht!" sagte der Pfarrer, „so viel ich weiß, hat er keine Mutter, keine Schwester, kein Weib, keine Tochter, die auf Maria-Verkündigung getauft wäre."

„Aber Geld hab' ich einzubringen, das darauf getauft ist!" versetzte der Hasel und machte ein gar wichtiges und ein gar verzagtes Gesicht.

„O Heide!" schrie der Pfarrer.

„Geldsach'!" sagte der Andere. „Ich will's ja erzählen, was ich für einen Schaden hab', seit auf den christlichen Kalender kein Verlaß mehr ist. Mit dem Martin in der Haut geht's her."

„So," sagte der Pfarrer, „da geht's schon mit dem Rechten her! Im ganzen Pfarrviertel Haut habe ich keinen liederlicheren Gesellen als den Martin."

„'s ist der nämliche. Dem habe ich im vorigen Herbst einen Feldwagen machen müssen. Zum Holzäpfeleinführen, sagt er. Ja, sage ich, sechzehn Gulden kostet er, weil das Birkenholz für die Räder hart zu kriegen ist. D'rauf macht er ein saures Gesicht, und wie ich das sehe, denke ich: Teufel! und mach' auch ein saures Gesicht."

„Ich glaub's, ein Wagen zum Holzäpfelführen!" lachte der Pfarrer.

„Es wäre so, Hochwürden, es wäre so! . . . Der Martin in der Haut macht den Mund auf, ich sage: den Mund und nicht den Geldbeutel! Mir stockt der Athem. Der Wagen ist rechtschaffen schön, sagt er, und kurst die Deichsel hin und her. — Und stark! sage ich. — Und nicht schwer!

sagt er, dieweilen er ihn zur Prob' mit der Hand vor- und rückwärts schiebt. — Der Schmied allein kostet vier Gulden siebzig Kreuzer, sage ich. — Bis ich den Holzäpfelmost verkauft hab', sagt der Martin, wenn Du mir auf das Geld so lang wolltest warten. — In Gottesnamen! hab' ich gesagt. — Und bis vor Weihnachten gehe ich zum Martin in der Haut: daß ich mein Geld wollt'! — Aber Hasel, sagt er, ich hab' ja den Most gar nicht verkauft. — So wird er noch im Keller sein, ist meine Gegenred', ich nehm' ihn im Faß für die Schuld.

D'rauf giebt mir der brave Mann zur Antwort, der Holzäpfelmost wäre auch nicht mehr im Keller, sondern er hätte ihn ausgesoffen."

Der Pfarrer that einen hellen Lachschrei.

„Mir nicht, mir," fuhr der Hasel fort, „mir ist eher um's Weinen gewest, denn um's Lachen! Ich werde grob und drohe ihm mit dem Gericht. Darauf wird der Martin ganz demüthig und sagt, er sehe es ein, ich müsse zu meinem ehrlich verdienten Gelde kommen. Aber jetzt könne ich ihn auf den Kopf stellen, es fiele aus ihm nicht ein bayerischer Pfennig heraus. Ich sollt' mit dem Wagen, den ich ihm gemacht, meine Seel' in den Himmel führen und noch ein wenig Geduld haben. Das Dreiundachtziger Jahr wäre vor der Thür, und in demselben würde es seine erste und größte Sorge sein, daß ich zu meiner Sach' käm'. Bis längstens zu Maria-Verkündigung hätt' ich mein Geld. — Bis zum 25. März, denk' ich und sag': Gut, Martin, aber es ist mein letztes Wort: wenn ich zu Maria-Verkündigung nächst Jahr mein Geld nicht hab', so lass' ich Dich mitsammt Deiner letzten Hosen verganten! Schriftlich hat er mir's gegeben, der Gauch, der Schelm!"

„Nun ist's mir freilich klar," versetzte der Pfarrer, „daß Dir an dem heuer ausfallenden Frauentag so viel gelegen ist. Indeß ist der Fuchs noch zu fangen. Unter dem fetten Köder des Osterfleisches ist die Schlinge doch gelegt. Siehe einmal!"

Der Pfarrer nahm den Kirchenkalender zur Hand, da stand unten in der Anmerkung: „Auf den 25. März fällt auch das Fest Maria-Verkündigung; dasselbe ist angemessen der österlichen Zeit zu begehen."

„Nachher will ich meinen Martin schon kriegen!" sagte der Wagner. „Und jetzt bedank' ich mich fleißig für die christliche Auskunft, und nichts für ungut! Jetzt will ich schauen, ob mein Palmesel noch draußen steht."

Er machte eine recht hübsche Verbeugung und drehte sich zur Thür hinaus. Der Pfarrer nahm eine Schnupftabaksdose, klopfte sie, that sie auf, nahm eine Prise zwischen die Finger und sagte ganz laut: „Das sind die guten Christen, das!" — und schnupfte.

Inhalt des ersten Bandes.